

Helmut Martens

**Vergangenheit die nicht vergeht. Zukunft, die
uns (noch) offen steht**

**Literarisch-philosophisch angeregtes Erinnern und Nach-
denken in beunruhigender Zeit**

Einleitung

Erfolgreich scheitern

Schöpferisch- nie vollendet – erschöpft –weiter unterwegs

**Nicht träumen vom Unendlichen, sondern unsere Welt ergreifen
Als Prolog eine literarisch-philosophische Reflexion zum Denken von
Stanislaw Lem und Albert Camus**

I. Wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert

Vorbemerkung

Hölderlin-Jahr 2020: Neuaufbruch in unser demokratisches Projekt der Moderne oder auf dem Weg zu dessen Ende auf dem Friedhof der Träume?

An der Schwelle zur Moderne – Hölderlins Geburtsjahr 1770

Von heute aus zurückgeblickt. Lyrische Annäherungen – Gedichte

Demokratisches Projekt der Moderne

Den Menschen so fern

Lebensatem vom Frost bedroht: Fahnen

Autokraten

Alphatiere

Dialektik der Aufklärung: Denis Diderot

Alexander und Epikur

Ortlos

Was uns möglich ist

Handelt zusammen

Hölderlin lesend – Raum gebend meiner Welt

Am Greifswalder Bodden - Melancholie

Friedrich Hölderlin - ein deutscher Jakobiner in *dürftiger Zeit*

**Und heute in wieder finsterner werdenden Zeiten: Ein Tag im Februar –
oder unsere Welt am sonntäglichen Frühstückstisch**

Lyrisch auf den Spuren meiner Zeit

Aufhaltsame Aufstiege

Denken und fühlen: Susan Sontag

Eva Strittmatter: Entdeckung im Zwiegespräch

Verwehend, künftig zu, jetzt

Über dem Strand die Sterne

Lichtgeschwindigkeit - 299.792.458 Meter pro Sekunde

Ganz diesseitig Rilke lesend

Hoffnung

Der tanzende König ist nackt

Abendspaziergang

**Morgenröte oder neu entfachte Brände. Herausforderungen heute –
Gedichte**

Die vierte Gewalt

Menetekel

In einer aus den Fugen geratenen Welt

Solidarität

Verlorene Zukunft oder neu gewonnene Freiheit

II. Vergangenheit, die nicht vergeht

**im Dialog vergegenwärtigt, Möglichkeiten öffnend
Annäherungen an Paul Celan**

Vorbemerkung

**Abgrundserfahrungsdichtung - Sprachgitter – Aufbruchserfahrungsglück. Ein
Essay**

Der Schoß ist fruchtbar noch, doch Nichts, nichts ist verloren – acht Gedichte

Thüringen 05.02. 2020

Schlafwandler

Paul Celan – Gegenwärtige Geschichte

Anderer Neigungswinkel

Paris 2000

Apokalypse Now – oder Prometheus in der Hölle

Es herrscht Ruhe im Land – wieder einmal, anders jetzt, noch!

Demokratisches Projekt der Moderne

***Erklär mir (diese) Liebe – ein Briefgeheimnis und ein Traum von Möglichkeiten:
Annäherungen an Paul Celan und Ingeborg Bachmann in Prosa und essayisti-
scher Form***

Macht des Lebens über den Tod hinaus

Zum Untergang im Anderen bestimmt?

Rätsel

Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren

Bleiben oder auch nicht

Einige suchen

Mondlicht

Die Revolte leben

III. Zum Schluss im Blick nach vorn

Friedrich Hölderlin, Paul Celan, Albert Camus – eine philosophisch-literarische Reflexion in zwei Gedichten und Kommentaren

Im tiefen Ernst immer und ohne Heiterkeit

Erster Kommentar

Unbeschwert

Zweiter Kommentar

Demokratie und Transformation nach Corona – 18 Thesen im Kontext einer sozialwissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Reflexion

Zwischen zwei Schwarzen Vorhängen –im Blick nach vorn

Der unverstellte Zugang zur Wirklichkeit

Neue Allianzen für eine „große Transformation“?

Immense Herausforderungen und Corona als (letzte) Chance?

Neue Allianzen als mögliche Impulsgeber der „großen Transformation“

Krisen als Brennspeigel ihrer Zeit – die Corona-Krise als Risiko und Chance – 18

Thesen

Das Neue ist immer der unwahrscheinliche Fall, aber es ist möglich – eine Schlussbemerkung

Angelina – Christa Wolf

Die Revolte Albert Camus‘ und die Perspektive eines digitalen Sozialismus

Planung funktioniert: nicht in Mises‘ Theorie, mit Sicherheit aber in der Praxis

Allzu sorglos bei unserer Arbeit und nicht bei uns – ‚verdichtende‘ Reflexionen

Der Arbeitskraftunternehmer

Bei unserer Arbeit, nicht bei uns

Outdoor-Training

Die Anmaßung des Wissens

Poesie, Philosophie und Wissenschaft im Licht des Denkens Albert Camus‘:

Postskriptum

Ich hatte immer das Gefühl, auf hohem Meer zu leben, bedroht, im Herzen eines königlichen Glücks.

Albert Camus

Einleitung

Erfolgreich scheitern

Ich bin erfolgreich gescheitert, immer wieder - in den achtunddreißig Jahren meiner Erwerbstätigkeit als empirischer Sozialforscher und in den inzwischen zehn Jahren meiner nachberuflichen Praxis. Ich zähle mich, in den Worten Albert Camus', zu jenen, die *schließlich durchhalten, weil sie verstehen wollen*. Als ich aufgebrochen bin, verstört angesichts der schlafwandlerischen Selbstsicherheit, mit der meine ersten Jugendfreunde allein darum bemüht schienen, sich einzurichten in der von ihnen vorgefundenen Welt, hatte ich kühnere Träume. Das Beste, was ich heute von mir sagen kann, ist: ich bin weiter unterwegs.

Erst am Ende meiner Schulzeit, in der ich für mein Leben wenig gelernt habe, entdeckte ich die Liebe zur Literatur. Sie half mir, als ich angesichts einer sozialen Wirklichkeit erschrak, der ich nun erstmals schroff ausgesetzt gewesen bin. Ich habe dann studiert, die Wissenschaften von der Politik und der Literatur. Getrieben vom Schwung der 68er Bewegung habe ich die schöne Literatur bei Seite gelegt. Als Arbeitsforscher habe ich meinen langen Marsch durch die Institutionen begonnen. Er führte mich, über viele Auseinandersetzungen, heraus aus der Revolte an den Rand des Wissenschaftsbetriebs. Der ist aus seinen alten Wurzeln neu erwachsen an den Massenuniversitäten unserer Zeit. Hier geht es letztlich nicht mehr um Erkenntnis. Denn in unserer Gesellschaft, manche sagen ‚Wissensgesellschaft‘ zu ihr, zielt die Wissenschaft darauf, statt Wahrheitssuche zu betreiben Wissen zu erzeugen. Es geht um Nützlichkeit. Die meisten mühen sich so ab um Zuarbeiten für das Weiter-so im herrschenden, geschäftigen Getriebe unserer Zeit. Und das geschieht mit einiger Gedankenlosigkeit. Arbeitsgesellschaften sind es, die uns prägen für die Erzeugung neuen Wissens zur Produktion von immer neuen Waren. Das Desinteresse an der Wahrheit, von dem Hannah Arendt in ihrem Denktagebuch spricht, greift weiter um sich.

Der Wissenschaftsbetrieb an der modernen Massenuniversität ist heute gründlich durchökonomisiert. Sich an seinem Rande zu behaupten, erfolgreich scheiternd, beförderte einen Tunnelblick. *Wissenschaft und Religion, weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind dem Denken gleich feindlich*, schrieb Hannah Arendt schon vor bald siebzig Jahren. Freies, philosophisches Denken hingegen sei *die einzige Quelle menschlicher Freiheit*. so hat sie weiter argumentiert. Mir blieb lange viel zu wenig Zeit dafür. Und die großen *Dichter, die über den Vorrat des menschlichen Gedächtnisses Wacht halten, indem sie die Worte finden und prägen, an die wir anderen uns dann halten*, habe ich so allzu lange kaum intensiv gelesen.

Seit einem Jahrzehnt betätige ich mich nun als freier Publizist. Ich habe den Zusammenhang von Wissenschaft, Philosophie und Politik neu durchdacht. Immer wieder komme ich auf das freie philosophische Denken zurück, wie es sich seit Beginn der europäischen Aufklärung entfaltet hat. Als Intellektueller mühe ich mich, es – und erst darüber geschärft mein sozialwissenschaftliches Wissen - gegen den Selbstlauf der Zeit zur Geltung zu bringen. Dazu versuche ich, unter anderem, Einsichten meines Denkens mit literarischen Mitteln selbst zu ‚verdichten‘. Ich meine, einigermaßen verstehe ich mich inzwischen darauf. In Hans Magnus Enzensbergers *Elixieren der Wissenschaft* lese ich, dass die Naturwissenschaften mit bemerkenswerter *Kühnheit neues sprachliches Terrain erobert haben und sich dabei poetischer Techniken bedienen*. Doch, so schreibt er weiter, *die Poesie der Wissenschaft liegt nicht offen zutage. Sie stammt aus tieferen Schichten*. Es sei aber kein Geheimnis, dass *Philosophie, Dichtung und Wissenschaft ursprünglich Hand in Hand hingen. Ihre gemeinsame Wurzel sei der Mythos*. Im Blick auch auf solche Wurzeln versuche ich weiterzudenken. Philosophie, Dichtung und Wissenschaft miteinander immer eng verschränkt.

Das erweist sich als hilfreich. Doch ich scheitere erneut erfolgreich. Gewiss, ich betreibe seit zehn Jahren eine eigene Homepage. Mit ihr erreiche ich immerhin eine langsam wachsende Zahl von Menschen. Doch alle meine Anstrengungen, herauszukommen aus meiner kleinen arbeitsforscherischen Nische, alle Bemühungen um eine größere öffentliche Resonanz, sind letztlich vergeblich geblieben. Meine Homepage ist für mich, als freier Publizist, meine Strategie *als Kunst der Aushilfen*. Die beiden Autoren, bei denen ich diese Formulierung gefunden habe, schreiben zum Schluss ihres großen Buches über *Geschichte und Eigensinn*, alles Nützliche bestehe in Aushilfen. Als nützlich begreifen sie ein eingreifendes Denken gegen den besinnungslosen Selbstlauf der Zeit.

Darum ist es mir in diesem Buch zu tun - in einem weiteren Versuch. Ich habe aus allen drei Bereichen meiner intellektuellen Arbeit Texte neu zusammengestellt – und weiter fortgeschrieben. Sie sind zu einem Teil bislang unveröffentlicht. Das gilt für die fast in lyrische Form gebrachten Thesen zu Stanislaw Lem und Albert Camus, mit denen ich dies Buch beginne. Ebenso für den sozialwissenschaftlichen Text zu Demokratie und Transformation gegen sein Ende hin. Um sie kreisen meine Überlegungen. Auch hier will ich meinem Denken Ausdruck geben in einer Sprache, deren Rhythmus ihm entspricht. Nicht lyrisch, aber doch in einer Form, die ahnen lassen soll, dass unsere Lebenswelt ein Kunstwerk ist, um das wir uns stets neu bemühen müssen. Unser *menschliches Kunstwerk*, wie Hannah Arendt schreibt. Dazwischen liegen Texte, die an Hoffnungen erinnern, die ein Dichter hegte am Beginn des demokratischen Projekts unserer Moderne - und an die Verheerungen, die dann kamen, als andere versucht haben, sie zu verwirklichen. Ein anderer Lyriker brauchte seine ganze Kraft, sie zu vergegenwärtigen – aufs Neue immer wieder.

Es sind Annäherungsversuche ans Dichten und ans Denken Friedrich Hölderlins und Paul Celans. In Gestalt von Essays, Lyrik, Kurzprosa habe ich sie unternommen.

Nicht zuletzt sind sie Ergebnis langer innerer Dialoge. In lediglich sehr kleiner Zahl von je 100 Exemplaren sind sie in einem kleinen Dortmunder Verlag erschienen. Corona hat bislang verhindert, dass ich diese Reflexionen immerhin ein wenig unter Leute brachte. Und die Corona-Pandemie gibt mir danach den Anlass, weiter nachzudenken, darüber dass jede Krise nicht nur Risiken, sondern auch Chancen in sich birgt. Ob diese eine Chance sein wird, das ganze Ausmaß all der Krisen unserer Zeit etwas klarer zu erfassen, wird sich zeigen. Ein Fenster der Gelegenheit vielleicht. Noch steht es, denke ich, uns offen. Noch immer brach das Neue gänzlich unerwartet in die Welt herein; und dennoch ist es immer wieder möglich.

Folgerichtig endet dieses Buch mit einer Reflexion, in der ich unterschiedliche Blickwinkel ausleuchte und verknüpfe. Sie sollen unsere Welt - menschengemacht und ein Raum unausgeschöpfter Möglichkeiten, doch auch bedroht, zunehmend, von den Krisen unserer Zeit - besser kenntlich machen, dass neues Nachdenken zu anderem Handeln daraus folgen könnte. Man kann sehen, ich vermag sie nicht zu trennen: den Sozialwissenschaftler, inzwischen philosophisch leidlich gut fundiert, und den Schreibenden, der seine Welt inzwischen literarisch zu gestalten und auf solche Weise besser auszuhalten sucht.

Erinnerungsjahre - 2020 in Bezug auf Friedrich Hölderlin und Paul Celan, Stanislaw Lem dann 2021 – sind mir der äußere Anlass, die Kapitel dieses Buches miteinander zu verknüpfen. Die Vertiefung in die Werke aller drei, die so verschieden sind, literarisch, philosophisch und im Fall von Lem auch wissenschaftlich. Im Blick auf unsere Welt, die immer noch so fortschrittsgläubig ist, verschafft sie weiter Klarheit. Ich hoffe sehr, dass ich den Leser*innen dieses Buches das vermitteln kann. Doch um den Glanz und zugleich auch das Elend dieser Welt besser zu versteh'n, um sie nicht nur zu denken, sondern um in ihr zu leben, kommt einem anderen für mich große Bedeutung zu. Und so ist in diesem Buch wohl nicht zu übersehen, dass das Denken Albert Camus' stets gegenwärtig ist - in meinen Überlegungen und in diesen Texten. Gleich zu Beginn und dann am Ende dieses Buches tritt das besonders klar hervor. Über den Linksnietscheanismus seiner existenziellen Philosophie führt mich kein Weg hinaus.

Im vergangenen Jahrzehnt habe ich wiederholt versucht, herauszukommen aus der Nische, die ich zuvor als Arbeitsforscher mir gesichert habe. Mit der Erfahrung, dass dies nicht gelingen will, bin ich noch nicht ‚fertig‘. Mithin ist dieses Buch ein weiterer Versuch, meines Denkens Ausgangs- und Anknüpfungspunkte miteinander zu verknüpfen: Sozialwissenschaft, nach Kräften philosophisch sicherer fundiert, und die Gelegenheitsschriftstellerei. Ich hoffe es ist mir in neuer Form und kreativ gelungen. Vielleicht gelingt es mir so auch mit diesem weiteren Versuch erfolgreicher zu scheitern als bisher.

Schöpferisch- nie vollendet – erschöpft –weiter unterwegs

Schreibend gestalten sie kunstvoll eine ganz eigene Welt
ihren Teil zukünftiger Gegenwart die großen Dichter
so bleibt aufgeschrieben das dialogisch Gewonnene
immer unabgeschlossen doch wohldurchdacht
und immer hat ihre Arbeit sie selbst verändert
hätten sie an sich bemerkt dass sie das
so Gedacht- und Gestaltete später
für immer so lassen würde
unverändert stets gleich
sie wären entsetzt

Das hieße Stillstand
doch abgeschlossen ist nichts
das Werk fertig bei Seite gelegt mag
dauern doch andren bald andres bedeuten
den Dichter hat es erschöpft und weiter gebracht
er wendet sich Neuem zu das ihn fordert und lockt
anders wäre sie ja auch geendet all seine Lebendigkeit
Und wie er sich weiter Welt anverwandelt wird er ein anderer
stets neu nie vollendet so geht es uns allen mit der Arbeit dem Leben
so ist die Welt und zur Kunst sie uns anzuverwandeln sind wir alle begabt.

Wenn ich so lese wie andere versuchten in ihrer vielgestaltigen Welt
zu entwirren was ihnen da so begegnet verdreht und verkehrt in
Selbstverständlichkeiten ihre Gedanken entzünden ein Licht
hier recht vertraut dort ganz Neues aufschließend
an diesem Leben des Geistes in seiner Welt,
geräumig und unabgeschlossen um uns
hab ich so Teil wie eingetaucht
in den erhellenden Schein
glücklicher Tage
neu lernend
im Glanz
einer wärmenden
Spätsommer-Sonne
glitzernd gegen ihr Licht
so wie ein Spinnennetz oder doch
eher schimmernd wie die Libellenflügel
kein Gespinnst worin man gefangen wird vielmehr
ermuntert sich selbst hinaufzuschwingen einander nah
voneinander beschwingt gemeinsam im Flug durch die Lebenszeit
lebendig in stets neue Farben die Freiheit des Denkens getaucht neu beginnend

Ich wünschte wie die meisten Menschen, dass unerschütterliche Wahrheiten existierten, dass nicht alles durch den Einfluss der historischen Zeit erodiert würde, dass irgendwelche ewigen Feststellungen existieren, und sei es auch nur im Bereich der Werte, denen der Mensch huldigt, der grundlegenden Werte etc. Man kann es kurz fassen: Ich dürste nach dem Absoluten. Aber gleichzeitig hege ich die tiefe Überzeugung, dass es nichts Absolutes gibt, dass alles historisch ist, dass man sich der Geschichte nicht entziehen kann.

Stanislaw Lem

Da ich mir bewusst bin, mich nicht von meiner Zeit trennen zu können, habe ich beschlossen eins mit ihr zu sein. (...) Da ich weiß, dass keine Sache siegen wird, liebe ich die verlorenen: Sie erfordern die ganze Seele, die sich gleich bleibt in ihrer Niederlage wie bei ihren vorübergehenden Siegen. (...) Zwischen der Geschichte und dem Ewigen habe ich die Geschichte gewählt, weil ich Gewissheiten liebe. Ihrer wenigstens bin ich sicher, und wie sollte ich diese Kraft, die mich zerdrückt, leugnen?

Albert Camus

Nicht träumen vom Unendlichen, sondern unsere Welt ergreifen

Als Prolog eine literarisch-philosophische Reflexionen zum Denken von Stanislaw Lem und Albert Camus

Literarisch richte ich den Blick zunächst zurück auf mehr als fünfzig Jahre **meiner Lebensspanne**. Das ist der Zeitraum, seitdem mir unsere Menschenwelt, in die ich hineingeboren worden bin, anstößig wurde, zum Problem, zu immer neuen Fragen. Und **die bedingen, sehr viel ferner noch zurückzuschauen**, um danach weiter unterwegs zu bleiben, einsichtiger neu aufzubrechen, denn wir sind immer unterwegs. **Und so versuche ich zuletzt dann auch vorauszuschauen angesichts der Krisen unserer Gegenwart**. Worauf es ankommt ist, dass wir dies ohne Illusionen tun, ernüchert also, nach-denkend im Blick voraus – und auch zurück. Doch ohne Träume kämen wir nicht weit. Worauf es ankommt ist: sie müssen unserem Maß entsprechen, nicht der Unbelehrbarkeit der vielen Wünsche, die wir alle immer wieder hegen. Nüchternheit also und ein Traum von dem, was uns als Menschen möglich ist, wären ein Fundament, auf dem sich weitergehen ließe, wissend um die Pflicht zur Zuversicht.

Er ist mein Zeitgenosse, doch trennen uns auch dreißig Jahre und das heißt: die Erfahrungen der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts markieren eine Trennungslinie zwischen uns. Und ich bin sicher, gerade die haben unsere Menschenwelt und ihre Träume zutiefst unterschiedlich werden lassen. Sie also liegt so zwischen uns. Den Irrsinn jener Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts hat er erlebt und dann zuerst

gestaltet in einem realistischen Roman. Als Paraphrase auf den *Zauberberg* von Thomas Mann mag man es lesen, sein *Hospital* einer *Verklärung*, seinen Roman vom Sterben – erst einzelner und dann so vieler. Jedoch von Anfang an hat ihn auch das Phantastische gereizt die Science-Fiction. Die aber ist mir sehr fremd. Aber gelernt hab ich bei ihm: man kann das uns so fast unendlich Ferne, Fremde wählen, um von dorther die Nähe schärfer zu erfassen.

Und so wird es der Philosoph, der mein Interesse auf sich zieht, und ich bemerke: in seinem Werk geht es stets um uns Menschen hier auf dieser Erde, um die Grenzen unserer menschlicher Erkenntnis und unseres Tuns. Sei es, dass seine Helden sich abmühen, die Ordnung der Gesellschaft zu verstehen, in der sie doch befangen sind und bleiben müssen. Sei es, dass sie als Einzelne, von Wissensdurst und Leidenschaft getrieben, hoffnungslos sich mühen mit einem Anspruch auf Erkenntnis, der für ihre Gattung geradezu titanisch ist. Sei es, dass er seine Romanfiguren, und seine Leser*innen gleichermaßen, mit der Frage konfrontiert, wie das ganz Andere beschaffen und zu denken sein mag. Das also, das menschlicher Erkenntnis stets entzogen bleiben wird: sei es wie jener Ozean auf *Solaris*, merkwürdig belebt, intelligent, uns unbegreiflich, zutiefst abgründig also, sei es als künstliche Intelligenz im *Golem*, der – von Menschegeist geschaffen – sich selbst weiter vervollkommnet und sich so von uns entfernt, uns unerreichbar wird.

Ihn faszinierten Wissenschaft und Technik als Ausdruck und als Träger eines Fortschritts; der ihm zugleich fragwürdig blieb. Als ein Apostel dessen, was so komme, galt er manchen. Literarisch hat er sie gestaltet, Zukünfte, die möglich schienen oder drohten. Gewiss spielt er mit dem Phantastischen, Unmöglichen in den Romanen, die er schreibt. Doch will er uns so, wie er sagt, vor Augen führen, was hier möglich ist. Und letztlich stecken die Gesetze der Natur, die uns bekannt sind, für ihn Grenzen ab – vor allem, doch nicht nur in seinen Essays. Er war ein großer Skeptiker, meinte *dass wir nur sehr wenig wissen und dass wir in die falsche Richtung gehen* - und zugleich war ihm die *flammende Vernunft* als Mensch sein Leitstern. Doch mit seinem Golem schuf er dann ein Wesen, das *sehr gescheit* und das zugleich ein *Niemand* ist. Er trennt in ihm Persönlichkeit und uns verschlossene Möglichkeiten frei zu denken, gestaltet *Golem* als den Philosophen, der *im Angriff* ist, *bar des menschlichen Elements und frei in seiner Wahl* - und der zu Philosophen spricht.

Meine Begegnung mit der Menschenwelt war anders. Geboren nach der Nacht in eine scheinbar bessere Welt – und dort in ein Milieu hinein, das Spielräume und Sicherheit verhieß – schien alles recht gut eingerichtet. Erst die Erfahrung, Dummheit und Gehorsam ausgesetzt zu sein in schier unauflöslicher Verschränkung, meine zutiefst verstörende Begegnung mit der *Pose einer Autorität* also, die prägend ist für unsere Zivilisation, wurde zum Anstoß, endlich nach-zudenken. Alles, was wohlgefügt erschienen war, wurde auf einmal fragwürdig. Und wer dann ernstlich fragt, der fragt nach Sinn und Unsinn seines Tuns, Der will nicht nur wissen, was die Wissenschaft uns lehren kann und stetig neu entdeckt. Der beginnt wirklich zu den-

ken, stets neu ansetzend, niemals Ruhe findend bei vermeintlichen Gewissheiten. Und der bemerkt, dass alles Absolute uns verborgen bleibt – und deshalb ungewiss.

Der Mensch, das seien seine Träume, lässt Lem uns seinen Golem sagen, und deren Spannweite, die sei *verhängnisvoll*. Bestimmt durch eine *Diskrepanz* zwischen *Tat und Absicht*, letztlich durch den *Hunger nach Unendlichem*. Und solche *Unersättlichkeit, gleichsam konstitutionell* uns vorgegeben, die sei *der Punkt, in dem wir uns* mit ihm *berühren*. Selbst *individuelle Unvergänglichkeit* würde uns nicht zufriedenstellen. Wir verlangten mehr, vermöchten aber zugleich nicht zu sagen, wonach wir uns denn sehnten. Eine Anthropologie also, die Lem uns sein Geschöpf so präsentieren lässt. Sie ist ein Wesen, konstruiert aus allen Bibliotheken dieser Welt und der Turing-Maschine, wie Lem es selbstironisch sagen lässt. Sein Urteil über uns, das gründet Golem so auf alles Wissen, das Menschen aufgeschrieben haben in dem vieltausendjährigen Prozess ihrer Geschichte. Dieser Prozess aber, der ist der Gegenstand all meiner fortgesetzten Arbeit, wissenschaftlich, nachsinnend, reflektierend, schreibend.

Wir aber stehen fest auf dieser Erde hat ein anderer uns gesagt. Wir brauchen keine Mythen. metaphysischen Konstrukte oder Träume von dem Absoluten, welche töricht sind. Albert Camus, der Linksnietzscheaner hat erkannt, dass uns nur Schauen und *Geduld und Liebe* gelangen lassen an der *Welt klopfendes Herz*. Und unter deren Himmel, gemischt aus Tränen und aus Sonne, hat er gelernt zu dieser Erde ja zu sagen - und nein zu dem, was falsch ist an der Menschenwelt. So die Erde *zu ertragen, zu verbrennen in der düstren Flamme ihrer Lebensfeier*, wohl wissend, dass in dieser, unsrer von uns selbst gemachten Welt unsere Idole Füße haben nur aus Ton. Nun gut, es mag wohl sein, dass solche Haltung nur schwer zu gewinnen ist – aus Angst vorm Abgrund unsrer Freiheit, die so groß und die zugleich doch endlich ist. Doch denke ich, sie ist eine Freiheit, die es zu leben lohnt, immer im hier und jetzt.

Wir sind zu Recht empört gewesen, als wir aufgebrochen sind. Gegen die *bleiernen Zeit* standen wir auf in diesem unserem Land. Abgründe der Vergangenheit, nicht länger sollten sie verdrängt sein und bemäntelt werden. Die Gegenwart, herrschaftlich zutiefst geprägt, wir wollten sie verändern. Demokratie in unserem Land, noch jung, sie schien uns unzulänglich und fragil. Es zählte sich zur freien Welt, dies Land. Die aber hatte kaum Probleme mit alle jenen Diktaturen, die ihr Märkte boten. Vielmehr galten freie Märkte ihr als der Inbegriff von Freiheit überhaupt – und von Wohlstand auch. Doch dieser Wohlstand war ungleich verteilt. Und die Führungsmacht in unserer freien Welt, sie führte einen Krieg, welcher verlogen war. Je schärfer man hinsah, desto mehr stand so in Frage. Wo waren Antworten zu suchen und vielleicht zu finden?

Es gab da ein Versprechen, an das damals neu erinnert wurde hier im Westen, nach all den Revolten die gescheitert sind in mehr als hundert Jahren. Die Hoffnung darauf hatte selbst der Stalinismus noch nicht ganz zerstört. Im kalten Krieg

dachten noch Viele, dass gegen ihn noch immer ein realer Sozialismus sprießen könnte. Der Frost, der dieses noch verhinderte, er würde weichen müssen. Und der Kapitalismus, mühsam nur gezähmt durch eine wohlfahrtsstaatliche Demokratie – in den Metropolen, nicht aber in der Dritten Welt –, er produzierte neue Widersprüche. Wir suchten anzuknüpfen an die alten Analysen – und wir waren überzeugt, den Schlüssel in der Hand zu haben, der das Elend unserer Welt erklären könnte.

Die Frage war nur, hatten wir damit auch schon den Kompass für den Weg in eine bessere Welt? Es zeigte sich sehr rasch, dass es den nicht so einfach gibt. Der *prophetische Marxismus* jedenfalls, er konnte nur von Neuem in die Irre führen. Doch die, die das früh nachgewiesen hatten, interessierten uns zunächst noch kaum. Wir waren uns da allzu sicher. Ja, berechtigte Empörung macht leicht blind. Der Glaube, einerlei ob nun an Religion, die Wissenschaft oder eben den *prophetischen* Marxismus macht's einem zudem leicht, was wir kaum bemerkten. Denn wir kämpften ja verbissen: um hohe Ziele einer besseren Welt, um Selbstbehauptung in der alten – und nach Möglichkeit auch um ein wenig Glück in ihr.

Es gab die Skeptiker wie Lem und manche andere im Blick auf uns und unsere Zeit. Er, der damals viel gelesen worden ist, sah statt der Möglichkeiten, die wir vor uns sahen, die Gefahren. Er machte sichtbar, wie sie drohen – geboren aus der weiter fortgesetzten Logik von Wissenschaft und Technik: Nach den Folgen eines Fortschritts, ganz im Zeichen von Sicherung und Ausbau herrschaftlicher Macht, hat er gefragt. Dabei aber hat er weitgehend ausgeblendet die Geschlechterherrschaft, die sie immer mitgeprägt hat unsere Welt. Und was er fand, war dies: Raubbau an der Natur, verschwenderischer Umgang mit endlichen Ressourcen. Erbitterte Verteidigung der Souveränität einzelner Staaten archaisch längst, doch immer noch und immer wieder neu erträumt. Engstirnig egoistisch also, stets im Blick auf Gegner, die zu Feinden werden könnten. Und im Ergebnis alles dessen *globale Destabilisierung*, unübersehbare *Tendenzen eines Niedergangs*.

Was uns dagegen heute einzig bleibt, ist die Revolte, sagt Camus. Die Menschen sagt er, haben sie gewählt, ihre Geschichte, ließen sich *Tag für Tag von ihr mehr in die Knechtschaft drängen*. Und bitter folgert er: *Sie sahen ohne zu sehen, sie hörten ohne zu hören, den Gestalten des Traumes gleich*. Unsere Zeit der großen Städte erkennt er als eine *amputierte Welt*. Gewählt habe sie das *Ignorieren* - und so vergessen, *was ihre Dauer erst bewirkt: die Natur, das Meer, die Hügel, die Beschaulichkeit der Abende*. Doch *seit jeher habe er gewusst, dass die Ruinen jünger sind*, in denen sein Nach-Denken über unsre Welt seine erste klare Form gewann. Jünger seien sie als *unsre Baustellen und Schutthaufen* aus jüngster Zeit. *Die Welt erneuere sich hier täglich*, in der Ruinenstadt Djemila, *in einem immer neuen Licht*. Und dieses sehend wollte er *die Dienstpflicht an der eignen Zeit nicht von sich weisen*.

In der Höhle unsrer Zivilisation hingegen sah Lem uns gefangen, der skeptisch unsren Niedergang vor Augen hatte, und der als wirklicher Experte galt, als ein Apostel geradezu, der nach den Folgen solchen Fortschritts unsrer Wissenschaft

gefragt hat. Sein Wort hatte durchaus Gewicht; auch wenn er selbst das nie sehr hoch veranschlagt hat. Denn er schrieb: *Niemand liest etwas; und wenn er etwas liest, versteht er's nicht, vergisst es.* Mangel an Zeit, das Überangebot an Büchern und die absolute Perfektion der Werbung hinderten die Menschen so, ernsthaft zu prüfen, wohin ihr Weg sie führen soll, hat er gesagt - nicht nur die Vielen, die getrieben sind von all den Zwängen ihrer Welt, nein auch die, die nach-zu-denken hätten als Reflexions-Experten, die herausgefordert wären, Fragen aufzuwerfen, die wirklich und die anders weiterführend sind. Er war sehr überrascht, dass nirgends sonst einer so fragte wie er selbst.

Es ist aber ein Zivilisationsprozess, aus dem heraus wir so geworden sind. Menschen sind wir, immer hervorgebracht in unserem Zusammenhandeln und erzeugt so von uns selbst – als Wesen, die begabt zum Denken sind und zum (Zusammen)Handeln. Werdende sind wir. Wir kommen immer nur im Plural vor. *Der Mensch* ist eine Abstraktion. Der tiefe Pessimismus mancher hat somit zum Grunde ein Gedankenbild, nicht unsere soziale Wirklichkeit, die wir stetig herstellen und die uns dann prägt. Dieser Prozess aber ist bislang erst von ziemlich kurzer Dauer, letzte Minute eines langen Tages - gemessen an der ungeheuer langen Zeit, die Leben sich entwickelt hat auf dieser Erde. Und die Geschichte der Entwicklung allen Lebens hier bedingt uns weiterhin als Werdende, ist gleichsam unsere Mitgift. Jedoch ist das, wovon wir Teil als Menschen sind, nun anders, neu, ein neuer Raum. Mag sein, uns bietet sich im Blick darauf zurück ein Bild voller Abscheulichkeiten, eines in dem er, Lem, *nicht den geringsten Fortschritt sehen mag*, sozial. dennoch es ist ein neuer Raum mit anderen Möglichkeiten.

Der große Skeptiker jedoch sieht uns noch ganz als die Produkte jener vielleicht vier Milliarden Jahre, die das Leben sich entfaltet hat auf dieser Erde. Das große Neue ist für ihn der Code des Lebens, in unseren Genen fest- und fortgeschrieben. Dazu lässt er seinen Golem, Träger künstlicher Intelligenz, den er gestaltet hat, dann dieses sagen: Der Sinn des Boten sei die Botschaft, die Gattungen hingegen nur Ergebnis einer Fehlerkette, die wir Mutationen nennen. Das Bauwerk also, es sei weniger vollkommen als sein Erbauer, von dem wir nichts wissen können. Und schließlich: unsere Sprache, sie sei gleichsam echoartig eine Wiederholung solcher Botschaft, die den Beginn des Lebens möglich machte, hier auf dieser Erde. Ich denke, dies ist zweifelhaft – und was so aufscheint, ist von Neuem jene Sehnsucht nach dem Absoluten, das vollkommen wäre.

Das Bild der Botschaft und des Boten, das hat ein anderer auch benutzt, eher anthropozentrisch denkend, ganz im Blick auf unsere Geschichte. Er fragte erst sehr hoffnungsvoll danach, wozu und zu welchem Zweck wir Wissenschaft von ihr betreiben. Und solche Hoffnung hat er später dann zergrübelt. Ein Vorhang, schwarz und undurchsichtig, trenne uns von den Geschlechtern vor uns, wie auch denen, die uns folgen werden, schrieb Friedrich Schiller. Nicht mehr sei uns als Einzelnen als Möglichkeit gegeben, als *unseren Botenlohn uns zu verdienen* auf unserem Weg vom einen zu dem andern schwarzen Vorhang. Die Nähe dieses Denkens aus idea-

listischer Philosophie heraus, zur Skepsis unseres wissenschaftlich aufgeklärten Mi-
santhropen, ist erstaunlich. Die große Frage aber lautet, ob sie stets versiegelt blei-
ben muss die Botschaft, oder ob es uns nicht möglich ist, die kulturellen „Mutationen“
immer besser zu durchschauen, die wir selbst vollzogen haben im *Prozess der Zivili-
sation*.

Selbst noch der große Denker, der als objektiven Geist das Werden von uns
Menschen letztlich zu sich selbst gelangen lassen wollte, selbst Hegel, der die Positi-
vität das Absoluten so zu retten suchte, indem er *Qual und Tod in es hineinnahm*
scheiterte daran zuletzt. Denn er sah selbst, Horkheimer hat ihn so zitiert, dass sol-
ches Denken *trotz allem ans lebendige Subjekt stets gebunden ist und mit ihm unter-
geht*. Er kann so nur *mit Trauer die Vergänglichkeit betrachten auch der blühendsten*
Reiche, welche Menschegeist hervorgebracht hat. Und *dieses Untergehen*, sagt er,
ist nicht *Werk der Natur* allein, nein auch das eines *Willens* von uns *Menschen*. Es ist
also nicht sicher, ob Hölderlin, sein enger Jugendfreund, von dem wir wissen, dass
er *das Scheitern aller Hoffnung auf Erlösung von vorneherein schon mit bedachte*,
seinen Co-Autoren des *Systemprogramms des deutschen Idealismus* den einen
Schritt wirklich vorausgewesen ist, als er diese Zeilen schrieb: *Doch uns ist gegeben*
/ auf keiner Stätte zu ruhn, / Es schwinden, es fallen / Die leidenden Menschen /
Blindlings von einer / Stunde zur andern / Wie Wasser von Klippe / Zu Klippe gewor-
fen / Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Ich denke in historischen Prozessen, die wir als Werdende vollzogen haben
und vollziehen. Und ich bin immer wieder davon überzeugt, dass wir erfolgreich
scheiterten auf jenen Wegen, welche wir nur mühsam fanden. Erfolgreich, denn wir
sind evolutionär vorangerkommen, mit unseren Einsichten und unsrem praktischen
Bemühen unserem ‚zu Menschen werden‘. Doch wir sind zugleich gescheitert, denn
wir hinterlassen bisher eine Welt, die allzu sehr dem Bild des großen Skeptikers ent-
spricht. Aber es ist mehr möglich als auf falschen Wegen fortzuschreiten und zu *tap-
pen, weiter im Dunkel unserer eigenen Natur*. Zu Empathie und zum Zusammenhan-
deln sind nur wir evolutionär befähigt. Das macht uns als Menschen aus. Das kann
uns helfen, weiter menschlicher zu werden. Blick ich also zurück auf meine kurze
Lebenszeit und denk sie mir in jenem Bild, das schwarze Vorhänge begrenzen, wel-
ches ich oben nachgezeichnet habe, dann sage ich: die sind nicht gänzlich undurch-
sichtig, und von Erfolg und Scheitern wäre dann zu sprechen und von immer neuen
Fragen welche aufzuwerfen sind. Zum Weiterfragen sind wir deshalb alle aufgefor-
dert.

Es gilt also zu jeder Zeit, weiter zu denken, den Mut zu haben, ihn zu nut-
zen, den eigenen Verstand, die eigne Urteilskraft. In unserer Endlichkeit sind wir sehr
wohl erkenntnisfähig, irrtumsanfällig aber auch. Also braucht es unter uns Verständi-
gung, Vertrauen in uns und andere, Zusammenhandeln, neues Prüfen und so fort.
Doch setzen dürfen wir so nicht allein auf einen Fortschritt, welcher technisch ist. Un-
ser demokratisches Zusammenhandeln gilt es zu unsrer Lebensform zu machen. Im

Alltag, auch bei unsrer Arbeit, dort wo man die Technik, die *Maschine von der Kunst* nicht *trennen kann*, wie Camus den Prometheus sagen lässt, wäre es dann möglich: ein freies Leben, wetteifernd, doch auch solidarisch miteinander und im Stoffwechsel mit der Natur. Solches *menschliche Kunstwerk*, über das bisherige hinaus, von dem Hannah Arendt sprach, wäre gleichzeitig die Befreiung von Körper und von Geist - des Prometheus Ziel, wie es Camus erinnert hat.

Lem weiterdenkend bleiben weitere Zweifel angebracht, nicht so sehr am Bild von dem Erbauer, von dem wir nichts wissen können, als vielmehr an dem Selbstbild Golems, diesem Wesen, aus dem heraus ein unbegrenztes, freies Denken sich entwickeln soll. Denn dessen Grundlage, das ist ja unsere Geschichte, sind menschliche Gedanken, die verdampft oder geronnen sind zu Worten, ist unser praktischer Bezug auf eine von uns vorgefundene Welt, die wir dann umgestaltet haben, wie wir es stetig weiter tun. Und die Geschichte unsrer Menschengattung beruht darauf, dass es dies gibt: von Anfang an geteilte Intentionen in Bezug auf unsere Welt. Unsere Sprache ist davon lebendiges Bewusstsein, ein Gefäß der Aufbewahrung unterschiedlicher Kulturen, von denen jede ein imaginäres Bild der Menschenwelt auf andre Weise institutionell befestigt hat. Und wir Menschen stecken so am Ende nicht in einer Höhle fest. Vielmehr existieren wir fortschreitend, sind Teil uns übergreifender Prozesse mit der Möglichkeit, so selbst erzeugtes und Imaginiertes sorgfältig zu überprüfen, an neu errungenem Wissen mit den Kräften menschlicher Vernunft. Ist dieses nicht ein offener Prozess, etwas ganz Neues, also mehr als nur ein Echo? Und ist dies nicht zugleich ein Werden, das wir nicht beenden wollen?

Uns allen liegt an unsrer ‚kleinen Ewigkeit‘ auf dieser Erde, doch in ihr weiter menschlicher zu werden, die institutionelle Form dafür zu finden. Politik als Raum der Freiheit aller zu gestalten, ist nicht leicht. Es heißt, so sagt Camus, der Epikureer, *den Völkern*, die vergiftet sind *vom Unheil des Jahrhunderts*, die *Bedeutung* ihres *Glückes neu zu schenken*, richtiger wohl, ihnen zu verhelfen in ihrer *grenzenlosen Furcht* vor jenem *Abgrund* ihrer *Freiheit*, selbst den Raum unausgeschöpfter Möglichkeiten zu erkennen – unbeschadet ihrer Endlichkeit. Und weiter sagt er, diese Aufgabe sei *übermenschlich*. Doch so nenne man Aufgaben, *die uns Menschen lange Zeit* und *Mühe kosten*, *sie zu erfüllen*. *Das sei alles*. Doch das ist sehr viel, wenn wir bedenken, dass kluge Wissenschaftler heute sagen, wir lebten schon kurz vor dem Ende unseres Anthropozän.

Gewiss als Einzelne sind wir befangen, ganz und gar, in dem Vergehen und, wie wir hoffen, neuen Werden. Ein sicheres Urteil ist unmöglich, ob aus dieser Menschwerdung etwas von großer Dauerhaftigkeit entsteht. Für uns als Einzelne gilt außerdem, dass dieses Leben, und *sei es auch lang*, *immer kurz sein wird*. *Zu kurz, um ihm etwas hinzuzufügen*. So hat das geschrieben, Wislawa Szymborska, eine große Dichterin. Doch wir können es gestalten, unser Zusammenleben, so elend, wie es heut für Viele ist, oder anders, reicher, besser freiheitlicher. Denn wir sind zur Politik begabt; und der Raum der Politik, das ist ein Raum von Freiheit, den wir schaffen können. Im Blick auf unsere Wirklichkeit, so wie wir sie heute leben, mag ja gelten,

was Lem gesagt hat: *die Möglichkeit, dass diese Menschheit – auch so eine Abstraktion - durch das Nadelöhr hindurchgeht, das sie sich geschaffen hat, ist sehr gering.* Doch noch immer war das Neue jener Fall, der gänzlich unwahrscheinlich war. Jedoch das lange Werden dieser Welt physikalisch, biologisch und sozial geschah so nur, weil es dies Neue immer wieder gab. Mithin ist es möglich.

Für den Schopenhauerianer und großen Skeptiker, ist nicht nur unausweichlich, dass wir die Botschaft unseres Lebens nie entschlüsseln können. Auch bietet unser Menschenwerk ihm keine Hoffnung. Der westlichen Demokratie begegnet er mit großer Skepsis, sieht mit *großem Widerwillen* wie man *der Gesellschaft Kandidaten* vorschlägt und dann großartig als *Politiker „verkauft“ - genauso wie Tomatensuppe.* Auch sei *nicht wahr, dass alle Menschen* fähig seien zu *schöpferischer Arbeit.* Er sei *Anhänger* von etwas anderem, sagt er. Was ihm vorschwebt sei eine *Zivilisation* von *Fachleuten.* *Unaussprechlich traurig* sei für ihn hingegen *das Bild der Zivilisation,* in der sie längst begonnen habe, die Vertreibung von uns *Menschen aus zahlreichen Lebensnischen.* Wir sähen das nur deshalb nicht, weil wir *gefallen* seien *in die tiefe Höhle* dieser *Zivilisation, von wo aus man nur ihre Wände* sehen könne. Wie schon betont: ich denke man muss dies bestreiten.

Die Unbelehrbarkeit all unserer Wünsche bliebe dann aber doch noch als ein Problem, so wie er Golem sie behaupten lässt. Als Wissenschaftler, und wie er meint als Philosoph, doch dafür sehr gedankenarm, denkt heute ja Ray Kurzweil nach darüber, was noch *vom Menschen bleibt* im einundzwanzigsten Jahrhundert. Es sind *Putschisten im Labor,* die so wie er erträumen, dass ihr Geist, gescannt aus unzulänglich-endlich-biologischer Beschaffenheit, bald software-resident auf ewig wahren könnte – sich einmal individuierend und dann wieder doch verknüpft mit allem Geist, der ebenso für alle Zeit verstetigt ist. Im Licht des Denkens unseres großen Skeptikers ist dies zu meinen, nicht zu denken, wirklich dürftig. Dieser Weg zur Absolutheit ewig unbedingten Denkens – und jederzeit daraus zurück zu je individueller Existenz - ist uns verstellt, wie jeder andere Weg zum Absoluten auch. Und selbst dann, wenn ein solcher Scan seines oder eines anderen Gehirns jemals möglich wäre. Ein Mensch als dessen ursprünglicher Träger existiert ja weiter – und zwar immer endlich und begrenzt. Sein individuelles Denken muss mit ihm vergehen. Mensch oder Golem – eine Brücke zwischen beiden gibt es nicht.

Unsere conditio humana, sie bindet uns mit unserem Leben in seinem Glanz und Elend, seiner uns absurden Endlichkeit und seinen offenen Möglichkeiten an diese Erde. Und es ist ein großes Meer an Möglichkeiten, das da vor uns liegt. Licht spiegelt sich darin in vielen Farben. Inseln und neue Küsten wären zu entdecken, *Hochzeiten des Lichts* liegen stets anders, neu vor uns, erlebbar in all ihren Füllen. Und gewiss, ebenso warten immer wieder Mühen, sind Gipfel zu erklimmen, rollt der Felsbrocken zu Tale, den wir voran bewegen wollten. Doch eben das ist unser Leben: schier unendlich reich an Möglichkeiten und doch wieder absurd kurz begrenzt in einer Menschenwelt, die andere nach uns weiter leben und gestalten – und die unsere ist. Und so führt solches Denken hin zu jener *Nüchternheit und zu dem Traum*

von dem, was uns als Menschen möglich ist als Fundament, auf dem sich weitergehen ließe.

Ich werde deshalb niemals zugestehen, dass wir uns verlaufen haben, wir 68er, zu denen ich mich zähle – und dass der große Skeptiker am Ende Recht behält. Und nur ganz nebenbei: der selbst hat gegen alle seine Skepsis am Beginn dieses Jahrtausends immer noch gehofft, dass das von ihm Erwartete am Ende nicht geschieht. Er sah uns am *Beginn eines schwierigen, bedrohlichen und großartigen Weges*, und er hoffte, *dass der Mensch als Gattung sich selbst nicht nur beherrschen, sondern auch gestalten können wird*. Eher denke ich daher, dass wir erfolgreich scheiterten auf jenen Wegen, die wir nur mühsam fanden. Erfolgreich, denn wir sind vorangerkommen, mit unseren Einsichten und unsrem praktischen Bemühen. Gescheitert, denn wir hinterlassen eine Welt, noch immer, die allzu sehr dem Bild des großen Skeptikers entspricht. Ich bleib dabei: es ist mehr möglich als auf falschen Wegen fortzuschreiten und zu *tappen, weiter im Dunkel unserer eigenen Natur*. Blick ich zurück auf meine kurze Lebenszeit und denke sie mir in dem Bild mit jenen schwarzen Vorhängen, dann gilt für mich: sie sind und bleiben nicht ganz undurchsichtig. Es ist uns möglich unsren Platz in der Geschichte der Natur klarsichtig und gelassen zu bestimmen – und uns in ihm dann menschlich einzurichten. Zum Weiterfragen auf unsrem Weg dorthin sind wir alle deshalb aufgefordert.

Und das ist mir am Ende wichtig: ich sehe mich beteiligt am Bemühen weiter fort zu schreiten, ernüchert, illusionslos, doch mit Zuversicht. Ich möchte helfen, dass wir besser streiten – mit denen, die am Ende auch nichts anderes vermögen, als nach einem Weg zu suchen, der ein Ausweg sein kann aus dem Selbstlauf unserer Zeit. Hannah Arendt, eine Denkerin, die mir hier Orientierung gibt, hat das so beschrieben: *losgelassene Prozesse* seien es, denen wir uns heute gegenübersehen, *Verzehrungsprozesse*, die zerstörerisch geworden sind. Keine Träume auf ein Paradies auf Erden, ein Reich der Freiheit, sind da angebracht. Herausgefordert aber sind wir dazu, diese losgelassenen Prozesse einzufangen und sie besser einzurichten, unsere Menschenwelt auf dieser Erde. Und unerlässlich ist dazu, stets neu nachzudenken – und dazu sind alle unter uns begabt.

Die Tatsache, dass sehr viele Menschen das Philosophieren für eine langweilige und unnütze Beschäftigung halten, bereitet mir viel Sorge, Enttäuschung und Bestürzung – das ist übrigens noch immer so. Davon muss man persönlich fasziniert sein, philosophieren muss man zum eigenen Vergnügen. So muss es sein. Das Philosophieren muss Sache einer Brennenden und starken Leidenschaft sein.

Stansilaw Lem

Es ist nicht leicht, der zu werden, der man ist und die eigene Tiefe auszuloten. (...) Alles hier lässt mich gelten, wie ich bin; ich gebe nichts von mir auf und brauche keine Maske: es genügt mir, dass ich geduldig die schwierige Wissenschaft lerne: zu leben, die so viel wichtiger ist als alle die Lebenskunst der anderen (...). Es ist keine Schande, glücklich zu sein.

Heutzutage aber ist der Dummkopf König, und ich nenne jeden einen Dummkopf, der sich vor dem genießen fürchtet.

Albert Camus

Wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert

Hölderlin-Jahr 2020: Neuaufbruch in unser demokratisches Projekt der Moderne oder auf dem Weg zu dessen Ende auf dem Friedhof der Träume?

Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt, und der Allgemeinsinn und die Erhebung über den eigenen engen Lebenskreis wird gewiss durch die Ansicht der weitverbreiteten Menschengesellschaft und ihrer großen Schicksale so sehr befördert wie durch das philosophische Gebot, das Interesse und die Gesichtspunkte zu verallgemeinern (...) so wächst überhaupt die Kraft und Regsamkeit der Menschen in eben dem Grade, in welchem sich der Kreis des Lebens erweitert, worin sie mitwirkend und mitleidend sich fühlen.

Friedrich Hölderlin 01.01. 1799 in Erwartung einer Württembergischen Revolution

Wenn das Volk je aufhören sollte, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, werden wir alle, Ihr und ich, und der Kongress und die Parlamentsversammlungen, die Richter und die Statthalter, wie wir da gehen und stehen, zu reißenden Wölfen werden.

Thomas Jefferson rückblickend nach seiner Amtszeit als vierter Präsident der USA

Es ist durchaus möglich, dass die Neuzeit, die mit einer so unerhörten und unerhört vielversprechenden Aktivierung aller menschlichen Vermögen und Tätigkeiten begonnen hat, schließlich in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden wird, die die Geschichte je gekannt hat.

Hannah Arendt nach dem Jahrhundert der Revolutionen und der ‚Nacht des 20. Jahrhunderts‘

Das ist inzwischen ein Grundzug der modernen Welt. Wenn das Nahe und das Ferne sich im künstlich erweiterten Wahrnehmungshorizont vermischen. So wird die Orientierung an den herkömmlich eingeübten Raum-Zeit-Koordinaten beeinträchtigt. (...) Der auf diese Weise künstlich erweiterte Sinnenkreis hat sich vollkommen vom Handlungskreis losgelöst mit der Folge, dass man handelnd nicht mehr angemessen auf die Reize im erweiterten Sinnenkreis reagieren und die Erregung in Handlung abführen kann. (...) So entsteht die aufdringliche Gegenwart einer globalisierten Realität im Erregungstheater (...) Das erzeugt auch einen bestimmten politischen Moralismus, eine Fern-Ethik im Zeitalter des Fern-Sehens.

Rüdiger Safranski über unser Zeit- und Welterleben heute

Und in einem Licht, von dem man noch nicht weiß, ob es Brand neu entfacht, oder ob es die Morgenröte anzeigt, sieht man, wie sich der mögliche Raum des zeitgenössischen Denkens öffnet.

Michel Foucault angesichts der neuen ‚Ordnung der Dinge‘

Vorbemerkung

Der Roman entsteht gleichzeitig mit dem Geist der Revolte und zeugt auf ästhetischer Ebene vom gleichen Ehrgeiz, hat Albert Camus geschrieben - und dann weiter zum großen bürgerlichen Roman – und gegen den seichten Erbauungs-Roman: es gehe darin darum,

den Lauf des Stroms zu beherrschen, das Leben als Schicksal in die Hand zu bekommen, das sei die wahre Sehnsucht. Der Widerspruch aber liege darin, dass der Mensch die Welt, wie sie ist, zurückweist, ohne aus ihr entfliehen zu wollen. In Wirklichkeit hängen die Menschen an der Welt, ihre große Mehrheit wünscht nicht, sie zu verlassen. Weit entfernt davon, sie immer zu vergessen, leiden sie im Gegenteil daran, sie nicht genügend zu besitzen.

Literatur also als Zurückweisung der Welt und zugleich als deren Gestaltung auf eigene Rechnung.

Manche, wie etwa Friedrich Hölderlin, der an der Schwelle zu unserem demokratischen Projekt der Moderne gelebt und gedichtet hat und dann früh verstummt ist, glaubten, gerade als Dichter für die Neugestaltung der Welt - damals eine Neugestaltung der spätabsolutistischen Welt seiner Zeit - in der *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*, selbst eine herausragende Rolle spielen zu können. Christa Wolf hat diese schöne Vorstellung zweihundert Jahre später nach der Implosion dessen, was beschönigend als *Realsozialismus* bezeichnet worden ist, in einem Brief an Günter Grass für sich ad acta gelegt. Sie schrieb:

‚Im Wind klirren die Fahnen‘. welcher Farbe auch immer – na und? Dann klirren sie eben, aber warum merken wir das erst jetzt? – Wo die Zukunft ist? Das kann man nicht wissen, und es ist wahr, die alten Muster – Tod, Wahnsinn; Selbstmord – sind in diesen 170 Jahren verbraucht worden. Also müssen wir leben nach einem ungesicherten Kompass und ohne passende Moral, nur dürfen wir uns nicht länger selbst betrügen über unsere Lage als Intellektuelle, dürfen uns nicht vormachen, wir würden für andere arbeiten, für ‚das Volk‘, die Arbeiterklasse.

So leben wir nun weiter in einer Welt, in der die Märkte im Geist eines neoliberalen Denkens entfesselt und uns in der Folge immer größere individuelle Freiheiten versprochen worden sind. Doch mehr als zwei Jahrhunderte nach dem Beginn des demokratischen Projekts der Moderne erleben wir sie anders, diese *schöne neue Welt*: Nach zwei Jahrhunderten der Säkularisierung und angesichts der Erkenntnisse der modernen Physik nach Einstein zeichnet uns die Wissenschaft ein Bild unseres Kosmos, das zutiefst sinnabweisend ist. Das philosophische Denken unserer Zeit ist

so eher existenziell geprägt. Geschichtsmetaphysische Vorstellungen von unserer menschlichen Lebenswelt, wie sie das philosophische Denken Hegels noch nahelegte, sind verblasst. Doch es geht hier nicht um philosophische, sondern um literarische Annäherungen an einen großen deutschen Dichter, also – nochmals in den Worten Camus - um die Kunst als *Triumph des Sinnlichen*. Philosophische Überlegungen sind allein im Hintergrund wichtig. Die folgenden Gedichte und Prosatexte zielen so darauf ab, Hölderlins künstlerisch gestalteten, hoffnungsvollen und immer höchst politischen Aufbruch an der Schwelle des demokratischen Projekts der Moderne - aber in für ihn in Deutschland letztlich doch *dürftiger Zeit* - mit einer literarischen Gestaltung unserer heutigen sozialen Wirklichkeit zu konfrontieren. Und die ist gekennzeichnet durch unsere existenzielle Erfahrung von Welt – und dadurch, dass wir mit zunehmend krisenhaften Entwicklungen unserer menschengemachten Welt konfrontiert sind. Es könnten von Neuem *finstere Zeiten* auf uns zukommen, in denen eben unser demokratisches Projekt der Moderne zum Einsatz neuer sozialer Konflikte wird. Aufgeworfen wird damit nicht zuletzt auch die Frage nach der Rolle von Literatur. Man kann sie gewiss nicht mehr so beantworten, wie Hölderlin dies getan hat. Aber man kann ihr auch nicht ausweichen.

Schon eher bescheidene existenzielle, subjektive Sinngebungen werden heute für die Menschen in ihrem Alltag schwieriger - angesichts eines verbreiteten naturwissenschaftlichen Weltbildes, einer von ökonomischen Zwängen immer mehr durchherrschten Diktatur des Alltags sowie der krisenhaften Entwicklungen unserer Zeit: Wir kämpfen darum, uns am Arbeitsmarkt zu behaupten. Wir leiden an den Zwängen unseres Alltags. Wir genießen die kleinen Freuden, die er manchmal bereithält. Nicht wenige von uns haben heute vor allem noch die Hoffnung, dass es ihren Kindern immerhin einmal nicht schlechter gehen möge, als ihnen selbst. Unser Fortschrittsglaube weist Risse auf, aber wir halten weiter an ihm fest. Wir beklagen den Zustand unserer Welt, aber wir lassen die herrschenden Eliten ihre Politik des ‚Weiter-So‘ fortsetzen, *mit ungesichertem Kompass*. Und manche unter uns gestalten diese Welt auch weiterhin künstlerisch und *auf eigene Rechnung* – bisweilen sogar in der Form der Lyrik. Die freilich hat heute kaum noch jemand auf der Rechnung, wenn es um die Suche nach Orientierung für eine vielleicht ja doch mögliche bessere Gestaltung dieser unserer einen Welt geht. Das war einmal anders. Lieder haben in den großen sozialen Bewegungen unserer Moderne immer eine wichtige Rolle gespielt – und politische Lyrik war immer wieder für das Nachsinnende Handeln wichtig, das dem Zusammenhandeln Vieler vorausgegangen ist. Man mag heute vor solcher Erwartung zurückscheuen – zumal im Blick auf jenen Friedhof, auf dem die Menschheitsträume der Vergangenheit begraben liegen. Doch wir können nicht anders, als weiter zu träumen. Allerdings käme es darauf an, zu Träumen zu gelangen, die menschlichem Maß entsprechen, also unsere *conditio humana* anerkennen. Und auch das Nachsinnen setzt sich so fort. Und manche schreiben eben Lyrik.

Helmut Martens, Dortmund, im Mai 2019

An der Schwelle zur Moderne – Hölderlins Geburtsjahr 1770

Johann Christian Friedrich Hölderlin: vor 250 Jahren wurde er geboren. Im gleichen Jahr erblicken auch Ludwig van Beethoven und Georg Friedrich Wilhelm Hegel das Licht der Welt, und ebenso Friedrich Wilhelm der II. von Preußen. Der Beginn des demokratischen Projekts der Moderne, vorbereitet durch die Europäische Aufklärung, naht. Das Jahr 1770 scheint weltgeschichtlich eher ereignisarm – jedenfalls auf den ersten Blick: Doch große Umbrüche bereiten sich vor.

In den britischen Kolonien in Nordamerika sind erste Vorzeichen des 1776 beginnenden amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zu beobachten. Es kommt zum *Massaker von Boston* bei dem fünf protestierende Bürger vom britischen Militär erschossen werden. James Cook entdeckt im gleichen Jahr auf seiner ersten Südsee-reise Australien - der Ort, wo er landete, heißt heute *1770* –, und in Afrika erkundet der Schotte James Bruce die Quellen des Blauen Nils. Ebenfalls 1770 wird die erste Feinspinnmaschine *Spinning Jenny* patentiert. Sie wurde schon sechs Jahre zuvor erfunden, und sie wird erst sechs Jahre später, 1776 in einigen Fabriken eingesetzt werden. Das ist dann das Jahr, in dem das Hauptwerk von Adam Smith, *The Wealth of Nations* erscheinen wird. England steht an der Schwelle zur ersten industriellen Revolution. Adam Smith hat die noch kaum im Blick, als er von freien Märkten in einer noch feudalen Gesellschaft Arbeit und Wohlstand für alle Bürger erwartet.

Auf dem Kontinent geht es politisch um die Befestigung von Vormachtstellungen in einer spätf feudalen Welt. Maria-Theresia, Monarchin des kaiserlich-königlichen Österreich-Ungarn vollzieht im gleichen Jahr einen wichtigen Schritt ihrer ‚Heiratspolitik - *Andere mögen Kriege führen. Du glückliches Österreich heirate*: Erst in Wien, dann in Paris werden Marie-Antoinette und der spätere Ludwig der XVI vermählt. Der Ausgang ist für die beiden dann weniger glücklich. Im fünften russisch-osmanischen Krieg vernichtet die russische Flotte in der Schlacht von Cesme die gesamte osmanische Flotte. Zu Lande erringt das Heer der Zarin in der Schlacht von Cahul, die eine der größten Schlachten dieses Jahrhunderts ist, einen strategisch bedeutsamen Sieg gegen die Osmanen. Die Brüder Gregorie, Alexei und Fjodor Orlow entfachen, sozusagen im Schatten des russisch-osmanischen Krieges, in Griechenland eine Revolte gegen die türkische Herrschaft, und auch auf Kreta kommt es zu einem erfolglosen Aufstand gegen die Osmanen. In Hölderlins Geburtsjahr finden wir hier wohl den historischen Hintergrund zu seinem Hyperion. Im gleichen Jahr 1770 führt aber auch der Minister Johann Friedrich Struensee in Dänemark die unbeschränkte Pressefreiheit ein.

Damit nähern wir uns schon ein wenig den literarischen Ereignissen der Zeit. In Paris sieht sich Denis Diderot 1770 endlich von der Last der Herausgabe der großen Enzyklopädie befreit, mit der die *Philosophenfraktion* unter den Französischen Aufklärern, nach mehr als zwanzig Jahren Arbeit und zähen Auseinandersetzungen mit der Zensur, der katholischen Kirche ihren Entwurf einer Interpretation der Welt entgegen stellt. Diderot selbst – vielleicht in erster Linie Literat und erst danach Philosoph und

als solcher jedenfalls lange verkannt - hat in diesem Jahr die Arbeit an seinem philosophisch materialistischen Hauptwerk *D'Alemberts Traum* gerade abgeschlossen. Darin entwirft er, ein Jahrhundert vor James Darwins wissenschaftlichem Werk, bereits philosophisch sein Konzept einer biologischen Evolutionstheorie. Er beteiligt sich seit 1769 an der *literarischen Korrespondenz* seines Freundes Melchior Grimm, über die vierzehntägig an ca. 20 europäische Fürsten- und Königshäuser die neuesten Nachrichten aus Paris vermittelt werden – vom neuesten Klatsch und Tratsch über kulturelle Ereignisse bis hin zu den Ideen der Französischen Aufklärung. Jean Jacques Rousseau schließt 1770, acht Jahre nach der Veröffentlichung seines philosophisch-politischen Hauptwerks *Vom Gesellschaftsvertrag oder Prinzipien des Staatsrechts* die Arbeit an seinen *Bekenntnissen* ab, deren erster Band 1782 veröffentlicht werden wird.

Im noch immer existierenden Heiligen römischen Reich deutscher Nation, nach einem Wort Johann Gottfried Herders, einem *Sund von kleinen monarchischen Inseln*, geht es provinzieller zu. In Hamburg wird der Wandsbecker Bote gegründet, der ab 1771 erscheint. Matthias Claudius, bekannt mit den deutschen Aufklärern Herder und Gotthold Ephraim Lessing, wird der einzige Redakteur dieser fünf Jahre lang erscheinenden Zeitschrift. Johann Wolfgang Goethe studiert in Straßburg und lernt dort Herder im Herbst 1770 kennen. Er wird später von dieser Begegnung als von dem *bedeutendsten Ereignis* sprechen, *das die wichtigsten Folgen für mich haben sollte*. Die siebziger Jahre als die Jahre des deutschen literarischen *Sturm und Drang* bahnen sich an.

Zwischen dem Ende des Siebenjährigen Krieges – von 1756 bis 1763 –, dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, beginnend mit der Unabhängigkeitserklärung 1776, und Französischer Revolution 1789 erscheint die spätabolutistische Welt zu Zeiten von Hölderlins Geburt gerade noch einmal neu geordnet. England herrscht in Nordamerika. Preußen ist zur europäischen Großmacht aufgestiegen. Unter Katharina der Großen setzt das russische Zarenreich seinen Aufstieg fort, unter anderem mit seinen militärischen Erfolgen im 5. Russisch-Osmanischen Krieg. Das Königreich Spanien rückt zur gleichen Zeit in den Machtspielen der europäischen Großmächte allmählich an den Rand. Eine Neue *Ordnung der Dinge* kündigt sich andernorts an. Die Französische Aufklärung prägt das Denken in Europa und Nordamerika. Denis Diderot bemerkt 1773 in St. Petersburg ernüchtert, dass die große Katharina, die ihn seit dem Ende seiner Arbeiten an der Enzyklopädie großzügig finanziert, seine politischen Reformvorschläge für nicht praktikabel erklärt. Er beschränkt sich in den fast täglichen Gesprächen mit ihr nunmehr auf künstlerische Themen, reist nach insgesamt fünf Monaten Aufenthalt nach Paris zurück und blickt hoffnungsvoll über den Atlantik.

1776 beginnen die erste industrielle Revolution in England und der Unabhängigkeitskrieg der englischen Kolonien in Nordamerika. Mit der amerikanischen, für Hölderlin mit der großen Französischen Revolution kehrt 1789 die Demokratie, mehr als 2.200 Jahre nach der Athener Polis und 1800 Jahre nach dem Ende der römischen Republik, machtvoll in die soziale Wirklichkeit Europas zurück. Da ist Hölderlin neunzehn

Jahre alt. Er wird in den heroischen Aufbruchsjahren dieser Revolution deren leidenschaftlicher Anhänger. Rousseau und Voltaire gelten, nicht nur ihm, als die Denker, die sie vorbereitet haben. Diderot und d'Holbach sind vergessen. Die deutsche Aufklärung hat mit Immanuel Kant ihren großen Denker. Im *ersten Systemprogramm des deutschen Idealismus*, das die jungen Hölderlin, Hegel und Schelling 1795 schreiben, zielt das Denken der drei jungen Männer auf ein tieferes Verständnis unseres *Menschenwerks*, unserer menschengemachten und ganz menschenzentriert gedachte Welt. Von der Physik ihrer Zeit denken sie nicht, dass sie *einen schöpferischen Geist, wie der unsrige ist, oder sein soll, befriedigen könne*. Die Hoffnungen der drei jungen Männer richten sich auf die große Französische Revolution.

Leben und Dichten allerdings muss Hölderlin im *Sund kleiner monarchischer Inseln* und in *eher dürftiger Zeit*, wie Hans Mayer ihn fast zweihundert Jahre später zitieren wird. Er bestreitet seinen Lebensunterhalt wiederholt als Hofmeister. Der Versuch, sich zwischenzeitlich als Herausgeber einer Zeitschrift finanziell unabhängig zu machen, scheitert. An Abhängigkeiten und seinen finanziell miserablen Bedingungen zerbricht die Liebesbeziehung zu Susette Gontard. Sie ist verheiratet mit einem Bankier, in dessen Haus Hölderlin für kurze Zeit eine Hofmeisterstelle innehat. Der Frankfurter Bankier Jakob Gontard ist kein Adelige. Hölderlins Position als Hofmeister sicherlich nicht so elend wie die des Hofmeisters Läufer in dem Lust- und Trauerspiel von Jacob Reinhold Michael Lenz, in dem dieser Autor des Sturm und Drang dreißig Jahre zuvor seine Erfahrungen bei ostpreußischen Adelsfamilien glänzend verarbeitet hat. Aber selbstredend ist die Beziehung zwischen Hölderlin und Susette Gontard wesentlich von der ökonomisch elenden Lage des Dichters mit bestimmt. In der späteren Wahrnehmung seiner literarischen Werke hat sie einige Bedeutung. Hingegen wird die äußerst konkrete politische Intention seines literarischen Schaffens in Deutschland lange Zeit verkannt.

Erträumt hat er sich sein deutsches Arkadien. Und in diesem Traum, gestaltet in seinem Briefroman *Hyperion*, verarbeitet er in der Gestalt der Diotima seine unglückliche Liebe. Um die Jahrhundertwende hofft er auf eine Württembergische Revolution, der er sich als Dichter verschreiben will. 1804 sieht er sich wohl längst politisch und als Dichter gescheitert, hofft aber noch einmal auf den Sturz des Großherzogs von Württemberg und fürchtet als Mitwisser der Verschwörung gegen ihn und als Jakobiner verhaftet zu werden. Das alles treibt ihn in den Wahnsinn. Die zweite Lebenshälfte, psychisch krank, in sich verschlossen, verbringt er in Tübingen, im Hölderlinturm: *Die Mauern stehn /Sprachlos und kalt, im Winde/kirren die Fahnen*.

Posthum wird Hölderlin als einer der großen deutschen Dichter geschätzt und geehrt. Er lebte und dichtete in Deutschland in *eher dürftiger Zeit*. Doch in Europa und weltweit waren es Zeiten großer Aufbrüche und Umbrüche. Unser demokratisches Projekt der Moderne ist daraus hervorgegangen. Im Hölderlinjahr 2020 blicken wir so auf dessen 250jährige, immer noch junge Geschichte zurück. – in Zeiten, die wieder finsterner zu werden drohen. Das philosophische Denken heute ist ein anderes. Die Philosophie Diderots, sein monistischer Naturalismus, in dem Natur- und Geisteswis-

senschaften, Physik, Biologie und unser *Menschenwerk* zusammen gedacht werden, gilt einigen zeitgenössischen Denkern im Licht der modernen Physik und Biologie als hoch aktuell. Existenzielles Denken liegt nahe. Unser demokratisches Projekt der Moderne scheint zum Einsatz neuer Kämpfe zu werden. Aus so geprägter heutiger Sicht gilt es, sich Hölderlin neu aufzuschließen.

Von heute aus zurückgeblickt. Lyrische Annäherungen - Gedichte

Demokratisches Projekt der Moderne

Die es zurückgeholt haben,
das große Projekt der Demokratie
am Beginn der Moderne
in unsere Zeit, unsere Wirklichkeiten,
sie ließen uns viele Fragen offen.

Doch wer arbeitet noch daran,
bei stetiger Wahrung des Status quo
durch Anschlusshandeln als Muster
immer gleicher, schlechter „Realpolitik“?
Augen zu und durch, Basta-Politik.

Sicher führt uns der Moderator
jeder der schalen Talkshows,
die sinnlos die Abende füllen,
an den wirklichen Fragen vorbei.
So bleiben sie offen, die großen Fragen.

In unserer fortschrittsgläubigen Welt
soll alles stets besser werden, durch
Wachstum und stetige Innovation.
Doch unsere Form der Demokratie,
die soll schon das Ende des Fortschritts sein?

Großer Entwurf der Moderne,
immer unfertiges Projekt,
wer nimmt Dich noch wirklich ernst?
Die herrschenden Eliten taten's wohl nie!
Meinten immer, es besser zu wissen.

Der Demos, die Klugheit der Vielen,
schürt ihre Angst vor dem Chaos.
Dem schieben sie Riegel vor, immer wieder
und führen das Chaos so selbst herbei.
im Kampf um die großen Fragen, die offen sind.

Den Menschen so fern

*Der Horizont der Menschen weitet sich, und
ihr Interesse für die Welt, ihr Allgemeinsinn
überschreitet endlich ihren engen Lebenskreis.
So schriebst du frohgesinnt dem Bruder – sahst
nah ein neues großes glückliches Jahrhundert.
Im Jänner siebzehnhundertneunundneunzig,
in Württemberg (!) deine Revolution vor Augen
schriebst du von Kraft und Regsamkeit der Menschen
mitwirkend und mitleidend in des Lebens Kreis.
Und das war nicht nur einfach hoffnungsfroh. Wahr
gegen uns und duldsam und hellsehend gegen
unsere Welt war das gemeint, so alles Menschliche
an uns und allen andern zu entbinden in der Welt.*

Was folgte war ein anderes Jahrhundert: eins das
Europa glänzen lies vor jenem *Herz der Finsternis*,
mit neuen Fortschrittsmythen und dem festem Glauben
an die Kraft der Wissenschaft; und gänzlich blind
dafür, dass an den Rändern seiner Welt – zunächst,
doch schon von Anfang an – entstand, was längst
schon allen droht: Apokalypse ist das Wort. Sie naht
als Folge jener von uns losgelassenen Prozesse:
Denn unser Blick auf unsre Menschenwelt gleicht dem,
der Wissenschaft auf Kosmos und Natur:
Auf die Sterne, auf uns, oder auf Amöben - und man sieht:
Wir wollen machen und beherrschen was geschieht:
so fern den Menschen, unseren menschlichen Vermögen!
2019

Wenn wir hören, wie die Naturwissenschaften vom ‚Leben‘ der Atome sprechen, von dem ‚Schicksal‘ der Elementarteilchen, von den ‚Gesetzen des Zufalls‘ ihrer Bewegungen, die den gleichen ‚statistischen Fluktuationen‘ unterworfen sind, die die Sozialwissenschaftler für das Verhalten von Menschengruppen errechnen und die, ganz gleich wie zufällig das Einzelgeschehen sich ausnehmen, oder wie ‚frei‘ das Individuum sich vorkommen mag, für das ‚Kollektiv‘ bestimmte, statistisch festgelegte Verhaltensformen vorschreiben, so dürfte der Grund für diese erstaunliche Koinzidenz – nicht nur zwischen atomaren Systemen und dem Sonnensystem, so wie sie sich uns darbieten, sondern zwischen atomaren Verbänden und Menschengruppen - doch vermutlich dem geschuldet sein, dass es uns bereits ganz selbstverständlich geworden ist, diese gesellschaftlichen Vorgänge so zu betrachten, bzw. In dieser Gesellschaft so zu leben und uns so zu verhalten, als seien wir unserer eigenen menschlichen Existenz ebensoweit entrückt, wie wir von mikrokosmischen und makrokosmischen Vorgängen entfernt sind.

Hannah Arendt

Lebensatem vom Frost bedroht: Fahnen

Die Zeiten sind vorbei, da man sie voran trug
in die Schlachten
ein Lied auf den Lippen, den Trommelwirbel im Ohr,
und sie niedersanken,
nein, nicht die Fahnen, die, die ihnen folgten
blutige Erde küssend, Heldentod.

Hölderlins Fahnen, sie klirren eisig im Wind.
Die Schwäne, Erinnerung
trunken nach Licht im heilig-nüchternen Wasser.
Und Rilke ist die Fahne,
die den kommenden Sturm ahnt – und leben muss,
ihm ausgesetzt, ganz allein.

Heute wehen sie noch zu den Spielen,
die inszeniert werden,
den Selbstlauf unserer Zeit unerhaltsam zu verdecken,
oder auf Halbmast,
wenn die gestorben sind, die die Zeiten nicht änderten.
Und das Schlachten geht weiter -
fahnenlos.

Autokraten

Diß ist die Zeit der Könige nicht mehr!
sollte er rufen, dein Empedokles.

Die Republik, die gleiche Freiheit aller,
dieser Traum hat damals dich beseelt.

Doch wird er, nach so vielen Kämpfen,
nun endlich doch zu unserer Wirklichkeit,
oder gerät er gerade auf den Friedhof,
wo schon so viele unsrer Träume ruhen?

Herrschaft von Autokraten, sie ersteht
aus all den Krisen unsrer Zeit grad neu.
Und getäuscht von ihrem falschen Glanz
bedrohlich-kalt der Alltag - und so grau

grauenhafter noch die Zukunft, die uns droht.

Aphatiere

Sie haben sie gebraucht die ersten von uns. Unverzichtbar für die Gruppe, die Horde, den Stamm waren sie einst.

In jener gefährlichen, kaum durchschaubaren Welt, übervoll von drohenden Feinden fremder und auch der eigenen Art, fanden sie Wege und gingen voran.

Aber damals wussten sie, dass sie sie immer brauchten: die Gruppe, die Horde, den Stamm, das Vermögen der Vielen. Denn in ihrer gemeinsam geteilten Welt war es Zusammenarbeit, die ihn erst menschlich machte diesen noch unerschlossenen Raum: bedrohlich, herausfordernd, offen vor ihnen.

Und nicht festgelegt war das Geschlecht jener Alphatiere, denn beide wurden gebraucht: die stark waren in diesem Kampf und die, die Sorge trugen um das Wohl aller, Leben schenkten, oder heilende Kräuter wussten und mehr von der unentbehrlichen Wärme – in dieser Welt, oft so kalt.

Und auch die, die abends, gesellig am Feuer, mit Liedern mit Geschichten, mit Bildern und mit ihrem Gesang jenes Wunder vollbrachten - die am Ende gefährlich mühsamer Tage Geborgenheit schufen in der schon gemeinsam gestalteten Welt, geheimnisvoll, ungeheuer, gefährlich und schön.

Auch sie unentbehrlich, auch sie gingen voran auf dem Weg unserer kurzen Geschichte, die damals begann, nur für uns vor fast undenkbar langer Zeit, in der aber Sterne und Mond schon so standen wie heute: Zeugen ganz anderer Ewigkeiten - Traumwelten einstmals und immer noch.

Ja damals, da waren sie eingebunden, in ihre Gruppe und deren Gemeinschaftlichkeit, die Herrschaft beschränkt hat: Verpflichtung nach innen war, ihnen so selbstverständlich wie der Schutz aller gegen Feinde, und gegen Naturgewalten, übermächtig und letztlich nur mythisch gebannt.

Und so prägt unsre menschengemachte Welt von Beginn an Über- und Unterordnung, ebenso wie Gemeinschaftlichkeit. Und wuchs dann im Zeichen von Herrschaftlichkeit - über und in sich Götterwelten, männlich gedacht. Heute Herrschaft, unbegrenzt schier, über die Menge der Vielen – und der wir uns fügen, wir.

Denn vom Ratschlag der Vielen, dem Demos wird zwar gesprochen.
Ausgebrütet jedoch wird ein Chaos, dass uns nun Alphantiere bereiten,
äußerer Beschränkung enthoben und immer um ihre Herrschaft besorgt,
was sie bestreiten. Und was doch geschieht. Und jeder soll ihrem Bilde
entsprechen, doch ja nicht wirklich so werden wie sie!

So droh'n heut Gefahren von jenen, die fast wie Götter sich denken:
schiefer grenzenlos in ihrer Macht, aller Erdschwere enthoben. Und
wir brauchen sie dennoch, während wir unsere Zusammenarbeit neu
und stets besser verstehen lernen, und uns endlich besinnen
auf unsere Kraft zur Kooperation.

Doch wir brauchen sie anders!
nicht selbstgefällig in der Pose der Macht,
nicht heillos, das Heil der Welt versprechend,
mit zugleich drohend-lächerlicher Gebärde,
Chaos bereitend, erst verschleiert von Pracht,
dass auch unsere Ohnmacht unsichtbar werde,
so das mögliche Glück unserer Welt zerbrechend.

Brauchen tun wir sie als die, die vielleicht
die Probleme vor uns etwas klarer erkennen
so Fragen aufwerfen, Vorschläge benennen.
dass gemeinsamer Ratschlag etwas weiter reicht.
Und der Vorschein einer vagen Möglichkeit
unserer Menschwerdung, immer begrenzt,
drängt womöglich doch noch zur Wirklichkeit.

Dialektik der Aufklärung: Denis Diderot

Auf der Suche nach Wahrheit mit dem Wissen der Zeit,
in der Mäeutik versiert, dieser Kunst des Fragens.

Wie auch in der Kunst, das als wahr erkannte zu sagen,
gegen all den Widerstand, der fest hielt am als wahr geglaubten
als Absolutem, eng verbunden mit gleich ewig gedachter Macht,
hattest du Zukunftsvertrauen – und Zeit.

Deine Einsichten aufzuschreiben für jene, der erst kommen
nach dir - und bereit sind für sie dereinst – schien dir möglich.
Und wir lesen dich heute und gewinnen manche Einsichten neu.
So auch diese: Zukunftszeit, die verzehrt wird
vom Heute, getrieben aus der Logik vergangener Zeit
bleibt uns davon nicht mehr sehr viel.

Alexander und Epikur

Für seinen Nachruhm lebte der eine,
zerstörte ein Weltreich und schuf
ein neues, das rasch nach ihm zerfiel.
Doch sein Nachruhm glänzt – immerhin.

Ach unsere Welt ist zutiefst geprägt
vom Begehren nach Herrschaft und Ruhm,
allzu männlichen Träumen. Und so
verfehlt sie das menschliche Glück.

In seinem Garten vor den Toren Athens,
im Licht eines Denkens, das dort begann
und noch wirkt, lebte damals der andre,
als sie schwanden: Macht und Ruhm seiner Stadt.

Bescheiden sann er darüber nach,
wie wir das, was im Buch der Geschichte
fehlt, doch erreichen können, das was zählt:
unser Glück in diesem endlichen Leben.

Und wie weise dies Leben zu führen sei,
lässt sich noch heute finden bei ihm. Doch
den Herrschenden ausweichen, so wie er
in unsrer (kl)einen Welt kann heut niemand mehr.

Denn menschliche Macht, schier grenzenlos,
trifft heute jeden von uns, an jedem Ort.
Die Politik meiden, das ist aussichtslos,
nicht länger gangbar, führt uns von uns fort.

Selbst politisch zu handeln auf dieser Erde,
selbst nach-zudenken, das bleibt, fordert viel:
dass unser Streben menschlicher werde
für das Glück aller als gemeinsames Ziel.

Ortlos

Arkadien wolltest du irdisch erneuern – doch
deine seligen Genien in der Götter Licht
falls mehr als Gedankenbilder vergaßen die uns
und selbst ihren Abglanz erfasst kein Lied.

Last Liebe und Lust dieses Lebens jedoch
sind unser erregende Düfte flirrendes Licht
ein Frühlingswind uns sinnlich erfahrbar
in ihrer Schönheit und unserer irdischen Endlichkeit.

Und diese Insel Utopia wo alles gefunden wäre
Einsicht Sinn Gemeinschaftlichkeit und Glück
und alle Geheimnisse dieser Welt
entschleiert am Ende wie das Bildnis von Sais?

Oder geheimnisvoll lockend Liebe und Lust entgegen
abgeworfen unsres endlichen Lebens Last
und kein Vogel der Nacht mehr vor Augen?
Doch was, wenn all dies nur ein Traumbild ist?

Unbewohnt diese Insel. Wir träumen sie unbedacht.
Ins offene Meer führen hier alle Spuren am Strand.
Kein Vogelflug. Weit, hoch und leer solcher Himmel.
Lockendes Meer, unauffindbare Insel, unerträglich zuletzt.

Die letzten Zeilen von Wislawa Szymborskas Gedicht „Utopia“ lauten in der deutschsprachigen Nachdichtung: „Diese Insel ist leer, allen Reizen zum Trotz / die an den Ufern sichtbaren kleinen Spuren / von Füßen führen ausnahmslos ins Meer. // Als ginge man hier nur fort / und tauchte ohne Rückkehr in die Flut. // Im Leben gar nicht zu fassen.“ Ich las dies Gedicht einige Monate, ehe ich mit meinen lyrischen Annäherungen an Friedrich Hölderlin begann neu. Meine „Anleihe“ wurde mir erst später bewusst. Bleibt der zusätzliche Akzent, dass die Vorstellung, dass einmal „ewige Einheit unter uns“ herrschen könnte, wie im „ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus“ formuliert, eher ein Albtraum denn ein Traum ist, da es doch um endliche, lebbare Vielfalt in Freiheit gehen muss – und in Wahrheit lockt das unendliche Meer, in dem wir vielleicht bescheidenere Inseln unserer Erkenntnis finden können.

Was uns möglich ist

Die Last und die Lust dieses Lebens in seiner absurden Endlichkeit gestalten, ausschöpfen und feiern als Teil jener Menge der Vielen, in einer *Hochzeit des Lichts* all seinen Reichtum erfahren und fühlen und sie so glücklich leben unsere *kleine menschliche Ewigkeit*.

Ja das wäre uns möglich, könnten wir endlich verständig begreifen unsere Abhängigkeit. Denn wir entgehen ihm nicht, unsrem Leben: den Bedingungen, die die Natur ihm setzt. Und so haben wir eben vor uns, glücklicher Sisyphos, einen Raum mit so vielen Möglichkeiten.

Handelnde Wesen werden in unserer Welt

Diese Welt, die uns Staunen macht am Anfang,
geliebt und behütet in ihr und voll Neugier auf sie.
Und dann doch unterworfen – Routinen und Zwängen,
unfrei in einem Reich von Notwendigkeiten.
Die Kinderträume verblasst und der Alltag ist grau.
Und das Leben? Was wird es am Ende gewesen sein?

Lauf nicht mit in der folgsamen Menge, die sich selbst
Ihre Ziele nicht setzt. Halte dich abseits,
beginne zu fragen, lies Gedichte, bleib empfindsam,
bedenke deine Endlichkeit in dem großen Strom
schierer Unendlichkeit. Es geht um den Sinn,
deinen Sinn, deine Träume - jenseits der Abziehbilder.

Schau auf deine Welt mit anderen Augen.
Erringe Dir neu deinen Wissensdurst, den du
Nicht stillen kannst in dich gekehrt, vielmehr nur
im Zusammentun - mit Anderen, und mit viel Fleiß.
Reib' dich mit ihnen an Eurer Wirklichkeit, dass diese
Reibung Funken schlägt befreiender Erkenntnis.

Tauscht euch aus mit Anderen. Und so gewinnt
den Reichtum der vielen Blickwinkel auf das Eine,
auf eure eine, gemeinsam geteilte Welt.
Zieht den Schleier von der Gewalt ihres Zusammenhangs.
Und erschreckt nicht vor eurer Freiheit gegen sie.
Ergreift eure Möglichkeiten zur Selbstwerdung in Vielfalt.
Entdeckt eure Welt, handelt zusammen

Hölderlin lesend – Raum gebend meiner Welt

Du zählst zu den großen Dichtergestalten!
Weltweit ist mit deinem Namen verknüpft
das Bild deutscher Literatur:
Goethe, Schiller, Heine, Mann, vielleicht auch Brecht
nur sie haben dort ähnlichen Klang –
Kleist, Büchner, einige andere noch hier.
Doch lese ich dich, so stoß ich bei dir
stets auf dies beides:
deiner Sprache Schönheit,
deiner Wortbilder Ausdruckskraft,
sie ziehen mich in ihren Bann.

Doch deine Oden und Hymnen sind sperrig zugleich.
Deine Gedanken leuchten bisweilen sehr fremd.
Und manche von ihnen verwerfe ich auch,
die deine Sprache so eindringlich fasst.
An der Schwelle zu unserer Moderne,
seither immer wieder umkämpft,
seh ich dich stehen.
In lange Vergangenheit wurzelt dein Denken.
Gegenwärtig zu machen in deiner eigenen Zeit
suchst du die Mythen vom Anfang unseres Geschlechts.
Doch das so zu verstehn, fällt uns heutigen schwer.

Auch deiner Sprache große Genauigkeit,
sie hilft uns da nicht.
Die Heraufkunft unserer Moderne singst du
als *Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen*
wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert.
Doch mit welchen Bildern feierst du sie?
Und vor allem, so frag ich,
was vermitteln die heute uns?

Deine *sinnlich* gewordene *Religion*,
dein Traum einer *ewigen Einheit*
unter den Menschen,
wenn die *Mythologie philosophisch* wird, um *das Volk*
vernünftig zu machen, und *mythologisch* die *Philosophie*,
damit auch sie *sinnlich* sei –
das atmet das Denken Rousseaus:
zurück zur Natur!

Hinter dem Citoyen, griechisch verklärt, sind sie
verschwunden des Lebens Niederungen, alle Qual:
die des Gewinnstrebens, die des politischen Streits,
der die Lüge nicht scheut, und auch nicht den Zwang,
um ihn durchzusetzen, den *volonté général*,
also auch nicht die blutige Revolution.
Und das herrlich strahlende Bild,
es täuscht uns in seinem Ursprung schon.

Denn verheißen sind sie uns nicht,
die Gottesrechte des Menschen.
Unausweichlich bleibt die *conditio humana*.
Wir sind und bleiben dem Tode verfallen.
Keine andere Ewigkeit schaffen wir diesseitig uns.
Was uns bleibt, ist so nur,
ihn uns glücklich zu denken, den Sisyphos.
Immer sind wir unterwegs und können so leben!

Unser Erdendasein gestalten – bewusster, befreit,
dazu sind wir herausgefordert
immer wieder, zu jeder neu anbrechenden Zeit..
Kein Paradies, kein Garten Eden,
nur unsere *kleine menschliche Ewigkeit*
nicht länger herrschaftlich gedacht, hingegen
als eine endliche Welt: menschenwürdig
und in all ihrer Lebendigkeit.

Und so schätze und ehre ich dich zuletzt:
Hymnisch schwärmend träumtest du uns
(Un)Möglichkeiten unseres Geschlechts.
Wolltest zu den alten Göttern empor
am Beginn des Projekts der Moderne,
Hast deinen Mitmenschen gesungen
von ihnen verheißener Herrlichkeit -
also von Männerwelten!

Auf deinem *Friedhof der Träume*, in deinem Turm,
endet, was dich berauscht hat, dein kühner Gedankenflug.
Tief ernüchtert in weiter anhaltendem Sturm
schauen wir zurück auf Trümmerfelder -
und setzen ihn fort, unseren Weg.
Und brauchen doch Träume dazu.
Doch wir haben zu lernen,
ein Träumen nach menschlichem Maß.

Am Greifswalder Bodden - Melancholie

Ruhig schimmernd wie Perlmutter
und noch nicht wie deine *Grabplatte*
aus Blei - *die große graue See*
unter einem so hohen Himmel
durchscheinend grau-blau
im frühen Abenddämmerlicht.

Rastlos kreisen die Schwalben
jagen Mücken nach in ihrem Tanz.
Glänzende Götterlüfte und *seelige*
Genien wer träumt noch davon? Eher
ein *hell flackerndes Irrlicht* von fern,
als solcher Traumflug einmal begann.

Über Eichen und Reetdächer hinweg
seh' ich den Greifswalder Bodden,
literarisch versponnene Zeit: *Jugend*.
Der Preussen-König, in Stein gemeißelt,
worauf blickt er erinnernd zurück – und
wohin, wie schlafwandlerisch, gehen wir?

An manchen Orten und in manchen Augenblicken zieht sich fast alles zusammen – so an diesem Abend in Groß-Stresow. Meine ‚Annäherungen an Hölderlin in Lyrik und Prosa‘ habe ich vor ein, zwei Wochen gerade abgeschlossen. Ich ruhe sinnend an der Bucht, in der der Preußenkönig zu Beginn des 18. Jahrhunderts während des nordischen Krieges landete. Ein Denkmal, 2014 neu wieder aufgestellt, erinnert daran, woran? Am gegenüberliegenden Ufer liegt Greifswald. Die Stadt und das Koepen-Haus habe ich am Vortag besucht. Das ‚hell flackernde Irrlicht der Aufklärung‘ aus seiner ‚Amerikafahrt‘ ging mir da durch den Kopf. Seine Vorkriegsahnungen, als er 1937 von Stettin aus über die Ostsee, wie eine ‚Grabplatte‘ aus Blei blickt, in seiner Erzählung ‚Jugend‘, viel später beschrieben, in der er den Ausgang der Geschichte Preußens großartig gestaltet, sie gehen mir durch den Sinn. Über mir tanzen Schwalben, nichts sonst. Abendliche Stille. Doch was verbirgt sich hinter der heraufziehenden Abenddämmerung, was kündigt sich an? Im Westen versinkt die Sonne in loderndem Licht. Ob solches Licht ‚den Brand neu entfacht, oder ob es die Morgenröte anzeigt‘ - so Michel Foucault am Schluss von ‚Die Ordnung der Dinge‘ - wissen wir nicht. Die Zeiten mögen melancholisch stimmen, aber wir alle sind herausgefordert, politisch zu handeln.

Und heute in wieder finsterner werdenden Zeiten: Ein Tag im Februar – oder unsere Welt am sonntäglichen Frühstückstisch

Ich bin Sozial- und Geisteswissenschaftler. In letzterer Eigenschaft habe ich mich hier intensiv mit Friedrich Hölderlin auseinandergesetzt – dem vielleicht deutschesten aller deutschen Dichter, aber eben auch dem leidenschaftlichen Jakobiner. Er hat an der Schwelle zur Moderne im ökonomisch und politisch rückständigen Deutschland hoffnungsfroh seinen philosophisch-idealistischen Blick auf das heraufziehende neunzehnte Jahrhundert geworfen, ehe er dann, angesichts des Scheiterns seiner politischen Hoffnungen, früh als Dichter verstummt ist. Hölderlin also sah seinerzeit den *Horizont der Menschen* und den *Kreis des Lebens* sich erweitern, worin die Menschen *mitwirkend und mitleidend sich fühlen*. Heute, gut zweihundert Jahre später ist unsere Welt räumlich und zeitlich zusammengerückt. Wir können das Geschehen auf diesem Planeten sozusagen in Jetztzeit miterleben. Nahezu jeder Ort ist in wenigen Stunden erreichbar, und auch die Vergangenheit ist uns immer näher gerückt: Täglich bieten uns Fernsehdokumentationen oder Wissenschaftsjournale Dokumentationen oder Reportagen über die Entstehung unseres Planeten, die Geschichte der biologischen Evolution auf ihm, über die Frühgeschichte des Menschen oder einzelne historische Epochen oder Ereignisse. Und täglich werden wir über das aktuelle Weltgeschehen informiert.

Nun habe ich als Sozialwissenschaftler einen durchaus professionellen Blick auf unsere soziale Wirklichkeit. Unausweichlich ist der spezialisiert. Ich bin Arbeitsforscher und arbeitspolitisch engagierter Intellektueller. Doch ganz generell hat Michel Foucault meinen Blick für die Spiele der Macht geschärft und Pierre Bourdieu den für ihre verborgenen Mechanismen. Ich beobachte unsere soziale Wirklichkeit und den politischen Prozess in meinem Land über die unterschiedlichsten Zugänge. Ich nutze das Internet, lese vierteljährlich die einschlägigen sozialwissenschaftlichen und Politikwissenschaftlichen Zeitschriften, daneben auch zwei, drei politische Zeitschriften, die monatlich oder zweimonatlich erscheinen. Gelegentlich veröffentliche ich in ihnen auch selbst den einen oder anderen Artikel. Ich bin also ein aufmerksamer professioneller Beobachter meiner Zeit, der sich auch zu intellektuellem Engagement herausgefordert sieht. Pierre Bourdieus Aufforderung an seine Wissenschaftlerkolleg*innen halte ich in diesem Zusammenhang für nur allzu berechtigt. Wir sollten uns, so schreibt er, *die Fragen der Meinungsumfragen und der Journalisten (...) zum Gegenstand (...) machen, um die wahren Fragen stellen zu können, die der ununterbrochene Diskurs des Journalismus verbirgt*. Aber ich bin zugleich angewiesen auf die tägliche Berichterstattung der Medien. Als Zeitungsleser nutze ich so zum Beispiel eine lokale und eine überregionale Zeitung. Sie liefern mir die täglichen Nachrichtensplitter, wohlgeordnet zu einem Gesamtbild, das sie ihren Leser*innen tagtäglich vermitteln wollen. Über die so produzierten Bilder denke ich im Folgenden ein wenig nach:

Sonntagmorgen zwischen neun und elf Uhr, das ist Frühstückszeit. Zweiter Teil der Wochenendroutine. Einkäufe, Haus- und Gartenarbeiten sind am Samstag erledigt

worden, Entspannung ist angesagt. Der Frühstückstisch ist reichlich gedeckt. Die Wochenendausgabe der SZ liegt bereit. Übersichtlich geordnet präsentiert sich darin die Welt. Es geht hier nicht um *die aufdringliche Gegenwart einer globalisierten Realität im Erregungstheater* des Fernsehens, von der Rüdiger Safranski geschrieben hat. Von der werden wir Bundesbürger*innen mit den Kurzmeldungen der Tageschau jeden Abend berieselt. Dem setze ich mich nur noch gelegentlich aus, etwa dann, wenn mit wirklich wichtigen Meldungen zu rechnen ist. Hier am Frühstückstisch kann ich hingegen selbst systematisch auswählen und hie und da vertiefend lesen. Aber ich werde den Teufel tun. Ich werde mich nicht in all die Facetten einer beunruhigenden sozialen Wirklichkeit vertiefen, die da vor mir ausgebreitet wird - jedenfalls nicht an meinem Sonntagmorgen. Ganz sicher werde ich nicht gerade jetzt dazu ansetzen, über die möglichen Konsequenzen der zahlreichen beunruhigenden Nachrichten ernsthaft nachzudenken. Letztlich gilt: Renate und ich wollen einen entspannten Sonntagmorgen genießen. Wir werden über einige Artikel ein paar Worte wechseln. Die eine oder andere Nachricht mag zu einer sarkastischen Bemerkung Anlass geben. Andere werden wir eher flüchtig registrieren, eine oder zwei vielleicht auch etwas genauer. Aber jetzt geht es um unsere geordnete kleine Welt in unserem Haus in einem Dortmunder Vorort. Wir werden das Chaos der Welt da draußen, das sich wohlsortiert in dieser einen Zeitungsausgabe finden lässt, nicht wirklich an uns heranlassen. Das würde uns im Zweifel den Tag verderben.

Dabei geben die Nachrichtensplitter, die die Redakteure der SZ für ihre Wochenendausgabe zusammengetragen haben – zumeist ordentlich recherchiert, freilich nicht immer so zugespitzt kommentiert, wie wir das gerne hätten – an diesem Wochenende ein Bild, das schlaflos machen müsste:

- Die Schlagzeile auf Seite eins kündigt den *Anlauf zu einem neuen Wettrüsten* an. Die USA wollen den INF-Vertrag mit Russland aufkündigen. Mit 300 000 haben wir seinerzeit gegen den Nachrüstungsbeschluss demonstriert – und dieses Mal? Die Hintergründe, um die es geht, werden erst demnächst nach und nach aufgehellt werden: auch Dritte (China) und vielleicht Vierte rüsten mit moderneren Waffen auf. Folglich wollen die USA freie Hand haben. Das Thema wird uns noch lange begleiten. Es verweist auf eine Welt, die im Zeichen einer neuen Geopolitik der Großmächte zunehmend unsicherer wird.
- Vom *Wundernetz*, Mobilfunk Standard G5 ist unten auf Seite eins die Rede. Da geht es um eine global fast exponentiell gesteigerte Steuerung und Überwachung der Produktion, um neue technologische Bedingungen einer global verschärften Konkurrenz in Zeiten eines zunehmenden Protektionismus. Auch dazu werden bald viele weitere Nachrichten folgen.
- Auf Seite drei wird von der Flüchtlingsbewegung aus Zentralamerika *ab in den Norden* berichtet. Heimatlos gemachte Menschen, weit weg von uns in Mitteleuropa. Trumps Mauer gegen Mexiko ist hier das Dauerthema im Hintergrund. Von den unsäglichen Lagern, in denen bald Flüchtlingskinder, von ihren Eltern getrennt, vegetieren müssen, ist noch nicht die Rede.

- Auf den Seiten fünf und sechs sehe ich einen Kommentar zur Abnahme der *deutschen Erinnerungskultur*. Nachzulesen ist eine Diskussion dreier Politiker über unsere *parlamentarische Kultur jenseits der Komfortzone*. Für meinen Geschmack bewegt sich dieses Gespräch darüber, dass man sich nicht von der AFD treiben lassen dürfe, allenfalls an der Oberfläche der Krise unserer parlamentarischen Demokratie.
- Auf der folgenden Seite mag eine *Weltkarte der Korruption* dann die Bundesbürger*innen beruhigen. In den Ländern mit voller Demokratie sieht es noch ganz ordentlich aus – und Deutschland steht im Ranking von 180 Staaten immerhin auf Platz 11 – mit seinen 1500 Lobbyisten, die im Bundestag zugelassen sind, wie man früher einmal in der SZ lesen konnte. Doch Lobbyismus ist ja Normalität in Zeiten, in denen Ministerien sich Expertise ohnehin immer mehr bei externen Beratern einkaufen.
- Weiter lese ich auf dieser Seite, dass die FPÖ, zu der Zeit noch mit an der Regierung, in Österreich, gegen Rechtsstaat und Gewaltenteilung stichele. Aber immerhin auf der nächsten Seite finde ich einen etwas hoffnungsvollen Bericht über die Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortes, eine *Demokratin mit Trump-Faktor*, die *die Basis begeistert und das Establishment pikiert*.
- Und wieder eine Seite weiter lese ich *Kopfsache*: über Frauen in der Türkei, die kein Kopftuch tragen. Zwar haben mehr Frauen als Männer Erdogan gewählt, aber es gibt hier auch emanzipatorische Strömungen, mit denen der Autokrat vorsichtig umgeht. Man darf hoffen.
- Weiter geht es auf Seite elf mit einem Bericht über den *Markt und die Mafia*. Mafiosi, Cammoristi usw. machen demzufolge jährlich 24,5 Mrd. € Umsatz im Lebensmittelmarkt Italiens. Man liest nur die Überschriften, nicht die drei Seiten Analyse, und man denkt: ja ja, so ist die Welt.
- Im Feuilleton sehe ich dann, auf Seite fünfzehn, einen Artikel über *Liebe in unverbindlichen Zeiten*. Ich finde ein paar Anregungen zum Nachdenken darüber, dass es *eine zentrale Kompetenz zeitgenössischer Subjekte ist, sich attraktiv darzustellen, dass notwendig erscheinende emotionale Härte patriarchale Strukturen verlängere*, aber auch, dass Intimität nun *nur mehr ein Lebensbereich unter anderen* sei. Man ist also mit seinen *Gefühlen nicht mehr allein*, wenn eine Liebe scheitert – weil man sie im Netz teilen kann? Unsere Probleme sind also etwas andere als die der heimatlos gemachten Menschen in Zentralamerika, denke ich – aber auf das Denken solcherart Zusammenhänge hin ist meine Tageszeitung nicht angelegt.
- Im Wirtschaftsteil erfahre ich auf der Seite dreiundzwanzig, weshalb wir alle *nicht ohne mein Automobil* leben wollen, dass Neuwagen heute im Schnitt 153 PS haben, während der erste Porsche 911 1973 noch 130 PS hatte! Gegen Ende des Artikels entdecke ich einige vorsichtige Überlegungen dazu, dass wir *auch beim Autofahren auf ökologische Aspekte achten* sollten – verbunden mit hoffnungsvollen Szenarien, dass das auch so kommen werde. Ernst Ulrich von Weizsäckers *Faktor V* kommt mir in den Sinn – und der

Reboundeffekt, durch den Effizienzinsparungen durch zusätzlichen Konsum aufgeessen werden, hier also durch die höher motorisierten SUVs.

- Zwei Seiten später erfahre ich, dass die Deutsche Bank *zwischen Disziplin und Hoffnung* zum ersten Mal seit drei Jahren wieder Gewinn mache, dass sie aber von der Bundesregierung schon mal *unter Artenschutz* gestellt werde. Nun gut: die *organisierte Verantwortungslosigkeit* der Banker hat Soziolog*innen nach der Weltfinanzkrise von 2008 intensiv, und ziemlich folgenlos beschäftigt. Dass die Politik in Europa seither wenig dafür getan hat, hier neu ordnend einzugreifen, weiß ich nur allzu gut. Und dass einen Monat später eine mögliche Fusion von Deutscher Bank und Commerzbank zum öffentlich diskutierten Thema werden wird, kann ich noch nicht wissen. Die Systemrelevanz der neuen Großbank, die sich da abzeichnen könnte, würde zunehmen. Risiken für die öffentliche Hand, also uns die Bürger*innen drohen weiter zu wachsen.
- Unter der Rubrik Wissen finde ich auf Seite 33 einen Artikel über Buckelwale als die *Liedermacher der Meere*. Es geht um eine *Form der Kommunikation*, die sich ähnlich wie unsere Sprache entwickelt und vermutlich mit dem Paarungsverhalten zu tun hat - nur die männlichen Tiere singen. Es geht um Lieder, die sich *jedes Jahr ändern* und bei denen sich *manche Hits über den Pazifik verbreiten*. Für eine kurze Weile kann ich den stets durch Nutzenkalküle geprägten Blick auf unsere Welt hinter mir lassen, mich über ihren natürlichen Reichtum freuen.
- Soviel zur Schönheit der Natur. Auf den beiden folgenden Seiten erfahre ich, dass Island in 150 bis zweihundert Jahren keine Gletscher mehr haben wird. *Eisfrei* wird die Insel dann sein. Das werde *an die Seele des Landes* rühren. Es geht hier im Kern um die Veränderungen der Eindrücke, die die Landschaft der Insel bislang ihren Bewohnern und Besuchern vermittelt. Ökologische Folgen werden erörtert, aber auf die Insel eingegrenzt: Die Vulkanaktivität könnte gesteigert werden. Einem steigenden Meeresspiegel werde eine Anhebung der Insel entgegenwirken. Höhere Temperaturen hätten für das kühle Land auch Vorteile. Alles in allem eine geeignete Lektüre für einen entspannten Sonntagmorgen. Hinweise auf die wirklichen Drohungen der heraufziehenden Klimakatastrophe halten sich in Grenzen.
- Dafür darf ich dann im Sportteil Neues über Gianni Infantino und die FIFA lesen. Es geht, wie auch anders, um neue *Verdachtslagen und konkrete Korruptionsermittlungen*. Eine Wochenendlektüre, über die man sich ganz gerne kopfschüttelnd amüsiert. Diese Sumpflüte der Korruption hat eben was! Auf der Weltkarte der Korruption auf Seite sieben blieb sie verborgen – da geht es um andere Geschäfte - und die Schweiz steht da auf Platz sechs noch deutlich besser da als Deutschland.
- Ähnlich vergnüglich ist schließlich zum Wochenende ein Bericht über *die Verwandlung* des Markus Söder vom *ruppigen Karrieristen* zum *fürsorglichen Landesvater*. Die Überlegungen zur Imagepflege von Politikern und ihrer Glaubwürdigkeit sind weder neu noch sonderlich erhellend. Doch immerhin

sind sie ganz nett. *Regierung, das ist die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels derer man die Menschen lenkt*, habe ich einstmals bei Michel Foucault gelesen. Hier wird anhand der Praxis der Imagepflege plastisch beschrieben, wie einer sich dafür inszeniert.

- Zum Schluss finde ich dann auf Seite 48 noch einen Artikel, der mir meinen entspannten Sonntagmorgen tatsächlich verderben könnte. Das Elend, um das es hier geht, ist nah genug: Unter der Überschrift *Vater, Mutter, Obdachlos* wird darüber berichtet, dass in Berlin *inzwischen auch Eltern mit Kindern auf der Straße* leben. Im *boomenden Berliner Immobilienmarkt* fehlen preiswerte Wohnungen. Wohnungen für die, die im Wettlauf um die etwas besseren Arbeitsplätze nach und nach abgehängt werden. Statistiken über Obdachlosigkeit werden gerade zu erstellen begonnen. Man schätzt einige tausend, die auf der Straße leben. Man weiß dass 36.900 bis Ende 2017 langfristig in Gemeinschaftsunterkünften gelebt haben, darunter 6.400 Flüchtlinge. In Berlin Kreuzberg, darauf fokussiert die Reportage, gibt es eine Notunterkunft für 30 Familien. Allerdings benötigte man wohl eine für 100. Wir leben in einem reichen Land!

Ja, so ist das mit unserem *täglichen Blick in die Welt*. Die Wochenendausgabe einer immer noch gut recherchierten überregionalen deutschen Tageszeitung hätte da einiges zu bieten. Zwar kommt dies Angebot in Gestalt weitgehend gegeneinander isolierter Nachrichtensplitter, die ordentlich sortiert am Ende doch das Gefühl vermitteln könnten, da draußen sei alles immer noch halbwegs geordnet, wenn auch nicht ganz so wie mein Sonntagmorgen. Doch die Facetten ergeben schon das Bild von einer Welt, die erkennbar dabei ist, aus den Fugen zu geraten. Aber lassen wir das an uns heran? Ich habe an diesem Sonntagmorgen immerhin noch registriert, dass diese Wochenendausgabe das Elend dieser Welt vielleicht besonders facettenreich vermitteln kann. Ich habe dann eher flüchtig gelesen, so wie meist. Aber ich habe die Zeitung aufgehoben. Die Idee zu diesem kleinen Essay stieg in mir bei der flüchtigen Lektüre während meines Sonntagmorgen-Frühstücks auf. Einige Wochen später, an einem regnerischen Arbeitstag, habe ich mich dann daran gemacht, ihn zu schreiben.

Es ist wohl wahr: in unserer im neoliberalen Geist globalisierten Welt rückt alles raum-zeitlich immer näher zusammen. Hannah Arendt hat das schon vor fünfzig Jahren, vor Beginn unsere digitalen Welt erkannt, als sie schrieb, wir könnten uns in der Alltagswelt *eines ebenso entscheidenden Schrumpfens der hinter uns liegenden Zeit gewiss sein, wie die räumlichen Entfernungen auf der Erde geschrumpft* seien. Und sie hat dann an Wolfgang Goethes *dreitausend Jahre* erinnert: *„Wer nicht von dreitausend Jahren/Sich weiß Rechenschaft zu geben/Bleib im Dunkel unerfahren/Mag von Tag zu Tage leben“*. Sie hat diese Zeilen zitiert und dann festgestellt, dass das, *was wir noch vor ein paar Jahrzehnten Antike nannten*, uns heute viel näher sei, als es unseren Vorfahren gewesen ist. Aber wie verhält es sich dann mit jener Erwartung, die Friedrich Hölderlin an der Schwelle zu unserer Moderne formuliert hat, als er eben sein Arkadien und die Mythen des alten Griechenland als Dichter eines revo-

lutionären Umbruchs neu beleben wollte, der *die ganze Gestalt der Dinge verändern* sollte? Hölderlin blickte 1799 am Jahreswechsel in ein neu anbrechendes Jahrhundert hoffnungsvoll auf eine glückliche Zukunft, Die Französische Revolution schien sie zu verheißen. Das Jahrhundert der Revolutionen verlief dann sehr viel anders. Und nach der *Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts* hat Hannah Arendt geschrieben, es sei durchaus möglich, *dass die Neuzeit, die mit einer so unerhörten und unerhört vielversprechenden Aktivierung aller menschlichen Vermögen und Tätigkeiten begonnen habe, schließlich in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden werde, die die Geschichte je gekannt hat.*

Und damit bin ich wieder bei meiner Zeitungslektüre am Sonntagmorgen. *Das Interesse für die Welt* wird heute, da wir zeit-räumlich immer enger zusammenrücken, zweifellos befördert. Das *philosophische Gebot, das Interesse und die Gesichtspunkte zu verallgemeinern*, dürfte hingegen nur für begrenzte philosophische Diskurse gelten. Und der in unserer digitalen Welt *künstlich erweiterte Sinnenkreis hat sich*, wie Rüdiger Safranski nicht unbegründet schreibt, nahezu gänzlich – oder gar, wie er formuliert *vollkommen?* - von unserem *Handlungskreis losgelöst*. Daraus folge, so fährt er fort, *dass man handelnd nicht mehr angemessen (...) reagieren könne*. Was so entstehe, sei *die aufdringliche Gegenwart einer globalisierten Realität im Erregungstheater*. Erzeugt werde so ein spezifischer *politische(r) Moralismus, eine Fern-Ethik im Zeitalter des Fern-Sehens*. Von Hölderlins Vorstellung, wir würden uns im erweiterten *Kreis des Lebens mitwirkend und mitleidend* fühlen, ist das, wenn es denn voll umfänglich zutrifft, unendlich weit entfernt. Und in der Welt da draußen, die mir die Zeitung an meinen Frühstückstisch bringt, ist vor allem vom ökonomischen Interesse der Mächtigen geprägt. Da herrscht die Rationalität der Effizienz. Ihr dienen entfesselte Märkte, nicht der Freiheit der Bürger*innen. Und solche Märkte schafft der herrschende Politikbetrieb mit großen Freiheits- und Wohlstandsversprechungen – es sei denn Sand gerät ins dies Getriebe der Welt. Denn dann gewinnen protektionistische Überlegungen überraschend neu an Gewicht – und für die Großmächte wachsen die Herausforderungen zu neuen riskanten geopolitischen Handlungen. Man könnte sich an eine Bemerkung Denis Diderots erinnert fühlen, der 1768 im Blick auf das damals noch im wesentlichen europäische Welttheater an David Hume geschrieben hat – der siebenjährige Krieg ist beendet und die spätabolutistische Welt für kurze Zeit noch einmal neu geordnet – er finde Polyphem sei leichter zu entschuldigen, dass er die Gefährten des Odysseus verschlungen habe, *als die Mehrzahl dieser kleinen Europäer, die nicht höher als fünfzehn Fuß sind und nicht mehr als zwei Augen haben, die sich in allem gleichen und nichtsdestoweniger einander auffressen.*

Nun gut, noch mag man heute ja hoffen, dass die EU wenigstens die Lehren aus den Weltkriegern des zwanzigsten Jahrhunderts institutionell festhalten wird, die in Europa ihren Ausgang nahmen. Und manche mögen vielleicht auch weiterhin meinen, dass man den entfesselten Märkten mit jener *gläubigen Zuversicht* weiter vertrauen sollte, von der der liberal-konservative Philosoph Rüdiger Safranski durchaus kritisch geschrieben hat. Sie mögen glauben, dass die neueren protektionistischen Verirrungen einer wirklichen ökonomischen Vernunft widersprechen - - und dass sie am Ende nur

ein vorübergehendes Phänomen sein werden. Sie sehen nicht, dass die Weltfinanzkrise von 2008 die Oikodizee der unsichtbaren Hand Gottes angekündigt hat, wie Joseph Vogl in Auseinandersetzung mit den Schriften von Adam Smith nachgewiesen hat. Der Mensch denkt, und Gott lenkt – immer noch?

Das Bild der Welt, das mir die Wochenendausgabe meiner Zeitung zeichnet, stützt solchen Optimismus nicht. Die täglichen Nachrichten werfen so manches Licht auf die ökonomische Unvernunft der Märkte, die immer tiefer greifende Prozesse sozialer Spaltung nach sich zieht und angemessene Antworten auf die heraufziehende Klimakrise verhindert. Die Nachrichtensplitter zu den multiplen Krisenentwicklungen unserer Zeit, werden sich fortgesetzt, und wie zu fürchten ist vermehrt, in meiner Zeitung finden. Sie sind schon jetzt beunruhigend genug. Schlimmer und zutiefst beunruhigend allerdings ist etwas anderes: dass *die Kraft und Regsamkeit der Menschen in eben dem Grade wächst, in welchem sich der Kreis des Lebens erweitert, worin sie mitwirkend und mitleidend sich fühlen*, so wie sich das Friedrich Hölderlin an der Schwelle zu unserer Moderne gedacht hat, das ist so gar nicht zu erkennen. Das gilt unbeschadet der *Begrüßungskultur*, die es hierzulande gegeben hat- und die der herrschende Politikbetrieb mittlerweile längst wieder in ‚geordnete Bahnen‘ lenkt.

Die Nachrichten in unseren Zeitungen, auch den noch verbliebenen überregionalen Blättern, in denen sich noch Produkte eines investigativen Journalismus finden lassen, bleiben sicherlich unverzichtbar. Immerhin gibt es sie noch - gegen einen auch hier wirksamen Druck fortschreitender Ökonomisierung und gegen das pure, bornierte ökonomische und politische Interesse mancher marktmächtiger ‚Meinungsmacher‘. Dies gilt zumal angesichts des täglichen Erregungstheaters des Fernsehens; denn dort zeigt die Marktmacht der privaten Sender ja längst auch bei den öffentlich-rechtlichen Sendern ihre Wirkung. Nicht zu sprechen von der personalisierenden politischen Berichterstattung und den Talkshows, in denen nach einem Wort von Jürgen Habermas der *immer gleiche Meinungsbrei* mit dem immer gleichen Personal stets *von neuem aufgerührt wird*. Aber was mich hier beschäftigt, ist eher ein anderer Umstand.

Die wesentliche Funktion unserer Tageszeitungen, auch der besseren, die einem investigativen, kritischen Journalismus noch Raum geben, scheint mir eine andere zu sein als die uns wachzurütteln – und zwar ziemlich unausweichlich: Es geht hier, wie mir meine eigene sonntägliche Zeitungslektüre deutlich vor Augen führt, eher darum, uns Bürger*innen ein noch ein halbwegs geordnetes Bild unserer Welt zu liefern. Trotz all der Krisenentwicklungen, die immer neue Problemwolken vor uns auftürmen und denen gegenüber der herrschende Politikbetrieb sich zunehmend deutlicher als hilflos erweist, ist das so. Von der Europakrise, aktuell im Zeichen des Brexit, hinter dem die wirklich großen europapolitischen Fragen verdeckt werden, auf die überzeugende Antworten auf sich warten lassen, über die ökologischen Herausforderungen bis hin zu den ökonomischen und sozialen Fragen der Zeit –, es geht am Ende stets darum, immer noch ein wenig Zuversicht zu verbreiten. Es wird versucht, ein Bild zu zeichnen, das uns weiter hoffen lässt, der herrschende Politikbetrieb werde es am

Ende schon noch für uns richten. Wenn wir nach unserem Frühstück die wohlgeordneten und mäßigend kommentierten Puzzleteile der sozialen Wirklichkeit bei Seite legen, wenn die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Nachrichtensplittern so verdeckt geblieben sind, dann können wir eben doch noch einigermaßen beruhigt unseren Sonntagmorgen genießen – vielleicht bei einem Spaziergang oder einem Besuch bei Freunden. Dann bleibt uns noch ein wenig Zeit uns zu erholen, ehe am Abend der Stress der kommenden Arbeitswoche neu auf uns zurollt.

Als kritischer Beobachter und als Intellektueller, also als einer, der den Anspruch nicht aufgeben will, sich schreibend und auch handelnd einzumischen in einen zunehmend heillosen Selbstlauf der Zeit, steht man so am Schluss vor Fragen. Gewiss, eine Tageszeitung arbeitet schwerlich daran, dass *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*. Die emphatischen Zukunftserwartungen des jungen Friedrich Hölderlin - später vom philosophischen Idealismus Friedrich Wilhelm Georg Hegels weitergetragen und dann in den prophetischen Marxismen wirksam – liegen hinter uns. Wir sind zu recht ernüchtert. Auch wissen wir alle, dass wir individuell mit unseren sehr bescheidenen Möglichkeiten nicht mehr sein können, als einer jener *Schmetterlinge*, die nach einem Wort von Immanuel Wallerstein, die in *der Schlacht zwischen dem Geist von Davos und dem von Porto Alegre* im Sinne des Schmetterlingseffekts der Chaostheorie vielleicht doch einen grundlegenden *Klimawandel* herbeiführen können. Zumindest auf diese Möglichkeit wird man also setzen, wenn man sein intellektuelles Engagement fortsetzt. In meinem Fall ist das ein arbeitspolitisches Engagement. Darüber hinaus bleibt dann noch das politische Zusammenhandeln vieler. Nur sieht man da zurzeit eher populistische Bewegungen von rechts.

Als Intellektueller will ich mich weiterhin einmischen. Daneben werde ich meine literarischen Aktivitäten verstärken. Ich werde also weiter Nachsinnen, und ich werde weiterhin Lyrik schreiben. Und dann und wann fühle ich mich vielleicht an einen Dialog erinnert, den die Ich-Erzählerin in Christa Wolfs Roman *Die Stadt der Engel* mit ihrer Romanfigur Peter Gutman führt. Er mündet in die folgende Frage der Ich-Erzählerin:

Die entscheidende Frage ist doch, wie dick und wie haltbar die Decke unserer Zivilisation ist. Wie viele vernichtete sinnlose, perspektivlose Existenzen sie tragen kann, bis sie an dieser oder jener Stelle reißt, dort, wo sie mit heißer Nadel genäht ist. Und dann? Damals war ich noch sparsamer im Umgang mit dem Wort BARBAREI, heute liegt es mir auf der Zunge. Die Nähte sind geplatzt, die unsere Zivilisation zusammen hielten, aus den Abgründen, die sich aufgetan haben, quillt das Unheil, bringt Türme zum Einsturz, lässt Bomben fallen, Menschen als Sprengkörper explodieren.

Die Literatur und die Authentizität der literarischen Autorin geben hier keinerlei hoffnungsfrohe Zuversicht mehr. Hätte man ihr ein Bild der Welt von heute gezeigt, so schreibt sie an anderer Stelle, *ich hätte diesem Bild nicht geglaubt. obwohl meine Zukunftsvisionen düster genug waren. Der Rest von Arglosigkeit, mit dem ich damals noch ausgestattet gewesen sein muss, ist mir vergangen*. Sie folgt so in ihrem letzten Roman aus dem Jahr 2010 dem Vorsatz, *der Spur der Schmerzen nachgehen*, die

die Ernüchterung angesichts der Lage unserer Welt, und der Einsicht in die eigenen früheren Irrtümer, auslöst. Aber gleichwohl: man kann auch dann noch, in den Worten von Alexander Kluge, darauf setzen dass in der größeren Kontinuität von Poesie und Philosophie vielleicht doch die Chance liegt, die weitere Entwicklung der sozialen Wirklichkeit positiv zu beeinflussen. Das mag man für eine nur vage Chance halten in Zeiten, in denen Christa Wolf höchst nachvollziehbarer Weise von *Hoffnungsmüdigkeit* spricht. Doch die ist ja keineswegs gleichbedeutend mit Resignation. Und auch für ihren Roman gilt, was Albert Camus über *Revolte und Kunst* geschrieben hat: Das schöpferische Kunstwerk *ist Forderung nach Einheit und Zurückweisung der Welt. Aber es weist die Welt um dessentwillen zurück, was ihr fehlt, und im Namen dessen, was sie manchmal ist.* In diesem Sinne gilt daher, dass es nicht nur eine Pflicht zur Zuversicht gibt, sondern dass dafür immer wieder auch Gründe zu finden sind. Wenn man daher den Lauf der Welt nicht nur als Zeitungsleser verfolgen, sondern sich immer noch praktisch dazu verhalten will, wird man ohne solche Zuversicht nicht auskommen.

Lyrisch auf den Spuren meiner Zeit

Aufhaltsame Aufstiege

Marktschreierische Wunderheiler kennen wir.
Im finsternen Mittelalter, dort ist ihr Ort.
Neu aufleuchtende Wissenschaft, so sagt man,
hat sie vertrieben – ja was man so sagt.
Die Religion hat sie beerbt, unsere Wissenschaft;
und gleich feindlich dem Denken ist sie.
Wissenschaftsgläubig ist unsere Zeit:
und die Werbung predigt sie jeden Tag:
diese Gläubigkeit und auch die falschen
Glücksversprechen durch einen Konsum,
den sie uns maßlos anpreist, und von dem
ausgeschlossen wird, wen diese Satansmühle
des Marktes zerrieben hat, wer die Sinnenleere
der Arbeit, des tumbem Konsums nicht länger erträgt.

Und wenn der Markt doch knirscht, von dem wir erwarten
stetes Wachstum und Wohlstand in gläubiger Zuversicht –
keine Hand lenkt ihn unsichtbar, er ist in Teilen blind,
und wachsender Reichtum für alle, der entsteht so nicht –
dann steht die Frage, wie wir selbst sie politisch gestalten,
diese Welt – dann zeigt sich, wie wenig wir aufgeklärt sind.
Neu erstehen die Wunderheiler, und alles Heil dieser Welt
versprechen sie uns. Und alles scheint einfach und leicht.
Und entwöhnt, selbst zu denken hat man uns längst.
Denn auch die, die zuvor unsere Welt zu ordnen meinten,
sie waren sich alle ganz sicher in einem: Wir,
die Menge der Vielen, denen sie Namen geben wie
,Der Kunde ist König‘ und die ‚Bürger*innen der Souverän‘,
wir sollen uns ein- und unterordnen, sollen berechenbar sein.

Und ganz sicher sind sie, ihre Spiele der Macht, die können wir
niemals durchschauen: nur sie, zum Handeln berufen und,
immerhin, rechtsstaatlichen Werten verpflichtet, sie tragen die Last,
für uns diese Welt zu ordnen, doch vor allem: am Laufen zu halten.
Und so, näher betrachtet, sind auch sie selbst getrieben, und so
machen sie und wir selbst uns alle zum Spielball all jener,
die sich dann, wenn der Selbstlauf der Zeit seine Krisen gebiert,
herrschaftlich aufschwingen wollen zur Macht,
von der sie in Wahrheit besessen sind – und die so
aus den Krisen ein Chaos hervor treibt, das vieles verschlingt

Ich führe einen meiner ältesten Kreuzzüge gegen die Unterscheidung von Denken und Fühlen, die die Basis aller antiintellektuellen Vorstellungen ist: Seele und Geist, Denken und Gefühl, Phantasie und Urteilskraft (...) Ich halte diese Trennungen allesamt für falsch.(...) Fast alles, was ich mache, scheint genauso viel mit Intuition wie mit Verstand zu tun zu haben. Es ist nicht so, dass Liebe Verständnis voraussetzt, aber jemanden zu lieben heißt, in alle möglichen Arten von Gedanken und Urteilen eingebunden zu sein. Und das bedeutet nichts anderes, als dass es eine intellektuelle Struktur der körperlichen Lust und des Begehrens gibt.

Susan Sontag

Denken und Fühlen: Susan Sontag

Mit den Gedanken zu ringen, das ist
die Arbeit derer, die schreiben: für mich,
ganz bei mir, in Stille, nachdenkend.
Für dich ist Schreiben zähes, ermüdendes Tun,
in Schüben, obsessiv, bis zur Erschöpfung.
Doch dann, sollen die Worte zwingend sein,
in entschlackter Sprache, Wahrheiten
herausschälen aus den Irrtümern der Welt.

Du liebtest, sagst du, den Dialog. Die Gedanken,
lebendig hervorgebracht, kamen zu Dir im Gespräch,
die Themen all deiner Essays: so hast du sie
schärfer umrissen, von neuem weiter durchdacht,
hast Metaphern wieder und wieder geprüft,
Gewissheiten, unmittelbar aufblitzend, neu hinterfragt.
Schreibend, kunstvoll gestaltet, hast du Vergangenheit so
verbindlich gemacht als Teil zukünftiger Gegenwarten.

So bleibt aufgeschrieben das dialogisch Gewonnene,
immer unabgeschlossen, doch wohldurchdacht,
und immer hat deine Arbeit dich selbst so verändert.
Und du wärst tief erschrocken, hättest du später bemerkt,
dass du dem damals Gedachten dann immer noch
zustimmst, ganz uneingeschränkt. Denn das hätte Stillstand
bedeutet, dass es nicht weiter gedacht hat in dir.
Und damit wäre geendet all deine Lebendigkeit.

Doch wenn ich dann lese, wie du versuchtest,
In deiner, in unserer vielgestaltigen Welt
zu entwirren was dir begegnet: verdreht und
verkehrt in Selbstverständlichkeiten:
dann entzünden deine Gedanken ein Licht,
hier vertraut, dort Neues aufschließend.
Und am Leben des Geistes, in seiner Welt,
geräumig und unabgeschlossen um uns, hab ich teil.

Wie eingetaucht in das helle Licht eines Tages
im Glanz einer wärmenden Spätsommer-Sonne,
glitzernd gegen ihr Licht wie ein Spinnenetz?
Nein eher schimmernd wie die Libellenflügel,
kein Gespinst, worin man gefangen wird, vielmehr
ermuntert sich selbst hinaufzuschwingen,
einander nah, voneinander beschwingt, gemeinsam
in jenem Erinnerungsraum, der uns alle lebendig hält.

Und so merke ich dann,
wenn ich, allein mit mir, schreibend
versuche, herauszufinden,
wie es in mir denkt, und wie dabei
Begehren und Lust eines Austauschs,
Denken und Fühlen - untrennbar,
zugleich flüchtig und schwer,
aufblitzend und weiterdrängend – lebendig sind.

Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne. / Das rauschende Blau ist das Leben wert. / Erst recht das Reich der bemeisterten Töne. / Und das Wort, das die Lust und das Leiden vermehrt.

Eva Strittmatter

Entdeckungen und Zwiegespräch: Eva Strittmatter

Am Granitstein im Gras unter noch kahlen Buchen
wo Buschwindröschenblüten dem Licht nachhaschen
und blasses Blau meinen Blick überwölbt
da wurzele auch ich, aus sehr fernen Tagen

Da verträume ich mich, trachte neu zu suchen
nach etwas das doch unwiederbringlich ist
drohe so meinen Teil an der Zeit zu verlieren
und so suchend des Augenblicks Glück zu entsagen

Die Lust der Entdeckung meiner Kindheitsorte
in so leichten Worten, strahlend und schwer
und dann zugleich auch den Ungeist bedenkend
der eigenen Zeit den du immer verspätet erfährst

Dieses Leben, das wir uns aufgegeben
so leicht verlieren gedankenlos treibend
machst du mir lebend'ger in Zwiegesprächen
die du schreibend führst aus Zwang und auch Not

Mit dir *im Schweigen hinter den Hügelsenken* und
trotz aller Lebenszwänge (*Geburt, Tod und Zwischenzeit*)
übers Seil laufend, tanzend und singend für Augenblicke
erhebst du das Leben *zu einer Art Ewigkeit*

Verwehend, künftig zu, jetzt

Bin heut auf kurzem Weg Erinnerungen gefolgt,
weit zurück gestreift im Kokon meiner Eigenzeit -
Inschriften auf Grabsteinen am Weg, Erinnerungen.
Unter blassem Blau und warmen Frühlingssonnenstrahlen
klang mir lebensfroh der Gesang einer Amsel im Ohr
auf diesem Weg zwischen Anfang, Ende und Neubeginn.
Eher wie ein Gefühl, unscharf und ganz gegenwärtig
mein Auge befeuchtend und von innen her leuchtend
umschloss mich da meine Begegnung mit mir.
Erste Blattknospen reckten am Apfelbäumchen
sich lebendig dem blassblauen Licht entgegen,
darunter die Baumscheibe, nur dein Name, zeitlos und schon
vergehend wie alles, ausschweifend, verwehend.

Mein Blick auf Talmulde und Brücke eröffnet Gedankenspiele:
auf dem Weg zu Anderen und zu uns selbst bauen wir sie,
solche Brücken - und queren darauf die Abgründigkeit
des Da-Seins in einer Welt, die wir haben, der wir Sinn geben,
die uns hält, überdauert und schließlich einmal wie wir zerfällt.
Diesem endlichen Leben, von dem nichts bleibt als
die Erinnerung Andrer, die auch nie von Dauer ist -
Von der Geburt zum Tod eine *Zwischenzeit* -, diesem
schmerzlich befristeten Leben, das wir zur kleinen Ewigkeit
auf unserem Weg zu und mit Andren erheben; dem in Rilkes
verzaubernden Worten von prachtenden Nächten in unbekannt
innerer Seligkeit Sinn zuzuschreiben doch nicht gelingt -
da immer nur gegenwärtig die Amsel singt. Ein Windhauch
trägt ihr Lied herüber, das erfreut und zugleich melancholisch stimmt.

Das was wir leben, sind unsere Möglichkeiten,
Schmerz, Licht, Glück und die Abgründigkeiten,
immer im Jetzt,

auf der uns bergenden Erde in kosmischer Leere,
wo wir grenzüberschreitend leben als
Sinnsucher und Finder.

Immer gefährdet und über den Orkus hinweg,
kämpfen wir um den Entwurf unsrer Welt –
stets von Zwängen gehetzt.

Doch wir erinnern, die lebten in ihren Zeiten,
und wir begrüßen was wieder neu beginnt:
unsere Zukunft, die Kinder.

über dem Strand die Sterne

Mildes Mondlicht wiegend streicheln die Wellen den Sand
nach des Tages Hitze ein leichter Luftzug von Ferne
Himmel Meer Wind und dieses Blinken der Sterne.
Ein etruskischer Fischer könnte jetzt sitzen am Strand

Die Zeit steht stille mein Kind, sehr gerne
liegt es rittlings im Sand neben mir und
seine Augen schauen das weite Rund
suchen das Licht der so sehr fernen Sterne

Unter dem Rauschen der See spürt es nicht
die Kälte und Leere des Raums ich sehe
sein Staunen und dieses Kribbeln der Haut
sind nur der Zauber größt' möglicher Nähe

Lichtgeschwindigkeit - 299.792.458 Meter pro Sekunde

Sieben Milliarden, bald zehn sind es schon,
von uns, die leben werden auf dieser Erde,
sofern das noch gut geht, für einige Zeit.

13,8 Milliarden Jahre alt sei der Kosmos,
sagt uns die moderne Physik.

Fast so weit entfernt erstes Licht, das
uns sichtbar wird – und wem einst und noch?
Und wie dann denke ich diesen Kosmos mir?

Und wie weit, wenn das Licht in jeder Sekunde
knapp dreihunderttausend Kilometer durchweilt?

Menschliches Maß haben Wanderwege,
die Fahrt mit dem Auto zur Arbeit,
oft stockend, der Flug in den Urlaub vielleicht.
Homo sapiens – vielleicht 100.000 Jahre,
seine Geschichte, schriftlich berichtet 4000 -
130 Generationen, eben noch vorstellbar.

Doch ein Jahr, in Sekunden berechnet, ist
ein Zehntel der Licht- Sekunden-Meterzahl.
ein Leben also, das 70 Jahre währt,
in Sekunden berechnet: das Licht legt
so viele Meter in sieben Sekunden zurück.
Große Zahlen all das, die nur verwirren.
Sie schwirren uns manchmal im Kopf herum,
ach wie dumm, nicht zu fassen.

Wie viel klüger wäre es dann, das zu lassen
und nach menschlichem Maß unsere Welt
zu gestalten, in ihr leben, sie erhalten,
sie zu erfahren mit all unseren Sinnen,
verfehlten Abstraktionen zu entrinnen.
Mit Herz und Augen für Erde und Himmel,
unsrem Da-Sein nach-sinnen in dem Gewimmel
dann handelnd Lebendigkeit spüren, die Hände rühren.

Ganz diesseitig Rilke lesend: Sternenstaub

Ja daraus sind wir gemacht,
aus dem Staub solcher glänzenden Sterne.

In unserer kleinen Ewigkeit
atmen wir aufschauend staunend
unter überfließenden Himmeln
oder uns gleichgültig fernem
in eisiger Kälte flammendem
prachtendem Funkenflug

in einer uns kühlenden Nacht
ihrer Nähe angesichtig und Ferne.

Auf der dunklen bergenden Erde
uns umschauend atmen wir strebend
alles irdische Elend und Glück
in und um uns erleidend erlebend
gegen die Kälte der Gleichgültigkeit
schlagen wir Funken zurück

dass nah-ferne Wärme werde
Auf dieser dunklen uns bergenden Erde

Letzten Endes ist die Welt immer ein Produkt der Menschen, ein Produkt des Amor mundi des Menschen. Das menschliche Kunstwerk. Wahr ist immer, was Hamlet sagte: ‚The time is out of joint, the cursed spite that I was born to set it right.‘ Die von den Sterblichen zu ihrer potentiellen Unsterblichkeit erbaute Welt ist stets bedroht. – von der Sterblichkeit derjenigen, die sie gebaut haben, und von der Gebürtlichkeit derjenigen, die kommen, um in ihr zu leben. In einem gewissen Sinn ist Welt immer eine Wüste und bedarf derjenigen, die Anfangende sind, um neu begonnen werden zu können.

Hannah Arendt

Hoffnung

Unter der Frühlingssonne
über den Trümmerfeldern
nach dem Ende
der Nacht des Jahrhunderts
erblühte sie reichlich
die Hoffnung.

Unter dem kalten Neonlicht
der Glasstahlbetonburgen
in immerwährend
zukunftslos vergehender Zeit
ist sie heute erstarrt
in Gleichgültigkeit.

Aber dort draußen
in heilignüchternem Ernst
wieder ergreifend
von ihrer anbrechenden Zeit
spielen und lachen
unsere Kinder

voll neuer Träume.

Die Geisteswissenschaften haben sich seit der Bologna-Reform in zwei Lager gespalten. Das eine bedient sich „einer Wissenschaftssprache, die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wenig geändert hat. Das andere „prunkt mit einem technizistischen Vokabular, einem Schellengeläute des Medialen, das in den Kulturwissenschaften, zu denen viele Fächer mutierten, in allen Universitäten zu hören ist. Der ‚linguistic turn‘ wird in Wortpirouetten vollzogen, die jede Nachfrage nach genauerer Bedeutung als bäuerisch erscheinen lassen (...) Worthülsenakrobatik im Niemandsland der Unverbindlichkeit. (...) Wenn alle Sprache sowieso ein Heer von wandernden Metaphern ist, wenn die wankende Sprache selber denkt, dann ist König, wer die schönsten Wörter vortanzt oder tiefsinnige Etymnologien vor sich hin raunt, von Denken und Danken, und alle staunen. Eine bloße Verneinung löst den interkulturellen Blasen-Zauber auf.

Reinhard Brandt

Der tanzende König ist nackt

Ganz gewiss, unser Wissen es wächst.
Alle fünf Jahre, so heißt es, verdoppelt es sich.
Doch weil unser Fortschritt ein ‚Selbstläufer‘ ist,
sich aus seinem Fortschreiten heraus selbst gebiert,
wir ihm nur folgen können, in gläubiger Zuversicht,
sollen wir zugleich vergessen können: all das,
was diesem Selbstlauf der Zeit nicht wichtig ist.

Der Markt weiß es, so heißt es, eh besser als wir.

Weil also die soziale Welt, die doch wir erzeugen,
so dynamisch wächst, wuchert, Fort-Schritt gebiert,
technisches Wissen nach dem Moore’schen Gesetz,
weil so unsere Welt auf Wissenschaft ruht? Nein!
Weil diese vielmehr sie stetig umwälzt, getrieben
aus sich heraus und aus entfesselten Märkten

erfand die Sozialwissenschaft dieses Wort:

‚Wissensgesellschaft‘! So als hätte nicht doch
jede Gesellschaft vor unserer Zeit schon gegründet
auf Wissen, auf unserer Fähigkeit zu versteh’n:
unsere erste und unsere zweite Natur – und zugleich
zu fragen nach dem Sinn alles dessen, was wir hier tun
auf dieser unserer wohlgegründeten Erde.

Unsere Wissenschaft: ein Versprechen, worauf?

Auf das Ende von Not, auf gemildertes Leid,
auf ein besseres Leben für jeden von uns,
oder nur auf den sinnfreien Selbstlauf der Zeit,
in dem wir nach stets neuer Technik gieren,
die wir wollen sollen, immer, und vor allen anderen,
die uns sinnfrei glücklich zu machen verspricht?

Während Sinnfragen gänzlich ins Jenseits wandern.

Schon die bloße Frage, was das alles soll,
worauf hin wir uns in unserem Diesseits bewegen,
und ob darin nicht ein gemeinsames Leben,
das um uns das Leben achtet und hegt, und
das jeden von uns an ihm teilhaben lässt,
uns alle zu Erdenbürgern macht? allein diese

einfache Frage: vergessen, kaum mehr gestellt.

Genommen in den Dienst des Selbstlaufs der Zeit,
vergisst zumeist meine Sozialwissenschaft,
was sie begründet, und was sie bedeutsam macht,
will alles messen, seine innere Logik versteh'n,
folgt so dem Selbstbild der Naturwissenschaft,
produziert so nur Wissen für das Getriebe

eines sinnlosen Selbstlaufs ohne Nähe und Liebe.

Und manche Gurus tanzen in Wortpirouetten,
kunstvoll geschraubt und im eig'nen Jargon,
den die Leut' wohl auch ganz gern verstanden hätten,
doch sie hätten nicht so sehr viel davon,
denn diese Botschaft, die verkündet im Grunde
nur den Fortgang natürlicher Evolution –

freies Denken und Handeln? Nichts davon!

Die Universitäten als Stätten der Wissenschaft
sind heut nicht mehr ihrer alten Idee zu verpflichtet,
weil die ihre Zeit eben nicht in Gedanken fasst.
Doch auch von der Produktivkraft des Streites,
mag man kaum mehr sprechen auf dem neuen Markt,
wo Nutzenwissen allein wohlfeil ist, und gut bezahlt –

und `s ist ein Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Dieser Wissenschaftsmarkt zielt auf Nützlichkeit,
auf das Wissen für die Treibräder der Zeit,
neue Worthülsen werden hier kunstvoll verfertigt
für ein Niemandsland großer Beliebtheit,
helfen nicht der Gesellschaft sich selbst zu begreifen,
zum lebendigen Austausch geübt und bereit.

Nein dieser Betrieb läuft
nach anderen Regeln.
Wer die schönsten Wörter
hier vortanzen kann,
der ist der König – und
schaut nur hin, der ist nackt.

Und wer da noch versucht,
Wahrheiten zu finden,
relative, versteht sich,
doch zur Verständigung
unter und über uns alle,
Wissenschaft also betreiben will,

dabei gar noch an Altes
erinnert, an Einsichten von
sehr lang dauernder Kraft,
die grad diesem Ort
einst Bedeutung gegeben,
der gerät schnell an den Rand

in der „Wissensgesellschaft“!
Und auch an diesem Ort,
wo Wissenschaft einmal heimisch war.
wird uns wohl nichts anderes bleiben,
als Partisan der Erkenntnis
zu werden – was fast immer so war.

Weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind Wissenschaft und Religion gleich feindlich dem Denken. Denn das Denken ist die originale Tätigkeit des Menschen im Felde des Nicht-Wissbaren.

Hannah Arendt

Die Ideologien, die unsere Welt lenken, stammen aus der Zeit der wissenschaftlichen, absoluten Größen. Unsere wirklichen Kenntnisse erlauben hingegen nur ein Denken in relativen Größen.

Albert Camus

Abendspaziergang

Im warmen Frühlingsabendsonnenschein
gedankenverloren meines Weges gehen
einfach abschalten, ausruhen ganz bei mir sein –
Doch am Straßenrand Bilder, nicht zu übersehen.

Die Gesichter vermeintlicher MacherInnen,
rigoros lächelnd für ihr „Weiter so“ ... oder so?
Und darunter Worthülsen, fast austauschbar,
die den politischen Streit nur verdecken.

In die Interessen und Zwänge der Zeit verstrickt
und so eher getrieben als Handelnd frei
plakatieren sie uns, den Bürgern, souverän
kleinere oder größere Übel zur Wahl.

Und ich gerate, wie ich so durch die Straßen zieh'
gegen meinen Wunsch nach etwas Besinnlichkeit
zurück ins Getriebe der kriselnden Demokratie:
schlafwandelnde Eliten, ihr Wahlvolk, unruhige Zeit.

Und plötzlich tritt mir ganz klar vor Augen:
Es geht hier allein um das große Ritual.
Alle vier Jahre macht man uns glauben,
es ginge wirklich noch um eine Wahl

zwischen echten Alternativen, die man
gedanklich erarbeiten müsste, ehe dann
dem Denken ein Handeln zu folgen vermag,
das wirklich gestalten will, hinaus über den Tag.

Wollte entspannt am Stadtrand ein wenig schlendern
und das Elend der Welt darüber vergessen.
Doch das gelingt nicht, und ich bemerke stattdessen:
Nur unser *Selbertun* kann hier noch was ändern.

Friedrich Hölderlin - ein deutscher Jakobiner in *dürftiger Zeit*

Johann Christian Friedrich Hölderlin: vor 250 Jahren wurde er geboren. Der Beginn des demokratischen Projekts der Moderne, vorbereitet durch die Europäische Aufklärung, nahte. Der Siebenjährige Krieg ist sieben Jahre zuvor zu Ende gegangen. Er hat die spätabolutistische Welt noch einmal neu geordnet. England herrscht in Nordamerika. Preußen ist zur europäischen Großmacht aufgestiegen. Doch diese Ordnung erweist sich als fragil. 1776 beginnt der Unabhängigkeitskrieg der englischen Kolonien in Nordamerika. Mit der amerikanischen, für Hölderlin mit der großen Französischen Revolution kehrt 1789 die Demokratie in die soziale Wirklichkeit Europas zurück. Da ist er neunzehn Jahre alt. Er wird ihr begeisterter Anhänger, bleibt ihr treu bis zur Mitte seines Lebens. Die zweite Hälfte, psychisch krank, in sich verschlossen, verbringt er in Tübingen, im Hölderlinturm: *Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde/klirren die Fahnen.*

Er wollte der Dichter der Revolution sein, ihrer Ausweitung auf Deutschland. Und er hat Friedrich Schiller als den deutschen Dichter der Freiheit zutiefst verehrt - als einen der beiden großen Dichturfürsten in Weimar. Doch die frühen Stürmer und Dränger, die gerade Klassiker werden, standen der großen Französischen Revolution skeptisch-distanziert gegenüber. Und so klassisch werden, wie sie, wollte Hölderlin nicht. Er dachte anders mit seinem Hyperion *unter die Deutschen* zu kommen: Gewiss, er kämpfte vor allem um seine Anerkennung als Dichter – aber als Dichter einer württembergischen Revolution. Und er gehörte auch zu denen, die sie politisch planten. *Wenn's sein muß, so zerbrechen wir unsere unglücklichen Saitenspiele, und thun, was die Künstler träumten*, schreibt er an den Freund Neuffer. Eine französische Armee steht in Württemberg, doch das Direktorium in Paris will diese württembergische Revolution 1799 nicht. Sie findet nicht statt. Seinen Empedokles lässt Hölderlin rufen: *Diß ist die Zeit der Könige nicht mehr!* Er hat sein Theaterstück zur Feier der vergeblich erhofften württembergischen Revolution nach dem Frühjahr 1799 nie zu Ende geschrieben. Es gab nun keinen Ort, es aufzuführen. Napoleon Bonaparte wurde Kaiser der Franzosen. Die heroischen Jahre der großen Revolution - auch blutige Jahre, in denen schon sie ihre Kinder fraß - waren vorbei.

Den Ideen der Jakobiner von einer *auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegründeten Republik* hielt Hölderlin die Treue. Er hat sie vor allem bei Jean Jacques Rousseau begründet gesehen: *Ideal ist, was Natur war*, lässt er seinen Hyperion sagen, und *...Dem Sehenden war / Der Wink genug. Und Winke sind / Von alters her die Sprache der Götter*, heißt es bei ihm über Rousseau selbst. Das *älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus*, verfasst von den jungen Hölderlin, Hegel und Schelling wendet sich *dem Menschenwerk* zu. Die *jetzige Physik* seiner Zeit, scheint seinen Autoren zufolge *einen schöpferischen Geist nicht befriedigen* zu können. Ihr Entwurf endet mit der Erwartung *gleiche(r) Ausbildung aller Kräfte, des Einzelnen sowohl als aller Individuen*, und der *allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister*. Und solche *Absolute Freiheit der Geister* dürfe *weder Gott noch Unsterblichkeit außer sich suchen*, heißt es da zuvor. Anders als die seinem monistischen Naturalismus verpflichtete Philosophie Denis Diderot's, des wohl radikalsten Denkers der

Französischen Aufklärung, ist dieses idealistische Philosophieren ganz einem anthropozentrischen Weltbild verpflichtet. Und es benennt ein Ziel: *Dann herrscht ewige Einheit unter uns*, als das *letzte, größte Werk der Menschheit* heißt es gegen Ende des kurzen Textes. Zwar ist Diderot keine zehn Jahre tot, als die Französische Revolution ausbricht, aber als Philosoph ist er schon vergessen. Sein Denken wurzelt in der Tradition der materialistischen Philosophie Epikurs. Er denkt eine natürliche Evolution, ein Jahrhundert vor Darwins wissenschaftlicher Beweisführung. Darin kann die Menschheitsgeschichte nur vorübergehend sein, eine *kleine menschliche Ewigkeit*, wie Hannah Arendt später geschrieben hat. Allerdings klingt dieser Gedanke auch in einem Brief Hölderlins an, nachdem die Hoffnungen auf eine Revolution in Württemberg dahin sind. Da schreibt er, *dass alle die irrenden Ströme der menschlichen Tätigkeiten in den Ozean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen*. Das entspricht Diderot - und unserem heutigen, naturwissenschaftlich geprägten Weltbild. Dessen Universum ist *in höchstem Maße sinnabweisend* – und zwingt so zu existenzieller Sinnggebung für uns und durch uns. Und gleichermaßen zu einem in den vergangenen über zweihundert Jahren mit ihren Verheerungen ernüchterten Blick auf uns selbst als soziale, gesellschaftlich geprägte Naturwesen.

Der *andere Hölderlin* jedoch stand erst an der Schwelle zu unserer Moderne. Er war, in seinen eigenen Worten, ein *Schwärmer* – und philosophisch eben ein Idealist. Ich habe ihn zu Zeiten der antiautoritären Bewegung von 1968 entdeckt. Ich war überrascht. Ich hatte ihn in der vorherrschenden Hölderlininterpretation als deutschen Dichter gekannt – vielleicht, wie Pierre Bertaux schreibt, als den *deutschesten aller deutschen Dichter*. Mit seinen *Vaterländischen Gesängen* hatte ich ihn in der kleinen Bibliothek meines Vaters ‚rechts‘ liegen lassen. Ich hatte mir noch nicht klar gemacht, dass der Begriff des Vaterlandes, wie es in der Marseillaise besungen wird, 1789 gegen die absolutistische Monarchie in Stellung gebracht worden ist. Er hatte für Hölderlin keinerlei nationalistische Bedeutung. *Denn vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen (...) wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*, heißt es in Hölderlins Anmerkungen zu seiner Antigonae-Übersetzung.

Das zielt auf die große bürgerliche Revolution, auf den Kampf gegen persönliche Herrschaft und Knechtschaft. Doch die *ganze Gestalt der Dinge ändern*, das ist für Hölderlin, so Peter Szondi, ein *grundlegender Wandel, eine metanoia, im Verhältnis der Menschen zum Göttlichen, ein Erwachen aus dem Schlummer jener Nacht, die die Nacht der Götterferne und Vereinzelung ist*. Seine dichterische Anknüpfung an sehr ferne Mythenbildungen ist uns heutigen eher fremd. Gewiss haben wir 68er irgendwie auch die *ganze Gestalt der Dinge ändern* wollen. Uns ging es um einen *Versuch der Befreiung* – von der Verdrängung von Wahrheiten, von falschen Autoritäten, einem verlogenen Krieg in Vietnam, einem Selbstlauf der Welt, der angeblich stetigen Fortschritt mit sich bringen sollte. Auch über ein anderes Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit hat Herbert Marcuse in seinem *Versuch über die Befreiung* damals nachgedacht. Und so etwas wie ein ‚idealistischer Überschuss‘ hat uns in unserem Denken und Handeln seinerzeit ganz gewiss geprägt. Unser imaginiertes historisches Subjekt war – mit Marx, aber doch ziemlich Hegelisch – ein Proletariat, das es empirisch so nie gegeben hat. Albert Camus hat schon früh darauf hingewie-

sen. Jacques Rancière hat es in seinem philosophischen Traktat vierzig Jahre später pointiert aufgezeigt: Proletariat, das sei das Wort für die *Nicht-Klasse, die immer noch nicht ist*, schreibt er. Die 1970er Jahre waren noch ein wenig Aufbruchsjahre, aber das neoliberale Rollback setzte damals schon ein. Unsere Fortschrittshoffnungen verblassten bald. Heute verdrängen wir immer noch die negativen Folgen eines wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der erst im 19. Jahrhundert richtig Fahrt aufgenommen hat. Dessen tatsächlicher Fortschritt, *die Leichtgläubigkeit des Publikums und die Unbelehrbarkeit der Wünsche* haben die Wissenschaftsgläubigkeit unserer Zeit ermöglicht. Doch kritische Geister, wie etwa Hans Magnus Enzensberger, entzaubern längst die *Elixire der Wissenschaft*. Der Klimawandel droht. Vom möglichen Ende des Anthropozän ist die Rede. Über sozialen Fortschritt spricht kaum jemand mehr. Allenfalls geht es noch darum, dass es unseren Kindern nicht schlechter gehen soll als uns. Und es sind unsere Kinder, die heute angesichts der drohenden Klimakatastrophe gegen die Verzagtheit oder gar Untätigkeit unserer Politiker demonstrieren.

Und der *andere Hölderlin*? Er ist seit fast einem halben Jahrhundert in Vergessenheit geraten. Für den Dichter und idealistischen Philosophen eines *Wir sind nichts; was wir suchen ist alles*, mag das Gründe haben. Im Blick auf die heutigen Herausforderungen hingegen eher nicht. Der kalte Wind eines neoliberalen Rollbacks gegen die wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien wehte uns schon früh ins Gesicht. Er setzte ein mit dem von der CIA gestützten Putsch Pinochets in Chile 1973. Der schuf den radikal marktgläubigen ‚Chicago-Boys‘ ihr erstes Versuchsfeld. Er wurde schneidend im Zeichen von Thatcherism und Reagonomics. Heute sprechen kritische Sozialwissenschaftler von *Refeudalisierung* – in der Ökonomie, unseren sozialen Beziehungen und auch der Politik. Nicht als Wiederkehr des Alten, vielmehr neu hervorgerufen aus den Herrschaftslogiken unserer Moderne der Gegenwart sehen sie ihn heraufziehen. Gewiss, Herrschaft ist heute sachlich vermittelt – durch den *stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse*. Dessen Sachwalter in Wirtschaft und Politik aber schwingen sich gerade wieder zu herrschaftlichen Anführern auf, denn es ist Sand im Getriebe, und wieder einmal verfangen einfache Antworten. Der neue Aufstieg der ‚Alphamännchen‘ gebiert Autokraten. Auch ein paar Frauen haben es in die neuen Zitadellen der Macht geschafft. Doch dort unterliegen sie deren Mechanismen. Das sind die einer patriarchalen Welt. Sie ähneln denen alter feudaler Herrschaftsverhältnisse immer mehr. Die neuen globalen Geldeliten zahlen kaum mehr Steuern.

Und die Menge der Vielen, auf deren Freiheitsdurst Hölderlin damals gesetzt hat? Er wollte Dichter des Volks sein, *Sänger des Volks, gerne bei den Lebenden, / wo sich vieles gesellt, freudig und jedem hold*. Volk: der Begriff stand für den Aufbruch der Beherrschten. Er hat ihn idealistisch überhöht: *Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks / Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands*, schreibt er in seiner *Ode an die Deutschen*. Aber Volk war noch kein nationalistisch verdorbener Begriff. Über die *verborgenen Mechanismen der Macht* wusste man wenig. Sie hat sich nachabsolutistisch stets neu konstituiert. Michel Foucault hat diese *Spiele der Macht* unter vielen Blickwinkeln scharf analysiert. Sie erzeugen die Bereitschaft zur Selbstunterwerfung der Menschen. Aber sie bringen auch stets neue Potenziale zur Revol-

te hervor. Also werden Herrschaftstechniken stetig verfeinert. Pierre Bourdieu hat das für unsere Zeit scharfsichtig erklärt. Der frühe liberale Freiheitsbegriff war noch kämpferisch, Solidarität, zuerst in Gestalt der Brüderlichkeit, noch ein Zukunftsversprechen. Heute klingen diese hehren Begriffe abgegriffen. Jeder kämpft um seinen Platz in einer entfesselten, globalen Wirtschaft, pendelt zur Arbeit, steht im Stau. Immer mehr leiden unter psychosozialen Erkrankungen. Doch in einem wirtschaftsliberalen Geist wird uns das autonome Automobil als Gipfel weiteren wirtschaftlichen Fortschritts angedient. Autonomie, das war einmal ein Kampfbegriff der Bürger gegen die Herrschaft des Adels.

Die Herausforderung unserer Zeit wäre es, den Geist der frühen bürgerlichen Revolution zu erinnern und vielleicht neu zu beleben. 1968 hat uns moralische Empörung getrieben. Heute verfolgen wir achselzuckend das tägliche *Erregungstheater* der Fernsehberichterstattung. Wenigstens spielt sich das größte Elend anderswo ab. Wir versuchen, uns einzurichten. Unseren Politikern attestieren wir ein kurzes Gedächtnis und einen engen Horizont – von Wahl zu Wahl. *Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt*, hat Hölderlin im Januar 1799 geschrieben – in Erwartung seiner württembergischen Revolution und: *Dichten ist (...) ein Nichteinschlafen im Augenblick. Jeder der mehr von Vergangenheit und Zukunft lebt als von der Gegenwart, ist ein Dichter*, schrieb 1970 Martin Walser, *Hölderlin zu entsprechen*. Das wäre Kunst nicht als *Spiel*, worin *jeder sich vergisst*, sondern als *Ort der die Menschen zusammenbringt*. Wo ermöglichen wir, im Leben die Kunst, im Kunstwerk (...) das Leben zu lernen, so wie Hölderlin sich das gedacht hat? Wie gestalten Schriftsteller heute unsere Welt – zwischen aufsteigenden Alpträumen und neu erinnerten möglichen Zukünften? Begreifen wir unsere soziale Wirklichkeit heute, etwa mit dem Soziologen Richard Sennet, als eine *Situation des ‚noch nicht‘*? Ist das Verhältnis von Kunst und politischer Praxis uns heute eine Herausforderung?

Die Hölderlinschen Vorstellung, dass gerade die Dichter die *Lehrer des Volkes* sein werden, steht nicht mehr zur Debatte. Sie ist Ausdruck von Mythisierungen einer idealistischen Philosophie. Sie träumt die Wiederkehr der großen Sänger eines Griechischen Arkadien. Paul Celan hat 1970, auf der Feier des 200. Geburtstags von Hölderlin, mit einem Gedicht *von der Dichtung, von der Sprache und vom progressiven Verstummen* der Dichter daran erinnert – und ist wenige Wochen darauf selbst für immer verstummt. Seine zutiefst skeptische Sicht ist erklärlich angesichts seiner persönlichen Erfahrungen in nicht nur *dürftiger Zeit* sondern in wahrhaft *finsternen Zeiten* sowie der allgemeinen Erfahrung, dass der Marxismus, so Hannah Arendt, mit der russischen Revolution zur *Enttäuschung des Jahrhunderts* geworden war. Doch Hannah Arendt hält der Aufklärung und dem demokratischen Projekt der Moderne die Treue. Sie spricht unbeirrt vom möglichen *Wunder der Politik* und beharrt darauf, dass es *die Dichter sind, die über den Vorrat des menschlichen Gedächtnisses Wacht halten*. Christa Wolf schließlich kann uns solche überraschend hohe Wertschätzung großer Dichtkunst erklärlich machen. Literatur, so schreibt sie, könne *als Erfahrungsspeicher* dienen. Sie beurteile *die Strukturen menschlichen Zusammenle-*

bens unter dem Gesichtspunkt der Produktivität. Sie könne Zeit raffen und Zeit sparen, indem sie die Experimente, vor denen die Menschheit steht, durchspiele, oder mit anderen Worten: Sie unterstütze das Subjektwerden des Menschen. Sie sei revolutionär und realistisch: sie verführe und ermutige zum Unmöglichen. In ihrem letzten Roman spricht Christa Wolf allerdings auch von Hoffnungsmüdigkeit – angesichts wieder finsterner werdender Zeiten und wohl auch des persönlich späten Verlusts letzter Reste jener nur vermeintlichen Gewissheiten eines prophetischen Marxismus. Sie hat ihre Erfahrung der Implosion des ‚Realsozialismus‘ gestaltet. In einem Brief an Günter Grass geht sie da bis auf Friedrich Hölderlin zurück: Im Wind klirren die Fahnen., welcher Farbe auch immer – na und? Dann klirren sie eben, aber warum merken wir das erst jetzt?‘ schreibt sie 1991. Aber Hoffnungsmüdigkeit ist nicht gleichzusetzen mit Resignation, eher schon mit Ernüchterung. Und Christa Wolf weiß am Schluss ihres letzten Romans, dass Geschichte, gesellschaftlich wie persönlich offen ist, da sie mit ihrem Engel Angelina an der großzügigen Linie der Bucht vor Los Angeles entlang fliegt und auf den weißen Schaumrand blickt, den das Meer ans Ufer spülte. Und ihr Flug ist ein neuer Aufbruch. Und ihr Engel Angelina sagt, dass es dabei, zuerst darum geht, dass die Seele keinen Schaden nehme, weil alles andere Unheil sich aus diesen ergebe. Zu messen seien zukünftig nur die Gefühle, keine Tatsachen, wie wir sie bisher in unseren Geschichtsbüchern festhalten.

Doch jeder Aufbruch in offene Zukunft ist ein Wagnis, wie Albert Camus geschrieben hat. Und es stellt sich die Frage, wie heute, falls wir es denn schaffen, wieder neu aufzubrechen Hölderlin zu entsprechen ist. Martin Walser, der Autor bürgerlicher Romane, meinte vor 50 Jahren, im Hölderlinjahr 1970, dass dies revolutionär geschehen müsse. Im Blick zurück und in Kenntnis seines literarischen Schaffens ist man überrascht. Doch damals hatten wir bewegte Zeiten. Hölderlin wurde von manchen gerade als *der andere Hölderlin* neu entdeckt – im Zeichen der 68er Bewegung und dank der Forschungen von Pierre Bertaux. Mit dem Ende der antiautoritären Bewegung schwand dann wieder das Interesse an diesem Dichter. Er hat sich selbst *in dürftiger Zeit* als gescheitert erlebt. Schon vier Jahre ehe er endgültig verstummte, hat er die Philosophie als das *Hospital* bezeichnet, *wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann*. Doch diese Philosophie war oder wurde Hegels objektiver Idealismus. Sie gehört heute wohl zum Schatz großer Philosophie, die leidenschaftlich gedacht worden ist. Doch sie kennzeichnet ein philosophisches Denken, an das man kritisch anknüpfen muss. Das philosophische Denken der Zeit ist darüber hinaus. Andererseits leben wir heute wohl weniger in *dürftigen* als vielmehr in wieder einmal zunehmend *finsternen Zeiten*. Was hat uns Hölderlin also heute zu sagen? Wie kann man an ihn anknüpfen? Vor dieser Herausforderung habe ich mich gesehen, als ich die Gedichte zu diesem Band geschrieben oder zum Teil auch nur neu zusammengestellt habe.

- Erweist er sich uns heutigen vor allem als sperrig, ganz anders als ein anderer ganz großer deutscher Lyriker, nämlich Heinrich Heine, und weshalb?
- Liegt das möglicherweise daran, dass uns seine Sprache als schon allzu veraltet erscheint?

- Oder ist uns sein philosophisch-idealistischer Denkansatz - geradezu eine Religion in Gestalt der Philosophie - nach zwei Jahrhunderten weiterer Säkularisierung heute völlig fremd?
- Ist Hölderlins Vorstellung des Dichters als eines Sängers, der die Philosophie mythologisch und sinnlich machen soll, einer Poesie als *Lehrerin der Menschheit*, uns notwendig fremd, weil an voraufklärerische mythische Vorstellungen rückgebunden?
- Und ist uns heutigen zudem die Französische Aufklärung, deren radikalste Vertreter aus der *Philosophenfraktion* um Denis Diderot und den Baron Paul Henri Thiry d' Holbach im Übrigen schon zu Zeiten der Französischen Revolution vergessen waren, nur noch ein *hell flackerndes Irrlicht*, wie der deutsche Schriftsteller Wolfgang Koeppen 1959 das in seiner *Amerikafahrt* geschrieben hat?
- Wolfgang Koeppen hat das so noch unter dem Eindruck der ‚*Nacht des 20. Jahrhunderts*‘ formuliert. Was befürchten und erhoffen wir heute nach den Ernüchterungen über den Fortgang der Moderne und im Zeichen des neuerlichen Aufstiegs rechtspopulistischer Autokraten?
- Leben wir heute womöglich in einer Zeit, in der uns jeglicher politische 'Kurswechsel' angesichts der sich weiter auftürmenden Problemwolken infolge multipler Krisenentwicklungen fast aussichtslos erscheint?
- Und würden wir in diesem Zusammenhang jede vielleicht denkbare produktive Rolle der Literatur nicht hoffnungslos überschätzen?
- Wie also können wir uns als Schreibende zu dieser erratischen Gestalt der Weltliteratur heute verhalten - angesichts der Zeichen unserer Zeit?

So lauteten einige der Fragen, die ich mir gestellt habe. Wollte ich sie ernsthaft angehen, so musste ich mir zunächst etwas klarer darüber werden, welchen Blick ich selbst als Heutiger auf jenes demokratische Projekt der Moderne habe, an dessen Schwelle Friedrich Hölderlin als Dichter gestanden hat. Nur so schien es mir möglich, ein unserer Zeit gemäßes Bild von ihm gewinnen zu können. Ich hatte den Vorteil, damit sozusagen bei ‚meinem Thema‘ zu sein. Sozialwissenschaftlich und philosophisch beschäftige ich mich seit langem sehr intensiv mit der Krise unserer vermeintlich so fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften, unserer nach 1945 demokratisch verfassten und wohlfahrtsstaatlich orientierten Arbeitsgesellschaften. Deren Demokratien erodieren heute. Schon im Zeichen ökonomischer und sozialer Krisenentwicklungen droht unsere Gesellschaft *ihr Morgen zu verlieren*, hat der Soziologe Robert Castel geschrieben. Der noch ungleich dramatischeren ökologischen Herausforderung, also der immer rascher bedrohlich heraufziehenden Klimakatastrophe, sehen und gehen unsere Gesellschaften der atlantischen Zivilisationsgemeinschaft nach wie vor höchst zögerlich entgegen. Und das geschieht im Zeichen einer neuen Geopolitik – nicht nur Russlands und neu aufsteigender Weltmächte wie China, sondern vor allem auch der USA – also angesichts eines jedenfalls ökonomisch schon länger zu beobachteten *Sinkflugs des Adlers*, von dem Immanuel Wallerstein schon 2004 geschrieben hat. Dass alte Nachkriegsordnungen aus den Fugen geraten und Kriegsdrohungen anwachsen, wird öffentlich viel zu wenig diskutiert.

Seit längerem vertrete ich in sozialwissenschaftlichen Debatten die These, dass in den sozialen Konflikten, die heraufziehen, unser demokratisches Projekt der Moder-

ne der Einsatz ist, um den es gehen wird. Beunruhigt über die vorgefundene Wirklichkeit und die Erfahrungen der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit, ebenso wie die Erfahrungen mit uns selbst müssten wir daher endlich einen neuen Aufbruch wagen. Doch vom sinnenden Handeln ist es ein weiter Weg zum politischen Zusammenhandeln. In der Philosophie, also in jenem *Hospital verunglückt(er) Poet(en)*, von dem Hölderlin spricht, geht es allererst um Sinnfragen, die ich für mich heute am ehesten auf dem Boden existenzieller Philosophie beantworte. Bewegt man sich so in der Welt oder im *Leben des Geistes*, müsste man vielleicht mit Hannah Arendt sagen:

Der Wind des Denkens äußert sich nicht in Erkenntnis; er ist die Fähigkeit, recht und unrecht, schön und hässlich zu unterscheiden. Und diese kann – in den seltenen Augenblicken, da die Einsätze gemacht sind – in der Tat Katastrophen verhindern, mindestens für das Selbst.

Literatur schließlich als Gestaltung einer eigenen Wirklichkeit auf eigene Rechnung ist hinsichtlich ihrer vielleicht möglichen gesellschaftlichen Wirkungen mit höchster Zurückhaltung zu beurteilen.

Alexander Kluge hat einmal davon gesprochen, dass in der größeren Kontinuität von Poesie und Philosophie vielleicht doch die Chance liege, die weitere Entwicklung der sozialen Wirklichkeit positiv zu beeinflussen. Und in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Heinrich-Heine Preises der Stadt Düsseldorf hat er unbeirrt, auf eben dieser gedanklichen Linie, erklärt:

Jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, kann, so unser vermessener Glaube, Zentner von irre werdender Realität, oder die Erde umkreisenden Zufallswolken aufwiegen.

Aber es gibt unter den großen Schriftstellern auch die, die ohne diesen *vermessenen Glauben* geschrieben haben und schreiben - aber eben doch in der Überzeugung, der möglichen Subjektwerdung von uns Menschen verpflichtet zu sein. Die gesellschaftliche Wirkung unserer schriftstellerischen Anstrengungen ist ungewiss. Wir könnten als anstößige Außenseiter wirkungslos bleiben. Doch wir sollten uns dazu ermutigt sehen, weiterhin zu schreiben und nicht zu verstummen.

Morgenröte oder neu entfachte Brände. Herausforderungen heute - Gedichte

Leider ist das, was man für gewöhnlich vom Soziologen erwartet, eine Form von Diskurs (...), der es akzeptiert, auf die Fragen der Meinungsumfragen und der Journalisten zu antworten, statt die Fragen und die Journalisten, die sie stellen, sich zum Gegenstand zu machen, um die wahren Fragen stellen zu können, die der ununterbrochene Diskurs des Journalismus verbirgt.

Pierre Bourdieu

Die vierte Gewalt

Auch für die Presse gilt in diesen Tagen: Der Verleger will Rendite sehn! Der Markt ist hart, Recherchen brauchen Zeit, also die Agenturen nutzen, auf die Leitmedien schau'n, an Schlagzeilen feilen und sehen, dass die Werbung läuft.

Die Weisheit des Marktes herrscht – wie überall, weit und breit!

Noch schlimmer aber sind jene Geschäftsmodelle, die Hass und Vorurteile schüren, für noch mehr Rendite so spaltend Grundlagen zerstören unserer Demokratie und nebenbei Herrschaft sichern, die der Elite, der Oligarchie.

Krebsgeschwür einer entfesselten Marktökonomie!

Journalismus ist so schon heikel: mit-geteilt werden zu Themen Wirklichkeitsbilder in Kamingesprächen, sind rasch festgelegt. herrschende Meinung, kaum hinterfragt, verfestigt sich bald, investigativ weiter nachzubohren, wem bleibt dafür Raum und Zeit?

Eine komplexe Welt vielmehr eingängig einfach darzulegen,

das ist die Aufgabe, die sich solchem Journalismus stellt.

Ihr wachsendes Chaos tag-täglich neu zu ordnen, gut fassbar, in kleinen Häppchen schlüssig vorsortiert oder ganz einfach im *immer gleichen Meinungsbrei* verrührt.

Eindimensionale Weltsichten, blinder Konsens entstehen so leicht,

und es scheint, wir haben unsre Träume bald vergessen,

von denen schon so viele auf einem Friedhof ruh'n,

und diese Sehnsucht, die erst unser Denken entflammt

so unser Menschsein kenntlich macht, das daher stammt,

sie ist dahin – Gedankenleere ist dann nicht mehr sehr weit.

An solchen Netzen wechselseitiger Abhängigkeiten leiden wir alle. Unter der Macht und der Eigenlogik abstrakter Systeme entsteht ‚Infotainment‘, macht uns am Ende müde, denn es bringt mit sich Sinnenleere, leise wachsend auch Unzufriedenheit.

Und dann das Elend, wenn sie des Volkes Meinungen erfragen,

Meinungs-Techniker betreiben so Scheinwissenschaft,
basteln Instrumente, um uns stetig neu zu sagen,
was wir alle denn so denken, und was wir denken sollen,
uns und den Regierenden, die das ganz gerne wissen wollen.

Die Demoskopien kommentieren somit als Experten,
dicht am Puls der Zeit, und wir alle lernen nicht allzu viel.
Wenn Nachrichten so unter Zeitdruck entstehen in einer Zeit,
die wir als flüchtig und bedrohlich erleben bei solchem Spiel.
Nur: bleiben die Menschen da am Ende noch aufnahmebereit?

Rechte Wiedergänger schreien „Lügenpresse“,
und die, die abgehängt sind von solchem ‚Fortschritt‘ unserer Zeit,
die ihre Wirklichkeit in solchen Medien kaum länger finden,
folgen dann solchen Parolen. Ja diese Selbstläufe machen dazu bereit,
wieder mit denen ganz rechts außen mitzulaufen und zu johlen.

Was so entsteht, sind Selbsttäuschung, Täuschung und auch Lügen
bis hin zur ideologischen Verhüllung unserer sozialen Wirklichkeit.
All das vollzieht sich auf uns wohlbekanntem Spuren.
Der Weg zum Ende hin ist offen - vielleicht schon nicht mehr weit.
Also denkt nach, noch bliebe Zeit in diesem Selbstlauf für Korrekturen.

Die Journalisten, die sind ja auch nur Unternehmer
ihrer eigenen Arbeitskraft. Und für ihre Arbeit
brauchen gerade sie, immer ganz dicht am Puls Zeit,
Raum für Recherche, auch um nach-zu- denken -
Ressourcen also, selbstbestimmt, Kooperationsmöglichkeit.

Mit ihnen dafür jetzt zu streiten, ach das wäre schon
eine wirkliche Revolution in unserer Welt, wo manche
Murdochs schreiben lassen für ihre Rendite. Wenn sie
endlich sorgsam, und selbstbestimmt die ‚vierte Gewalt‘
durch eigene Urteilskraft Freiheit sichert und Meinungsvielfalt.

Die Umfragen sind „eine Wissenschaft ohne Wissenschaftler“: Sie sind ein Instrument des Registrierens, das man für objektiv hält, weil es passiv ist, während die Wissenschaft immer damit beginnt, dass sie mit dem gesunden Menschenverstand, mit den Evidenzen etc. bricht.

Pierre Bourdieu

Menetekel

Als sie einstürzten, die Zwillingstürme,
Symbol grenzenloser Jagd nach dem Mehr
an Größe, Wachstum, Leistung und Macht
über Menschen und über Naturgewalten,
als viele starben, elendiglich, in jener Wolke
aus Staub und rot schwelender Feuerglut,
sind wir entsetzt erstarrt. Wie verletzlich war doch
des Empires Fortschritt, der grenzenlos schien.

Und allzu bereitwillig und sehr rasch
sogen die Menschen die Antworten auf,
die dingfest machten, was hier so bedrohlich war,
die versprochen, dem Terror den Krieg zu erklären.
Es ist wahr, dass ihn dieser Fortschritt gebären muss:
Terror der Ausgeschlossenen - aber der Herrschenden auch!
Und das Bild dieser Türme, in Asche versunken,
führt, wirklich bedacht, zu einem anderen Schluss:

Diese Stahl-Glas-glänzenden Herrlichkeiten,
Metropolis, neuer Turmbau zu Babel, Machtsymbol,
eines prekären Fortschritts, eingefroren zu Architektur,
Signum des verzehrenden Selbstlaufs der Welt,
sind Ausdruck entfesselter Ökonomie und Zeit,
gemacht für Gegenwart, die sehr schnell vergeh'n,
ohne den Blick auf unsere Vergangenheiten
und Zukünfte, die sie verbrauchen, um so zu ersteh'n.

Die, wenn wir uns nicht bald anders besinnen, alle
verschwunden sein werden wie schon so viele
Städte, wo heute die Pyramiden stehen,
gebaut als Symbole menschlicher Ewigkeiten,
diesseitige Endlichkeiten mit uns zu überschreiten,
die bald mit uns auf diesem Planeten vergehen,
sofern wir dem weiteren Vorwärtsschreiten
nicht menschliches Maß zu geben verstehen.

In einer aus den Fugen geratenen Welt

In Berlin, Stockholm, London mal wieder ein Attentat.
Die BILD titelt *Angst!* – denn sie weiß sehr gut:
ihre Bewirtschaftung war schon immer *das* Mittel,
das Herrschaft sichert, die auf (Unter-)Ordnung beruht.

Und wenn er heut immer fraglicher wird,
der alte Dreiklang von Arbeit, Fortschritt und Glück,
schürt man Fremdenangst und man beschwört
alte Werte und Vertrauen in unsere Elite, die führt.
Gewiss, in den dritten Programmen, gegen Mitternacht
erfahren wir manches zu den Hintergründen
unserer aus den Fugen geratenen Welt,
sofern wir ihnen noch nachgehen können – so spät:

Der Klimawandel schreitet voran – die Begrenzung
der Erderwärmung? Eine Absichtserklärung, kaum mehr.
Die Geopolitik gebiert neue Krisen und Kriege – und
sie kommt nicht nur aus Russland und China daher.

Immer mehr Menschen, die heimatlos werden,
wenn unsere Eliten dies Globalisieren kurzatmig
immer weiter forcieren. Irritierend ist nur,
dass die Heimatlosen es nun bis zu uns hin schaffen.

Und der herrschende Politikbetrieb, er zeigt uns dann,
erst scheinbar sensibel, dann kühl wie immer:
Ursachenbekämpfung zielt auf Schlepperbanden,
und die entfesselte Marktökonomie macht's weiter schlimmer.

Ach ja, wir hier, wir leben noch immer wohleingerichtet
In unserer immer mehr aus den Fugen geratenen Welt.
Da verspielt, wer tief empört, auf Besonnenheit verzichtet,
das Wunder der Politik, das allein unsere Zukunft offen hält.

Wenn es also im Zuge der Ausweglosigkeit, in die unsere Welt geraten ist, liegt, Wunder zu erwarten, so verweist diese Erwartung uns keineswegs aus dem ursprünglichen politischen Bereich heraus. Wenn der Sinn von Politik Freiheit ist, so heißt dies, dass wir in diesem Raum – und in keinem anderen – in der Tat das Recht haben, Wunder zu erwarten. Nicht weil wir wundergläubig wären, sondern weil die Menschen, solange sie handeln können, das Unwahrscheinliche und Unerrechenbare zu leisten im Stande sind und dauernd leisten, ob sie es wissen oder nicht.

Hannah Arendt

Solidarität

Sie ist ein Grundwert geworden, der nur noch beschworen wird.
Einzig um Eigeninteressen geht es im Spiel des Lebens.
So werden wir gedacht, umworben, vorgestanz – all überall:
in der Schule, bei der Arbeit und dann vom Konsum berauscht.
Aber die Medien versprechen sie uns.
Wir wüssten sonst kaum mehr von ihr.

Von unserer Brüderlichkeit wurde anfangs geträumt, dem
festen Band der Solidarität – unter Gleichen und Entrechteten.
So wurde gesungen, gedichtet. Und die Europa-Hymne,
Schillers Ode, Beethovens Musik erklingt an Festtagen noch.
Im Alltag hingegen, da machen wir
ein Meer zum Grab, das uns vom Elend trennt.

Aber Solidarität unter Gleichen, das hieß doch schon immer
Ausschluss von all den andern, die ungleich sind.
Und Geschlossenheit und Disziplin nach innen als Klammer
schienen unerlässlich im Kampf: statt Amboss Hammer.
Doch Disziplin heißt auch Herrschaft!
Für Armeen ist sie das Fundament.

Und sie war auch ein Mythos, der beschworen wurde, missbraucht,
Bruderkampf der politischen Linken, der rasch entbrannt.
Und oft eine leere Formel: „Hoch die internationale Solidarität!“
Denn die Beherrschten hatten doch immer auch ein Vaterland.
Wohl oder übel dienten sie ihm,
diszipliniert auch in schlimmsten Zeiten.

Und die Frauen? In unserer männlich durchherrschten Welt
zählten sie lange Zeit wenig, wie Andersfarbige auch. Im Morgengrauen
unserer Brüderlichkeit starb Olympe de Gouges auf dem Schafott.
Sie vermachte ihr Herz dem neuen Vaterland, ihre Seele den Frauen,
ihre Redlichkeit aber den Männern,
die, wie sie meinte, sie nötig hätten.

Und heute? Mehr als zweihundert Jahre schon liegt sie zurück
diese neue Brüderlichkeit in den demokratischen Vaterländern
unserer Moderne – unzulänglich, halbherzig, begrenzt. Und im Blick
darauf fragen wir uns, was sie zusammenhält unsere Welt,
die raum-zeitlich schrumpft und
der die Zerstörung droht, durch uns.

Und kämpfen um unsere Arbeit in losgelassenen Prozessen,
um Anerkennung und Sinnstiftung zusammen mit Vielen!
Ja Solidarität, aus solcher Zusammenarbeit kann sie erstehn,
und als Begrüßungskultur kann man sie sehen für die,
die er heimatlos machte, unser
losgelassener Verzehrungsprozess.

Ja wir müssten sie endlich finden, neu erfinden – und bräuchten
doch nur zu entdecken, dass wir letztlich nichts haben als uns
auf diesem Planeten, den wir zu einer Hölle machen, solange wir nicht
zusammenarbeiten, -leben und unser Leben feiern an einem Ort,
den wir wohnlich machen
für unsere Mitgeschöpfe und uns.

„Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität“, hat der Soziologe Michael Vester 1976 einmal einen Aufsatz betitelt. Also hier höchste Form dichterisch gestalteter, anderer Wirklichkeit und dort gelebter Zusammenhalt in unserer harten sozialen Wirklichkeit. In den 70ern tatsächlich immer noch so gelebt - und in den wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien auch institutionell leidlich befestigt. Die Institutionen erodieren seither. Im alltäglichen „Spiel des Lebens“ regiert das Ego. Die alte Arbeiterbewegung, für die Brecht einmal sein „Solidaritätslied“ geschrieben hat, ist Geschichte. Heute muss man neu Nach-denken, was Solidarität bedeuten könnte und einmal bedeutet hat. Viele Facetten kommen da zusammen – und sie bündig zusammenzubringen geht wohl nicht so gut lyrisch. Aber es gab immer schon auch das eher bündige politische Gedicht und nicht nur die lyrische - heute philosophisch vielleicht anders als zu Hölderlins Zeit am ehesten existenziell unterlegte - Gestaltung unserer Welt, also den künstlerisch gestalteten „Triumph der Sinnlichkeit“. Auch der mag zu politischem Nach-denken anregen. Doch auch das eigene Nach-denken, das neuem Zusammenhandeln vorausgehen muss, kann so etwas wie eine bündig verdichtete Form finden.

Der Irrsinn ist bei Einzelnen etwas Seltenes – aber bei Gruppen, Parteien, Völkern, Zeiten die Regel.

Friedrich Nietzsche

Der heutige Mensch hat seine Geschichte gewählt, und er konnte und sollte sich nicht von ihr abwenden. Aber statt sie sich untertan zu machen, lässt er sich Tag für Tag von ihr mehr in die Knechtschaft drängen. Hier verrät er Prometheus, diesen Sohn ‚mit den kühnen Gedanken und dem, leichten Herzen‘. Hier kehrt er zurück zum menschlichen Elend, daraus Prometheus ihn retten wollte. ‚Sie sahen, ohne zu sehen, sie hörten, ohne zu hören, den Gestalten des Traumes gleich.

Albert Camus

Und in einem Licht, von dem man noch nicht weiß, ob es Brand neu entfacht, oder ob es die Morgenröte anzeigt, sieht man, wie sich der mögliche Raum des zeitgenössischen Denkens öffnet.

Michel Foucault

Verlorene Zukunft oder neu gewonnene Freiheit

Nachrichtensplitter aus einer verkehrten Welt
sie kommen des Morgens zu uns ins Haus,
wir lassen den Dingen dann ihren Lauf,
schwer durchschaubar, doch von uns hergestellt.
Das Chaos erscheint unserm täglichen Blick
als Nachricht geordnet, es ereignet sich eben.
Mitwirkend, mitleidend fühlen wir uns darin nicht,
haben genug zu tun mit unserem eigenen Leben.

So leben wir unseren Alltag dahin
jenen Gestalten des Traumes gleich,
seinen Zwängen ausgesetzt, ohne Sinn
für uns selbst, unser Leben,
an Möglichkeiten so reich.

Mag sein, wir träumen uns auch manchmal heraus
aus all unsren Zwängen und dem Elend der Welt
und denken so wenig und selten darüber hinaus.
Wir suchen Sicherheiten, dass es schon weiter geht,
lassen Routinen greifen, halten es so immerhin aus.
Ernstlich nach-zudenken, sind wir auch oft viel zu matt,
verkennen, dass längst ein Sturm des Umbruchs weht,
der alles erfasst, längst auch uns mit sich gerissen hat.

Und die Lust des Erkennens
unserer Welt, wenn wir selbst
zu denken und auch zu handeln
beginnen, ach sie scheint
verschüttet in finsternen Zeiten.

Doch das ist nicht so, denn in Wirklichkeit
lechzen wir alle danach, eben dieses Vermögen
zu schärfen: unsere Urteilskraft, um zu leben,
zu erleben diese Welt. Für uns liegt sie bereit,
Und wir können sie spüren und mit Schöpferkraft
gemeinsam gestalten, genießen, uns erhalten,
sie uns durchsichtig machen, um an ihrem Glanz
alle teilhaben zu lassen, die Jungen, die Alten.

Der Menge der Vielen diese eine Welt
in einer *Hochzeit des Lichts!*
Erst wenn der Reichtum des Lebens
allen zufällt, retten wir uns
vor dem drohenden Nichts!

Doch den Irrsinn, in Gesellschaft noch immer die Regel,
können wir nicht länger gelassen betrachten,
froh, ihn zu durchschauen, als besondere einzelne nur.
Denn er hat Methode, und er hinterlässt eine Spur
der Verwüstung, und die Wüsten wachsen – nicht
von selbst, vielmehr durch unser blindes Tun. Und falsch
wären gläubige Zuversicht, alt-neues Gottvertrauen.
Nachhaltige Zukünfte, gemeinsam mit Vielen sind sie zu bauen:

durch Einfühlsamkeit in Andere,
die uns solidarisch handeln macht,
durch unsere Zusammenarbeit,
gegründet auf unsere Urteilskraft,
Zukunft zu schaffen.

Nun mag mancher einwenden, dass ich hier träume,
so wie einstens der Hölder: von einer besseren Welt,
einem neuen Arkadien, getragen von einer Kraft,
die im Innern des Irrsinns verborgen waltet und die
am Ende doch ganz gewiss diese neue Ordnung schafft.
Nein, allenfalls sehe ich Möglichkeiten. Und die liegen
alleine in uns, in unseren menschlichen Fähigkeiten,
die wir entfalten könnten, oder mit denen wir scheitern.

So oder so, wir Menschen allein
werden unsere Zukunft gestalten:
sie wird uns allen lebenswert sein
oder keinem Glück bereit halten –
bald aufgezehrt sein.

Ich weiß doch sehr gut, was sie bis heute bestimmt unsere Welt:
zutiefst herrschaftlich ist sie geprägt. Und das gilt
seit dem Zivilisationsbeginn unserer menschlichen Zeiten:
Zwischen den Völkern nach außen, den Klassen
und den Geschlechtern nach innen - und gleichermaßen
im Verhältnis zu unserer Natur. Und all diese Herrlichkeiten,
Reichtum und Macht, entfesselten stets neue Begehrlichkeiten -
und sie versprachen ewigen Ruhm, wenn auch wenigen nur.

Gegen das Schweigen der Welt
sinnenleer schufen sie Sinn
für wenige Auserwählte.
Nur ein Abglanz fiel auch auf uns,
die Menge der Vielen - immerhin.

Dass der Irrsinn bei Gruppen, Parteien, Völkern die Regel ist
über die Zeiten hinweg, hat hier seinen Grund. Und in den
Anfängen am Prozess unserer Zivilisation, in den frühen
Gruppen und Horden, die sie brauchten die Alphetiere,
liegt die noch tiefere Wurzel verborgen solcher Vernunft,
die begrenzt ist. Erst die Polis der Griechen, auch noch beschränkt
als Herrschaft der freien Männer über Sklaven, Frauen und
Kinder, ließ sie kurz aufglänzen, als offene Möglichkeit.

Doch die Freiheit aller, die
Demokratie als Lebensform,
eine neue, heutige Möglichkeit
ist nicht Arkadiens Wiederkehr,
vielmehr ganz neu zu finden.

Sie ist ein Vorschein von Unbekanntem, das noch vor uns liegt.
Sie wäre das Ende des blinden Selbstlaufs der Zeit, ohne Sinn,
einer herrschenden Unvernunft mit bedrohlichen Zügen
angesichts derer *mich wundert, dass ich so fröhlich bin.*
Oder es wundert mich nicht, denn ich weiß, was vor uns liegt,
herausfordernd als Drohung und als Chance zugleich, ist unser:
Nicht Götter haben uns auferlegt, den Stein auf den Berg zu wälzen.
Es ist unser Berg. Es ist unser Stein. Wir haben zu wählen.

Unsere Zukunft ist offen
und keiner weiß heute,
wie wir entscheiden werden.
Doch in jedem Fall gilt:
jede Entscheidung ist
ein Wagnis zuletzt.

Und keine Entscheidung
führt zum großen Ziel.
Weiter unterwegs sein
werden wir immer,
wenn wir gemeinsam
unsere Zukunft ergreifen.

Dass der Weg endet,
auf dem wir fortschreiten
als Gattungswesen
ist denkbar nur dann,
wenn wir, *den Gestalten
des Traumes* gleichen,

wir den Selbstlauf der Zeit
weiter geschehen lassen,
der Verwüstungen bringt
und sie ortlos macht,
eine bessere Zukunft, die
aufscheint in unsicherem Licht:

Brand oder Morgenröthe?
wir wissen's noch nicht.

Vergangenheit, die nicht vergeht

im Dialog vergegenwärtigt, Möglichkeiten öffnend

Annäherungen an Paul Celan

Vorbemerkung

Vor 50 Jahren, am 20. April 1970 starb Paul Celan. Über 25 Jahre hinweg hatte er, der als der bedeutendste Lyriker deutscher Sprache seit 1945 gilt, mit seinen Mitteln gekämpft. Das *was nie hätte geschehen dürfen*, wie Hannah Arendt in ihrem Gaus-Interview gesagt hat, den Terror der NS-Herrschaft, eine Vergangenheit, die nicht vergeht, wollte der Lyriker im Dialog mit anderen immer wieder neu vergegenwärtigen. Unverzichtbar das Erinnern für die Entfaltung unserer Urteilskraft, die allein uns zu handelnden Wesen zu machen vermag. Gegen das Vergessen und *Verstummen*, gegen die *Antwortlosigkeit* der ersten Nachkriegsjahrzehnte, jener *bleiernen Zeit* der deutschen Nachkriegsgeschichte, suchte er so den *Henkern (zu trotzen) im Namen der Sprache, die sie mit ihm teilen (...) und sie auf die Knie zu zwingen*. Das Datum, an dem er sich zum Freitod entschied, ist bedeutungsschwer.

Für seine Zeitgenossen hier in Deutschland, wohl auch für die der Nachkriegsgeneration, zu der ich zähle, war er, wie Wolfgang Emmerich schreibt, vielleicht ein *naher Fremder*. Ich hatte mein Studium der neueren deutschen Literaturwissenschaft in Hannover zu spät begonnen, um Paul Celan in einem Seminar bei Hans Mayer begegnen zu können. Und 1970 war ich als „später 68er“ längst weiter auf dem Weg zu den Sozial und Politikwissenschaften. Wissenschaftlich und praktisch-politisch wollte ich sie aufzubrechen helfen, die *bleierne Zeit*. Meine Leidenschaft für die Literatur, lesend und auch damals schon ein wenig schreibend, trat für lange Zeit ganz in den Hintergrund. Meinen Kompass meinte ich damals in der Marxrenaissance der 1970er Jahre zu finden. Das war nicht einfach falsch. Doch die scharfen und berechtigten Kritiken eines *gläubigen Marxismus*, wie sie schon früh von Albert Camus, Hannah Arendt und anderen formuliert worden sind, waren für mich allzu lange Zeit kein Thema – ähnlich wie für viele meiner Weggenossen auch.

Heute, fünfzig Jahre später, leben wir in Zeiten tiefgreifender Umbrüche. Schwere Krisenprozesse, ökologische, ökonomische, soziale und politische, überlagern und verstärken einander. Das demokratische Projekt der Moderne, hat sich in der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ gegen seine totalitären Infragestellungen behauptet. Doch 1968 ist nicht zu dem weiterführenden Aufbruch geworden, von dem Hannah Arendt damals gehofft hat, dass die, die später kommen würden, ihn einmal so erinnern könnten wie sie und ihre Generation das Revolutionsjahr 1848. Eher schon wird, wenn die Zeichen nicht trügen, unser demokratisches Projekt der Moderne, das vor bald 250 Jahren mit amerikanischem Unabhängigkeitskrieg und Französischer Revolution in unsere Wirklichkeit gekommen ist, zum Einsatz neuer sozialer Konflikte werden, die vor uns liegen. Sozialwissenschaftlich beschäftigt mich das in anderen Zusammenhängen immer wieder. Hier komme ich auf meine literarischen Leiden-

schaften zurück – in vorsichtigen Annäherungen an einen großen Dichter deutscher Sprache, der helfen mag zu vergegenwärtigen was droht, wenn dieser Einsatz verloren gehen sollte. Gewiss: Geschichte, immer Produkt menschlichen Handelns, wiederholt sich nicht einfach. Doch ist sie von einer Dauerhaftigkeit, die unheimlich anmuten kann. *Kontinuität des Herkommens und der Tradition*. bedürfen deshalb kritischer Aneignung. Nichts dürfen wir selbstverständlich nehmen, sollen uns nicht Schlafwandeln und *tätige Unwissenheit* drohen. Und wir wissen ja sehr gut, wie die Zugehörigen zu früheren Eliten, in ihre Katastrophen hineingestolpert sind – Schlafwandlern gleich.

Nun wird man gewiss Gründe anführen können, Literatur, die nach einem Wort Albert Camus' Gestaltung einer eigenen Wirklichkeit auf eigene Rechnung ist, hinsichtlich ihrer vielleicht möglichen gesellschaftlichen Wirkungen mit Zurückhaltung zu beurteilen. Alexander Kluge hingegen hat einmal davon gesprochen, dass in der größeren Kontinuität von Poesie und Philosophie vielleicht doch die Chance liege, die weitere Entwicklung der sozialen Wirklichkeit positiv zu beeinflussen. Und in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Heinrich-Heine Preises der Stadt Düsseldorf hat er unbeirrt, auf eben dieser gedanklichen Linie, erklärt:

Jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, kann, so unser vermessener Glaube, Zentner von irre werdender Realität, oder die Erde umkreisenden Zufallswolken aufwiegen.

Allerdings gibt es unter den großen Schriftstellern auch die, die ohne diesen *vermessenen Glauben* geschrieben haben und schreiben - aber eben doch in der Überzeugung, der möglichen, immer noch und immer wieder möglichen weiterführenden Subjektwerdung von uns Menschen verpflichtet zu sein. Die gesellschaftliche Wirkung schriftstellerischer Anstrengungen ist ungewiss. Als anstößige Außenseiter könnten die, die literarisch schreiben, wirkungslos bleiben. Das Neue ist immer der unwahrscheinliche Fall, hat Hannah Arendt geschrieben. Und im Blick auf eine erneuernde Verbesserung unserer Welt gilt so etwas, wie eine Pflicht zur Zuversicht. Wir sollten uns deshalb ermutigt sehen, weiterhin zu schreiben und nicht zu verstummen. Und wir sollten uns auch die in Erinnerung rufen, die nach ihren Abgrundserfahrungen in der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts an einer Erinnerungswunde litten, die für sie persönlich nicht zu heilen war. Für uns heutige könnte das heilsam sein.

Abgrundserfahrungsdichtung - Sprachgitter – Aufbruchserfahrungsglück. Ein Essay

Ein Lyriker der seinen Leser*innen begegnen will

Paul Celan ging es immer, so schreibt Hans Mayer in seinen Erinnerungen an ihn, um die *Schwierigkeit der poetischen Kreation*. (...) *Seine Problematik hatte (...) mit Sprache zu tun*. Sein Selbstverständnis sei dem von Gottfried Benn geradezu entgegengesetzt. Bei Benn bleibe am Ende, als Lyriker *gezeichnet zu sein und zum Ausdruckszwang verurteilt* – ‚*die Leere und das gezeichnete Ich*‘ lautet die Formulierung in seinem späten Gedicht *Nur zwei Dinge*. Für seine Dichtung sei so, nach seinem Verständnis zugleich etwas Monologisches kennzeichnend. Für Celan hingegen sei das Gedicht *Ansprache*. *Er wollte gerade nicht dunkel sein, sondern so klar und genau wie möglich (...) im Gedicht. Für ihn war alles verständlich: nur wurde beim Verstehen viel vorausgesetzt*.

In Celans Rede aus Anlass der Verleihung des Büchner-Preises, so Hans Mayer, sei es zunächst genau um diese Entgegensetzung zu Gottfried Benn gegangen – und danach um eine *Meditation über die Substanz seiner eigenen Dichtung*. Celan sei sich selbstverständlich über *die Fragwürdigkeit der Kunst, der Sprache, dichterischer Kommunikation* im klaren gewesen, Aber er habe auf der *Notwendigkeit* beharrt, *mit Hilfe der Dichtung, unter größter Anstrengung, dennoch Kommunikation herstellen zu wollen*. Mayer zitiert ihn aus seiner Darmstädter Rede mit den Worten:

Das Gedicht wird –unter welchen Bedingungen! Zum Gedicht eines – immer noch – Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch – oft ist es verzweifeltes Gespräch.

Allerdings, Celan will in seinen Gedichten nie privates ausbreiten. Es geht um Verallgemeinerungen, Objektivierungen aus dem persönlich Erfahrenen heraus. Darüber sucht er den Dialog und wahrt zugleich persönliche Distanz. Doch *er meinte zuletzt in ganz Deutschland keine Resonanz mehr finden* zu können, so Wolfgang Emmerich am Schluss seiner Celan-Biographie, und er gilt *heute als der bedeutendste Lyriker deutscher Sprache seit 1945*, so deren erster Satz. Emmerichs beeindruckender Biographie habe ich viele Hinweise auf andere Autoren entnommen, die ich für diesen Essay heranziehe – neben der kommentierten Gesamtausgabe seiner Gedichte, seinem Briefwechsel mit Ingeborg Bachmann sowie dem Essay von Hans Mayer, aus dem ich eben schon zitiert habe.

Den Anforderungen an das Gedicht als Aufforderung zur Begegnung im Gespräch – vom Dichter aus durch die Abgründe seiner persönlichen Erfahrungen in der *Nacht des 20. Jahrhunderts* hindurch - suchte Celan auch durch die Wahl seiner ästhetischen Mittel zu entsprechen. Emmerich hat das in seiner Analyse der *Todesfuge* herausgearbeitet, die er dem Gedicht *Er* von Immanuel Weißglas gegenüberstellt. Es entstand 1944. Celan und Weißglas kannten sich aus dem rumänischen Gymnasium

in Czernowitz, und Immanuel Weissglas' Gedicht *weist auf der Motivebene frappierende Ähnlichkeiten mit der ‚Todesfuge‘ auf*. Beide verarbeiten eben die gleiche abgründige Wirklichkeit, die sie erfahren mussten. Doch während Weissglas ein *durch und durch konventionelles Gedicht* geschrieben hat, hat Celan eben diese eingehaltenen Konventionen sehr bewusst gesprengt. Der an *einer einzigen Stelle eingebaute Endreim* (*‚Der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau / er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau‘*) sei als Absage an *den deutschen, den schmerzlichen Reim* zu deuten, der künftig, *als allzu schmerzlich zu meiden ist*. Und das sei vielleicht das eigentliche Thema der Todesfuge: *Sie unterstellt den Deutschen eine doppelte Meisterschaft, die in der Kunst und die im Töten*. Ganz nahe bei Weimar liegt Buchenwald. Allerdings: die in der literarischen Öffentlichkeit Deutschlands begeisterte Aufnahme von Celans Lyrikband *Mohn und Gedächtnis*, mit der *Todesfuge* als darin herausragendem Gedicht, belegt, wie Emmrich detailliert zeigt, dass Celans Gedichte zumeist *aus einer fatalen Perspektive gelesen wurden*. Sie galten ihren Rezensenten, allen voran die Todesfuge,

als ästhetische „Bewältigung“ und „Überwindung“ der Greuel von Auschwitz, mit der man sich, auch als Deutscher aus der Tätergeneration, identifizieren konnte, was am Ende sogar noch einen Genuß dieses Gedichts möglich machte.

Für seine damaligen literarisch interessierten Leser*innen war die Begegnung mit diesem großen Lyriker deutscher Sprache offenkundig schwierig. Man befand sich eben noch mitten in der Zeit einer, allerdings kaum vermeidbaren Reaktivierung der Expertise vieler vormals aktiver und überzeugter Täter aus der Zeit der Naziherrschaft, der Verdrängungen, der Arbeitswut des Wiederaufbaus und eines gerade Fahrt aufnehmenden ‚Wirtschaftswunders‘. Der Blick war, von den Schrecken einer noch nicht sehr fernen Vergangenheit abgewendet, ganz nach vorne gerichtet.

Ein Essay als Ergebnis der Begegnung

Hans Mayer muss Paul Celan gut gekannt haben. Das wird aus seinen Erinnerungen ersichtlich. Er berichtet von etlichen Begegnungen, von Gesprächen und Briefen. Unter den vier Lesungen, bei denen er zugegen war, war die vorletzte 1968 eine vor seinen Studenten in Hannover. Mein Studium der neueren deutschen Literaturwissenschaften dort begann erst am Ende dieses Jahres. Paul Celan begegnete ich also damals nicht – und Hans Mayer während meines Hauptstudiums schon bald nicht mehr. Die Schriftsteller, die damals für mich in den ersten vier Semestern prägend wurden, waren andere: Heinrich von Kleist, Friedrich Hölderlin, Georg Büchner, Heinrich Heine, Ernst Toller, Alfred Döblin, Bert Brecht, Wolfgang Koeppen und Günter Grass sind da wohl die wichtigsten Namen aus der Zeit meiner ersten vier Semester. Aber ich war als ‚später 68er‘ auch schon früh auf dem Weg, von den Literatur- zu den Politikwissenschaften – und ich wollte darüber zum politischen Engagement gelangen. Ich könnte heute nicht sicher sagen, ob mir schon damals die Lyriker unter den Schriftstellern wichtiger gewesen sind. Jedenfalls aber hat mich Lyrik stark be-

rührt, bis mich mein damaliger Aufbruch in eine ganz andere Richtung ziehen ließ. Und in diesem Aufbruch war Paul Celan für mich, in den Worten, die Erich Fried 1954 gefunden hat, *kein politischer Mensch*, wenn auch nach seinen persönlichen Erfahrungen der Abgründe der ‚Nacht des Jahrhunderts‘ zutiefst *zeitnah* und *zeitverbunden*. Ich kannte die *Todesfuge*. Ich nahm sie ernst, aber sie machte mich damals nicht neugierig auf den Dichter und sein Werk. Erst nach sehr vielen Jahren empirischer Arbeitsforschung und arbeitspolitischen Engagements wurden Schriftsteller*innen mir wieder sehr wichtig, erst lesend und zunehmend dann auch schreibend. Zunächst geschah das eher literaturwissenschaftlich. Ich schrieb über sie, dann auch literarisch selbst – nicht zuletzt angeregt durch sie. Und so manche Schriftsteller kamen neu hinzu. Literatur wurde für mich zu einer weiteren, neu (wieder)entdeckten Form der Bewältigung von sozialer Wirklichkeit.

Warum hole ich hier so weit aus? Es geht mir ganz generell um Motive und somit im Ausgang literarischer oder auch wissenschaftlicher Praxis um unsere immer höchst subjektiven Perspektiven auf die soziale Wirklichkeit. Und es geht mir um meine Motive in einer kulturevolutionär ‚aufgebrochenen‘ Zeit, in der für mich für kurze Zeit auch die Literatur als eine ganz eigene Wirklichkeit wichtig geworden ist. Ich möchte darauf abheben, dass wir alle über solche subjektiven Perspektiven unseren jeweiligen Weltbezug herstellen. Und selbstverständlich hatten das auch die Dichter getan, die mich damals intensiv zu interessieren begannen, insbesondere auch deshalb, weil sie alle in meinem Schulunterricht allenfalls ganz am Rande aufgetaucht waren. Als Lesern gelingt es uns dann vielleicht, von den Werken der uns interessierenden Dichter aus - und in der Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit, in der uns einzelne Ereignisse ‚anstößig‘ zum Denken geworden sind - zu neuen Einsichten zu gelangen, zu Erweiterungen unserer jeweiligen Ausgangsperspektive, zu eher objektivierten Erkenntnissen. Und so erschließt sich uns später im Blick zurück, wie Einzelne, seien es nun Wissenschaftler, Philosophen oder Dichter, die Gegenstände ihrer Arbeit gefunden und sich mit ihnen auseinander-gesetzt haben und weshalb es dann ganz bestimmte unter ihnen sind, auf die wir unsere Aufmerksamkeit richten.

Schriftsteller, das folgt aus dem eben Gesagten, schreiben immer auch über sich selbst – auch wenn gewisse keiner unter ihnen seine ganze Wahrheit über sich selbst, so weit wie sie ihm zugänglich geworden ist, veröffentlicht hat. Nun mag es sein, dass gerade in der Lyrik als der wohl am höchsten ‚verdichteten‘ Form des Schreibens - also im lyrischen Ich des einen oder anderen Gedichts, und bei manchen Dichter*innen in besonders vielen ihrer Gedichte – die Subjektivität des Schreibenden besonders klar sichtbar wird. Bei einer Erzählung oder einem längeren Roman entfalten deren Figuren demgegenüber mit dem literarisch gestalteten Gegenstand, um den es dem jeweiligen Autor zu tun ist, ein mehr oder weniger ausgeprägtes Eigenleben. Der Schreibende kann so gewissermaßen hinter der Oberfläche seiner Erzählung eher verborgen bleiben, obgleich er in oder zwischen den Zeilen immer auch präsent bleibt. Der Lyriker Paul Celan hat wohl mit gutem Grund gesagt, es gebe kein Gedicht von ihm, das nicht autobiographische Bezüge beinhalte. *Leben*

und Dichten fallen für ihn zusammen. Wie Hans Mayer schreibt, und alles ist immerdar anwesend. Es gibt keine Vergangenheit.

Für die diesem Dichter immer gegenwärtige Vergangenheit, die er im punktuellen Hier und Jetzt seiner Gedichte immer wieder neu vergegenwärtigt, gilt: sie ist auch heute eine Vergangenheit, die nicht vergeht. Günter Grass hat einmal gesagt, er habe in seiner Pariser Zeit von Paul Celan gelernt, dass Auschwitz nicht vergeht. Was Celan dichterisch gestaltet, geht mich also an – nicht allein deshalb, weil die Zeit, in der er sich mit seiner ganzen dichterischen Existenz um das Gespräch mit anderen bemüht hat, schon frühe selbst erlebte Zeit gewesen ist. Ich setze mich also nun mit ihm und seinem Werk auseinander; und die literarische Form des Essays ist für mich höchst angemessen, um heute meine erst späte wirkliche Begegnung mit Paul Celans Dichtung zu verarbeiten. Denn mit einem Essay wendet sich dessen Autor ja nicht nur einem jeweiligen Gegenstand zu, um ihn, wie das Wort besagt, gleichsam tastend und probierend zu erfassen, ihm möglichst nahe zu kommen. Im Essay geht es vielmehr immer zugleich darum, darüber nachzudenken, was die intensive Beschäftigung mit einem Gegenstand, dem man seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, der einem so begegnen kann, mit einem selbst macht. Nicht nur der Ausgangspunkt, von dem der Autor eines Essays sich seinem Gegenstand annähert, ist also immer auch höchst subjektiv bestimmt. Auch im Ergebnis seiner Arbeit kommt er, unter anderem, wieder bei sich selbst an.

Persönliche Erfahrungen im übergreifenden Prozess – wir machen unsere Geschichte immer als Teil eines subjektiv-objektiv geprägten Prozesses

Ebenso wie sich uns als Lesenden subjektive Perspektiven erschließen, wenn wir uns angesprochen fühlen, begegnen wir allen Dichter*innen aus den gleichen Gründen höchst unterschiedlich. Wir bringen sozusagen unsere jeweiligen Perspektiven mit, die ihren literarischen Texten zunächst einmal ihre jeweilige Bedeutung für uns zuweisen. Lassen wir uns auf sie ein und begegnen sie uns so wirklich, kann es dann geschehen, dass sich unsere Perspektive erweitert. Meine literarische Begegnung mit Paul Celan war aufgrund meiner Perspektive in den Aufbruchsjahren nach 1968 lange Zeit eher flüchtig. Gewiss, ich kannte, wie schon erwähnt, die berühmte *Todesfuge* – und von ihr hatte ich mich angesprochen gefühlt. Sie war mir nicht dunkel. Aber ich habe mich in keiner Weise mit deren Rezeption im frühen Nachkriegsdeutschland auseinandergesetzt, und ich habe als damals eher flüchtiger Leser bei weitem nicht alle in diesem Gedicht von dessen Dichter gestalteten Bezüge wirklich verstanden, Ich wusste auch nicht, dass er dieses Gedicht, das 1954 erstmals veröffentlicht worden ist, bereits 1944 geschrieben hat. Wohl aber habe ich gespürt, dass mich von den hier verarbeiteten persönlichen Erfahrungen eine Welt trennte.

Hier schreibt einer *unter dem Neigungswinkel seiner Existenz*. ‚verdichtet‘ seine zutiefst traumatischen Erfahrungen, schreibt eine Lyrik, von der Erich Fried zutreffend gesagt hat, sie sei *der tiefste Ausdruck, den ich kenne, für den Zusammenstoß zwischen den großen uralten Bildern der menschlichen Seele, der menschlichen Phantasie, und den Katastrophen der Gegenwart*. Dichtend ging es ihm darum, wie sein

Freund Edmond Jabès geschrieben hat, *seinen Henkern im Namen der Sprache, die sie mit ihm teilen, (zu) trotzen und sie auf die Knie zu zwingen*. In Celans eigenen Worten, zitiert aus seiner *Bremer Rede* im Jahr 1958:

Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten „angereichert“ von all dem.

In seiner *unverlorenen* Sprache schreibend hat er so versucht, selbst in die Welt zurückzufinden, die *erst jenseits der Kastanien ist*. Mit diesen Worten beginnt das erste Gedicht *Drüben* aus dem ersten von ihm veröffentlichten Gedichtband *Sand aus den Urnen*. Das Gedicht wurde wohl schon 1940 geschrieben, also noch ehe die Nationalsozialisten die UdSSR überfallen und ehe sie Czernowitz und dessen Kultur für immer ausgelöscht haben. Ingeborg Bachmann zitiert dies *jenseits der Kastanien* im Sommer 1949, noch im Blick auf eine Fortsetzung ihrer intensiven Beziehung mit Paul Celan, in einem frühen Brief nach ihrer Begegnung in Wien 1948. Hinter diesem Gedicht steht also noch die Erwartung seines Autors, ganz anders aus der Welt seiner Kindheit und Jugend herauszukommen. Czernowitz, das war die Hauptstadt der Bukowina. *Klein-Wien* wurde die Hauptstadt des Kronlands der Habsburger vormals genannt. Nach 1918 war sie Teil des Königreichs Rumänien, 1940 für kurze Zeit russisch. Es war, wie Emmerich schreibt, *eine hochkultivierte, wahrhaft europäische Stadt, in der die deutsch-jüdische Symbiose – wenn irgendwo überhaupt – für ein knappes Jahrhundert gelungen war*. Viele mir wichtige Intellektuelle, etwa Manes Sperber, Wilhelm Reich, Jakob Moneta, die mir in der Zeit meines Aufbruchs, und dann auch später wieder, eher begegnet sind, stammen aus diesem Kulturraum. Er ist in den 1940er Jahren nahezu vollständig ausgelöscht worden. Für Paul Celan wird und bleibt das danach immer die schwarze *Erinnerungswunde*.

Prägend werden für den Dichter, der gegen Ende der 1930er Jahre mit Liebeslyrik zu dichten begonnen hatte, seine existenziell zutiefst erschütternden, traumatischen Erfahrungen mit der Verfolgung und Ermordung der Juden durch die nationalsozialistischen Besatzer. Dem Überlebensschuld-Syndrom gegenüber den im KZ ermordeten Eltern wird er sein Leben lang ausgesetzt bleiben. Er leidet immer wieder an Depressionen. Etwa ein Jahr wird er in seiner späteren Pariser Zeit in psychiatrischen Kliniken verbringen müssen – tief getroffen von den ersten öffentlichen Reaktionen auf die Plagiatsvorwürfe der Witwe Yvan Golls im Jahr 1960. Er hat sie, so Wolfgang Emmerich, als ein *Kesseltreiben* und den Versuch erlebt, *ihn geistig auszulöschen*. Die Plagiatsaffäre habe so *zu einer bleibenden Beschädigung seiner Psyche und seines Lebenswillens* geführt. Die Verleihung des Büchner-Preises im Oktober 1960 hat er in einem Brief an seinen frühen Freund und Förderer Maguel Sperber als *Alibi* angesehen, um ihn hernach *umso besser heruntermachen zu können*. *Täglich muss ich in meine Abgründe hinab*, hat er gegen Ende seines Lebens einmal gesagt. Und ebenfalls zu dieser Zeit schrieb er einem Freund, er habe in seinen Gedichten *ein Äußerstes an menschlicher Erfahrung in dieser unserer Zeit eingebracht*. *So paradox*

das auch klingen mag: gerade das hält mich auch. Doch diese *Heilung, die vom Schreiben ausging, genügte nicht, hat nicht genügt*, so Henri Michaux 1970, dessen Gedichte Celan einige Jahre zuvor ins Deutsche übersetzt hatte. Doch Gedichte zu schreiben, war eben viel mehr als die persönliche Bewältigung gegenwärtiger Vergangenheit. Celan hat seine dichterische Existenz gelebt. Und seine Gedichte sollen Begegnungen im Hier und Jetzt ermöglichen. Dazu aber müssen wirklich *heutige* Gedichte für ihn durch die individuellen und kollektiven Erfahrungen der jüngsten Geschichte und Gegenwart geprägt sein. In seiner Darmstädter Rede sagt er, unmittelbar im Anschluss an die Kennzeichnung des Gedichts als Gespräch, *oft (...) verzweifeltes Gespräch:*

Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene, versammelt es sich um das es ansprechende und nennende Ich. Aber in diese Gegenwart bringt das Angesprochene und durch Nennung gleichsam zum Du gewordene auch sein Anderssein mit. Noch im Hier und Jetzt des Gedichts – das Gedicht hat ja immer nur diese eine, einmalige, punktuelle Gegenwart – noch in dieser Unmittelbarkeit und Nähe lässt es das ihm, dem Anderen, Eigenste mitsprechen: dessen Zeit.

Versucht man sich aus diesem Blickwinkel auf seine tiefsten Intentionen und sein Verständnis der eigenen dichterischen Lebenspraxis, das Ergebnis seiner Bemühungen um Begegnung – und das heißt dann auch Anerkennung - als deutschsprachiger Dichter in Deutschland zu vergegenwärtigen, so sieht man ein von Ernüchterung und Enttäuschungen geprägtes Bild. Am Ende der fünfundzwanzig Nachkriegsjahre, der *bleiernen Zeit* der ersten Nachkriegsjahrzehnte, meinte Celan, in Deutschland nie Resonanz erzeugen zu können. Ende Mai 1952 ist er bei seinem ersten Besuch in Deutschland seit 1938 von Hans Werner Richter zur Gruppe 47 eingeladen worden. Aus vier Briefen, Bachmanns an Celan, geschrieben zwischen Ende 1951 und Anfang Mai 1952 kann man ersehen, wie sehr sie – selbst noch als junge Lyrikerin im Kampf um Selbstbehauptung und Anerkennung - damit Erwartungen für seinen literarischen Durchbruch verbindet. Sie hofft darauf, *dass sich nun alles zum Besseren wenden (muss)*. Celan, der sich in ihrem Briefwechsel weder vor noch in den ersten Jahren nach dem Treffen dazu äußert, begegnet so im Mai 1952 deutschen Schriftstellern der ersten Nachkriegsgeneration, jungen Männern ganz überwiegend, die durch ihre Kriegserfahrungen geprägt worden sind. Emmerich spricht von *existenziell unterschiedlichen Erfahrungen* auf beiden Seiten, die viel wichtiger gewesen seien als die Verschiedenheiten der ästhetischen Orientierungen und des Geschmacks. Es war ein *Unterschied in dem, was man von der Nazivergangenheit erinnern wollte – oder musste. Das jüdische Schicksal, der Massenmord an den Juden wurde von den 47ern lange mit Schweigen übergangen*. Sein Vortrag der *Todesfuge* stieß auf Unverständnis, Irritation, sogar Gelächter. Celan wurde in den folgenden zehn Jahren von Richter noch fünfmal eingeladen. Er kam nie mehr.

Achtzehn Jahre später, am 20. März 1970, einen Monat vor seinem Freitod, reiste er ein letztes Mal nach Deutschland. Auf einer großen Hölderlinfeier in Stuttgart – der zweihundertste Geburtstag dieses anderen, zu Lebzeiten weithin noch sehr viel mehr verkannten großen Lyrikers wurde begangen - las er aus neuen, unveröffentlichten

Gedichten. Emmerich spricht verallgemeinernd von *Erfahrungen der Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit gegenüber seiner Dichtung* auf dieser Deutschlandreise und schreibt dann weiter: *Dass es gerade Hölderlin-Gelehrte waren, die seinen Gedichten mit Ignoranz begegneten, musste ihn tief kränken, denn auch er musste sich immer wieder in anderen Erfahren, Resonanz für sich und seine Gedichte spüren. blieb sie aus, fühlte er sich leer und nichtig. (...) Geistige Annihilation, wie (...) in Stuttgart* sei für ihn einer Leugnung *seiner Dichterindividualität* gleichgekommen. Hans Mayer kommt in einer Analyse des dort vorgetragenen Hölderlin-Gedichts *Tübingen Jänner* zu dem Schluss:

Hier haben wir beides vereint in einem Gedicht. Sprechen und Verstummen der Dichter. Celans Gedicht handelt vom Dichter und der Dichtung in dieser Zeit. Es bezeichnet die Fallhöhe von Hölderlin zu Celan, die nicht als Dimensionsunterschied der Talente verstanden werden sollte, sondern als eine der Möglichkeiten, Geschehenes, Erinnertes, Verstandenes zur Sprache zu bringen. Ein Gedicht von der Dichtung, von der Sprache und dem progressiven Verstummen.

Botschaften von *Prometheus in der Hölle*

Albert Camus spricht in seinem kurzen Prosatext *Prometheus in der Hölle* davon, dass er und die jungen Menschen seiner Generation 1939 vor den Höllentoren aufmarschiert, durch sie hindurch in die Hölle gezogen und danach – der Text stammt aus der Mitte der 1950er Jahre – nie wieder herausgekommen seien. Auch Camus dichtete bereits, ehe er durch sein Höllentor geschritten ist – er ist etwa zehn Jahre älter als Celan. In der Spanne zwischen der *Hochzeit des Lichts* und der *Rückkehr nach Tipasa* ist unter anderem zu finden, wie er als Schriftsteller diesen Höllensmarsch verarbeitet hat. Aber es sind doch zutiefst unterschiedliche Erfahrungen, die er und Celan in den *finsternen Zeiten*, den Kriegsjahren, der Zeit deutscher Besatzung und mörderischer Verfolgung, bis hin zum Ende der *Nacht des Jahrhunderts* gemacht haben. Camus hat diese Jahre im von den Deutschen besetzten Frankreich erlebt, konnte aktiv sein im Französischen Widerstand – und er hat ein anderes, ganz persönliches „Höllentor“ schon vorher durchschreiten müssen. An Tuberkulose zu erkranken war in den 1930er Jahren bitter. Es dürfte ihn schon in sehr frühen Jahren in zutiefst existenzieller Weise mit der Erfahrung seiner Endlichkeit konfrontiert und für die Philosophie Friedrich Nietzsches noch einmal in besonderer Weise ‚aufgeschlossen‘ gemacht haben. Dass ihn seine proletarische Herkunft geprägt und er die nie vergessen hat, hat dann den Weg zu seinem Linksnietzscheanismus gebahnt.

Bei Paul Celan hingegen mündete eine im Vergleich eher unbeschwerte Jugend abrupt in den Terror der Nationalsozialisten und in den Holocaust, dem seine Eltern zum Opfer fielen, Er überlebte, zutiefst traumatisiert. Die Hölle, aus der er über sein ganzes späteres Leben hinweg nie mehr herauskam, war für ihn eine andere. Gewiss, der *unendlich empfindliche* Dichter, so Mayer, hat ins Leben zurückgefunden – über die Stationen in Bukarest, das kurze halbe Exil in Wien und dann das wirkliche in Paris, über sein Dichten, über die *nach teilweise tiefgreifenden Störungen immer*

wieder aufgenommene Liebes- und später Freundschaftsbeziehung zu Ingeborg Bachmann, seine Ehe mit Gisèle Celan-Lestrange. Er war als Dichter produktiv und hatte zahlreiche Freundschaften. Doch seine intensiven Liebesbeziehungen waren wohl nie wirklich stabil. Seinen Satz, er müsse *täglich in seine Abgründe hinab*, habe ich ja schon zitiert, auf seine psychischen Erkrankungen verwiesen. Er hat, dagegen an, seine dichterische Existenz gelebt, solange er dies vermochte. In seinem Denken war auch er schon früh, spätestens seit den Pariser Jahren, durch existenzielle Philosophie geprägt. Nicht nur von Friedrich Nietzsche, auch von Martin Heidegger war er stark beeindruckt – so sehr, dass er nicht nur wichtige seiner Werke in den frühen 1950er Jahren sorgfältig gelesen hat. Ingeborg Bachmann wird mit ihm schon in der gemeinsamen Wiener Zeit 1948 über ihn gesprochen haben. Sie hat damals über Heidegger promoviert, und in ihren Briefwechseln ist er 1959 ein Thema, zu dem sie sich im Wesentlichen einig sind. Aus einem Brief Celans ist allerdings ersichtlich, dass dessen Sicht auf Heidegger in der Kontinuität seiner seit dem Auftakt mit seiner Einladung zur Gruppe 47 im Frühjahr 1952 zutiefst skeptisch-kritischen Bewertung seiner Rezeption im Nachkriegsdeutschland zu sehen ist. Er sei, so schreibt er in einem Brief vom August 1959, *sicherlich der Letzte, der über die Freiburger Rektorsrede und Heideggers Nähe zum Nationalsozialismus hinwegsehen könne*. Doch nach seinen *konkreten Erfahrungen mit (...) patentierten Antinazis* unter den Mitgliedern der Gruppe 47 sei ihm *derjenige, der an seinen Verfehlungen würgt, der nicht so tut, als hätte er nie gefehlt, der den Makel, der an ihm haftet, nicht kaschiert, besser als derjenige, der sich in seiner seinerzeitigen Unbescholtenheit (die zudem zu hinterfragen bleibe) (...) auf das bequemste und einträglichste eingerichtet hat*.

Celan hat Heidegger persönlich später zwei Mal getroffen, nach einer Lesung in Freiburg im Juli 1967 sogar auf dessen Einladung hin einen Tag mit ihm auf der Hütte auf dem Todtnauberg verbracht. All dies obgleich ihm Heideggers *massives Engagement für die Nazis bekannt* gewesen ist, so Emmerich. Er wusste freilich auch, dass Heidegger seine Gedichte gelesen und hoch geschätzt hat. Emmerich meint, dass wohl auch Heideggers Sprache für Celan anziehend gewesen sei. Auch habe er eine große Nähe zu *dessen Vorliebe für (...) die Hölderlin-Linie der deutschen Poesie* verspürt. Auf der anderen Seite sei ihm aber wohl nie wirklich bewusst gewesen, dass ihn und Heidegger dessen *A-humanismus, sein Verzicht auf eine Ethik, sein tatsächlich jenseits von ‚Gut und Böse‘ angesiedeltes Philosophieren* radikal getrennt habe. So habe er, wie aus seiner Eintragung im Todtnauer Gästebuch zu entnehmen ist und wie er seiner Frau Giesèle Celan-Lestrange geschrieben hat, *auf eines Denkenden / kommendes / Wort / im Herzen* noch hoffen können.

Mithin wäre auch diese Episode ein Beleg für beides: für Celans fortwährendes Bemühen um Begegnung, als Dichter mittels seiner Dichtung - Heidegger hat er sein Gedicht *Todtnauberg*, später in *Lichtzwang* veröffentlicht, sogar zugeschickt – und für die Schwierigkeit, Celan wirklich zu begegnen. Im Falle Heideggers war die Unmöglichkeit wirklicher Begegnung durch dessen gewiss große Philosophie, und zugleich eben auch deren Fragwürdigkeit versperrt. Darum geht es hier aber nicht. Wichtig ist mir an dieser Stelle die philosophisch existenzielle Weltsicht Celans – und dann viel-

leicht auch die Überlegung, dass zwischen ihr und der philosophisch ganz anders fundierten Sicht Hölderlins, des wohl berühmtesten aller deutschen Lyriker, ein bemerkenswerter Bezug zu finden ist. Es geht mir also um Celans Nähe zu dem engen Jugendfreund Georg Wilhelm Friedrich Hegels, der am Beginn seines Denkens und Dichtens einer ganz anderen, geradezu entgegengesetzten, höchst geschichtswirksamen philosophischen Denkrichtung verpflichtet, ja für deren Entstehen bedeutsam gewesen ist.

Hans Mayer, selbst durch den Hegel-Marxismus stark beeinflusst, verweist in seinen Erinnerungen an Paul Celan auf ein Zitat aus einem Gedicht des russischen Lyrikers (und Selbstmörders) Sergej Jessenin, das der Dichter ihm in ein ihm 1962 zugeeignetes Exemplar der von ihm angefertigten Übersetzung hineingeschrieben hat. Es lautet: *...Manchem dacht ich nach, da sich nichts regte, / manches hab ich mir zum Lied gefügt. / Erde unwirsch: dass ich war und lebte, / dass ich atmen durfte, - es genügt.* Das ist existenziell geschrieben. Das entspricht unserem heutigen Weltgefühl – und Mayer schreibt sicherlich zu recht: *Hier sprach Paul Celan von sich selbst und mit den Worten von Sergei Jessenin.* Das Problem der Zufälligkeit – und für Celan der Fragwürdigkeit – des eigenen Überlebens des Holocaust scheint in den von ihm zitierten vier Zeilen mit anzuklingen. Das Problem des Selbstmords hat Celan seit 1945 stetig beschäftigt, schreibt Emmerich, und Mayer zitiert diese Zueignung gegen Ende seiner Erinnerungen an Paul Celan im engen Bezug zu dessen Selbstmord.

Friedrich Hölderlin, der nach der *Hälfte des Lebens* in geistige Umnachtung versank, verstummte auf andere Weise und aus anderen Gründen. Das Ende seiner persönlichen und politischen Träume, vor allem der Hoffnung, seine Dichtereexistenz als Dichter großer revolutionär umwälzender gesellschaftlicher Prozesse verwirklichen zu können – Träume die die Repräsentanten der *Hölderlin-Linie der deutschen Poesie* beharrlich ignoriert haben -, war ein anderes. Doch nicht so anders als die Hans Mayer zugeeigneten vier Zeilen kann man die ersten und die Schlusszeilen aus Hölderlins Gedicht *An die Parzen* deuten. Hölderlin hat gedichtet:

*Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! / Und einen Herbst zu reifem
Gesange mir (...) Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt! Zufrieden
bin ich, wenn auch mein Saitenspiel / mich nicht hinab geleitet; Einmal /
Lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.*

Hier wie dort geht es um die Verwirklichung der dichterischen Existenz, darum, dass ein Leben als Mensch und als Dichter für beide nicht zu trennen ist – und unbeschadet des emphatischen Anrufens der Parzen, klingt selbst bei dem in seiner Jugend zutiefst pietistisch-religiös geprägten Hölderlin, der mit dem gemeinsam mit Hegel und Schelling verfassten *ersten Systemprogramm des deutschen Idealismus* am Beginn einer in die Form der Philosophie gebrachten Art von Religion steht, so etwas wie ein existenzialistisches Motiv an. Zugleich aber wird der Abgrund zwischen beiden erkennbar: Friedrich Hölderlin will mit seinem *reifen Gesang* Philosophie sinnlich machen und gerade als Dichter eine entscheidende Rolle für den Aufbruch in ein *neues glückliches Jahrhundert* spielen, auf das er am Jahresende 1799 in einem

Brief an den Bruder zuversichtlich hofft. Paul Celan sieht sich 150 Jahre später im Blick zurück auf das finsterste und grausamste Geschehen der *Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts* und angesichts der persönlichen, ihm immer gegenwärtigen Erfahrungen damit, vor einer ganz anderen Herausforderung. Er will eben den Abgrund sichtbar machen, den die jüngste Geschichte aufgerissen hat, und angesichts dessen Weimar und Buchenwald für ihn so nahe beieinander liegen – vielleicht als erste Voraussetzung dafür, ihn überbrücken zu können.

Celan hat den tiefsten Punkt der gescheiterten Hoffnungen der französischen und europäischen Aufklärung als unmittelbare, persönlich erschütternde Erfahrung erlebt – das wovon Hannah Arendt in ihrem Gaus Interview gesagt hat, dass es *nie hätte geschehen dürfen* und vor dessen Wiederholung uns nach ihrer Überzeugung nicht einfach *das Wunder der Politik*, gemäß ihrem Verständnis von Politik als Raum der Freiheit, bewahren kann, sondern wozu es vor allem der stetigen *Erinnerung* bedürfe. Um diese Erinnerung geht es im Werk Celans. Sie wird darin vergegenwärtigt. Zugleich blickt er auf unsere Menschenwelt im Bewusstsein der *Absurdität* unserer Existenz, um an dieser Stelle die Formulierung Albert Camus zu wählen. Aber er tut dies immer noch im schärfsten Gegensatz zu Gottfried Benn. Es gibt am Ende nicht nur die „*Zwei Dinge*. Unser Leben ist für ihn kein, sozusagen kulturell erweitertes Naturgeschehen, in dem dann vielleicht hie und da große Kunst erratisch dastehen könnte. Er sucht die Begegnung mit Menschen, gegen alle verheerenden Erfahrungen an. Es gibt für ihn in unserer Menschenwelt kein Vakuum. Solange ihm seine dichterische Existenz möglich ist, ist trotz aller furchtbaren Erfahrungen *nichts verloren*. Mayer zitiert dazu aus dem Gedicht *Engführung: Also / stehen noch Tempel. Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren*.

Die schier unendliche Leere des Universums ist für unsere menschliche und Celans dichterische Existenz schlicht peripher, eine *ontologische Provinz* wie der Philosoph Markus Gabriel in seiner grundlegenden Kritik unseres heute so prägenden naturwissenschaftlichen Weltbildes etwas polemisch schreibt. Sie ist vielmehr ein Sinnfeld von vielen in unserer menschlichen Lebenswelt, in der es um unseren Austausch von (Be)Deutungen und Meinungen geht, darum einander zu begegnen. Hans Mayer kommt in seinen Erinnerungen und beim Nachdenken über die Widmung, die Paul Celan ihm geschrieben hat, vielleicht nicht ganz so pointiert, zu eben dieser Einschätzung *Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren*.

Es handelt sich bei dieser Widmung um ein Zitat Heraklits. Es lautet: *Es gibt nichts als die Atome und den leeren Raum; alles andere ist Meinung*. Die Widmung habe ihm zum tieferen Verständnis des letzten Gedichtes aus Celans *Engführung* verholfen. Er zitiert dann aus Celans Gedicht: *Orkane / Orkane, von je, / Partikelgestöbere, das andere, / du / weißt ja, wir / lasens im Buche, war / Meinung*. Für Mayer stellt das Gedicht in einer Art *Kreisbewegung* her, beginnend und endend mit dem Blick auf Auschwitz, eine *Verknüpfung des Vergangenen, Gegenwärtigen und Futuristischen - aber im Zeichen des Todes*. Auschwitz steht auch als Zeichen für die Drohung der *totalen Vernichtung der Menschheit*. Statt der Absage an Poesie ist Celans Gedicht

eine Absage gegenüber einer Literatur, *worin Auschwitz als Schock nicht enthalten ist.*

Für Celan war *Engführung (...)* ein einziges Gedicht die einzelnen Partien aneinander anschließend, zitiert Barbara Wiedemann in ihrem Kommentar Celans Vermerk auf dem Umbruch zu der Veröffentlichung von *Sprachgitter*. Das ist, so ihr weiterer Kommentar, in den Worten Celans *um der Menschen willen, also gegen alles Leere und Atomisierung geschrieben*. Dieser Austausch und die Freiheit unserer Meinungen im Raum der Politik ist gleichermaßen Hannah Arendt ein zentrales Anliegen. Er ist eine Voraussetzung dafür, dass wir Menschen, so wie sie das dargelegt und gewissermaßen zu ihrem ‚kategorischen Imperativ‘ gemacht hat, zu denkenden und handelnden Wesen werden können. Celan mag die deutsche Jüdin und spätere amerikanische Staatsbürgerin Hannah Arendt nicht gekannt haben. Ihrem Denken ist das seine verwandt. In einem ganz präzise bestimmten Sinne ist es daher, wie seine dichterische Existenz und sein Werk auch, dann doch auch politisch.

Die Schwierigkeit einer wirklichen Begegnung – Schlussbemerkungen

Als ich mich 2019 daran gemacht habe, meine Annäherungen an Friedrich Hölderlin in Lyrik und Prosa zu versuchen, gehörte schon einiger Mut dazu. Einen Essay über diesen wohl bedeutendsten deutschen Lyriker zu schreiben, mochte noch angehen. Immerhin verfüge ich ja über eine gewisse literaturwissenschaftliche Professionalität. Sich ihm aber mit eigener Lyrik und mit kürzeren Prosatexten anzunähern, war etwas anderes. Immerhin aber kam mir hier einiges zu Hilfe. Hölderlin ist mir nach etwa fünfzig Jahren von Neuem begegnet.- und das nicht nur als Dichter, sondern auch als Philosoph, der am Beginn des deutschen Idealismus, den sein enger Jugendfreund Hegel später ausgearbeitet hat, eine wichtige Rolle spielt. Ich hatte mich also fünfzig Jahre zuvor schon einmal intensiv mit ihm auseinandergesetzt. Und philosophisch hatte ich, nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit, schon seit einigen Jahren zu den Anfängen der Französischen und europäischen Aufklärung gearbeitet. Vor allem aber kam hinzu, dass ich *den Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens* erkennen und nutzen konnte. Denn er ist, wie Hans Georg Gadamer geschrieben hat, *nicht ein gähnender Abgrund, sondern ist ausgefüllt durch die Kontinuität des Herkommens und der Tradition, in deren Lichte uns alle Überlieferung sich zeigt*. Mich beschäftigten also die Anfänge unseres demokratischen Projekts der Moderne im Hinblick auf die heutigen Herausforderungen. Mir schien absehbar, dass dieses Projekt zum Einsatz neuer großer sozialer Konflikte werden würde. Es war deshalb wichtig, sich dieser Kontinuität zu vergewissern, um sie zu bewahren und weiter entwickeln zu können. Das wäre dann sozusagen Arbeit in und an *unserer kleinen menschlichen Ewigkeit*, um nochmals Hannah Arendt zu zitieren. Über etwa ein halbes Jahr hinweg habe ich mich also in seine Werke und Briefe und einen nicht geringen Teil der Literatur über Hölderlin vertieft. Und ich habe mich auseinander-gesetzt mit seinen philosophisch wie literarisch leidenschaftlichen Arbeiten, die auch ein Teil der Anfänge jenes Denkens gewesen sind, das mich in

meinen Aufbruchsjahren aus der *bleiernen Zeit* der ersten beiden Jahrzehnte der Bundesrepublik Deutschland bewegt hat.

Das aber ist hier völlig anders. Bei Celans Dichtung begegne ich, wenn ich mich heute wirklich in sie vertiefe, einer Abgrunderfahrungsdichtung, die halbwegs angemessen nachzuvollziehen viel erfordert. Noch die wiederholte sorgfältige Lektüre seiner Gedichte in der von Barbara Wiedemann herausgegebenen kommentierten Gesamtausgabe lässt den Leser bisweilen fragend zurück. Zwar geht es in Celans Gedichten um eine historische Katastrophe, die mit meinem früheren Aufbruchserfahrungsglück im deutschen Adenauerstaat geschichtlich untrennbar verknüpft ist. Aber der Dichter hat in seinen *Gedichten ein Äußerstes an Erfahrung in dieser unserer Zeit eingebracht*. Und gerade das hielt ihn auch, wie er drei Monate vor seinem Freitod an den Freund Gustl Chomed in Czernowitz geschrieben hat und wie vorne schon zitiert. Ich hatte nach 1968 bei meiner ersten flüchtigen und nicht wirklichen Begegnung mit seiner Dichtung meine Erfahrungen erst noch zu machen. Ich war, empört über verdrängte Wahrheiten, in einem Aufbruch begriffen, in dem es mir um analytisch zu begreifende Erklärungen ging - z. B. mit Klaus Theweleits *Männerphantasien*, in denen ich damals noch einiges von der Welt meines früh verstorbenen Vaters zu finden hoffte, der noch zu der Stahlgewittergeneration des ersten Weltkrieges gehört hatte. Ich setzte mich ab, symbolisch, von dem Hof eines niedersächsischen Großbauern, an dessen Scheune ein Runenzeichen prangte und bei dem über den Eingangsstufen zu einer langgezogenen Diele ein Dachbalken mit einem gefährlich-dummen völkischen Zitat von dem Mann stand, *der spielt mit den Schlangen*. Es hatte in den ersten Nachkriegsjahren unter den Kohlen im Keller gelegen, ehe es neu angebracht worden ist – von einem Onkel, den ich nie kennenlernte und der die schwarze Uniform mit dem Totenkopf getragen hatte. Ein wirklicher Täter also, zu denen mein Vater nicht gerechnet hatte. In der Zeit meiner frühen Kindheit war dieser Hof für mich glücklich prägend. Oft lief ich, von all solchem Wissen unbeschwert, unter dem Dachbalken hindurch.

Ich kann heute und in diesem Essay wohl von einer wirklichen Begegnung mit einem Dichter sprechen, der Geschehenes und Erinnertes als immer noch gegenwärtig in seiner Dichtung gestaltet hat – in einer Sprache, die *durch dieses Geschehen (...) hindurch (ging) und (...) wieder zutage treten (durfte) „angereichert“ von all dem*. Aus der nun nicht länger nur flüchtigen Begegnung konnte ich verstehen lernen: Ich begegne einem *unendlich empfindlich(en) Dichter*, so Hans Mayer, der lange um die Möglichkeit einer dichterischen Existenz, so wie er sie verstanden hat, gekämpft hat. Er zeigt uns gegen Theodor W. Adornos Auffassung, dass und wie es nach Auschwitz doch möglich ist, weiter Gedichte zu schreiben. Sein Gedicht *Engführung* lässt sich als Widerlegung eben dieses Satzes lesen. Es ist, wie die Widmung von *Sprachgitter* für Hans Mayer belegt, keine Zurücknahme der Todesfuge, die in der deutschen Rezeption der 1950er Jahre fataler Weise ganz überwiegend *als ästhetische ‚Bewältigung‘ und ‚Überwindung‘ der Greuel von Auschwitz* verstanden worden ist. Er nimmt vielmehr deren Thema erneut auf – als musikalischer Fachausdruck bedeutet Engführung die imitative Themendurchführung in der Fuge. Celan führt da-

rin die neuerliche Vergegenwärtigung seiner Abgrundserfahrungen weiter zum Nachdenken über den drohenden Atomtod – ein 1958 ganz konkret drohender falscher Alarm ist der Hintergrund. Er verweist in expliziter Anknüpfung an den philosophischen Materialismus Demokrits darauf, dass sein *Gedicht (...) um der Menschen Willen, also gegen alles Leere und Atomisierung geschrieben ist* und führt dann über die Feststellung, dass noch nichts verloren ist, noch einmal zum Anfangsthema dieses Gedichts, also der Shoa zurück. Damit kann er in seiner Lyrik, so ist zu folgern, (ver)dichtend, aber nicht ästhetisierend umgehen – und solches Verdichten zielt bei ihm eben immer wieder auf Vergegenwärtigung im Dialog.

Davon wie schwierig solche Dialoge in den ersten Nachkriegsjahrzehnten auch mit ganz Nahestehenden gewesen sind, zeugt Celans Gedicht *Sprachgitter*, in dem es mit Bezug auf Ingeborg Bachmann, in Klammern gesetzt heißt: *Wär ich wie Du. Wärst Du wie ich. / Standen wir nicht / unter einem Passat? / Wir sind Fremde*. Und aus der Perspektive Bachmanns schreiben Hans Höller und Andrea Wiedemann in ihrem poetologischen Nachwort zu dem Briefwechsel beider *Das Briefgeheimnis der Gedichte* aus Bachmanns Erzählung *Drei Wege zum See*, in die ihre *Liebe zu Paul Celan* direkt in eine darin erzählte Beziehung (...) *eingespiegelt* werde:

Es sei ihre „große Liebe“ gewesen, „die unfaßlichste, schwierigste, zugleich von Mißverständnissen, Streiten, Aneinandervorbeisprechen, Mißtrauen belastet“. Er habe sie „zum Bewußtsein vieler Dinge“ gebracht, „seiner Herkunft wegen, und er, ein wirklicher Exilierter und Verlorener, sie, eine Abenteurerin, die sich weiß Gott was für ihr Leben von der Welt erhoffte, in eine Exilierte“ verwandelt, „weil er sie, erst nach seinem Tod, langsam mit sich zog in den Untergang“.

Höller und Stoll verweisen dann im Übrigen darauf, dass Bachmann in dem einzigen publizierten Text aus ihrem *Todesarten*-Roman, in *Malina*, aus der Perspektive des weiblichen erzählenden Ich aus einer Genderperspektive heraus die *Verflechtung der väterlichen Gewalt mit dem Vernichtungsprozess* kenntlich macht. *In einer Serie der Träume mit dem Vater als Verkörperung der Gewalt in einem Krieg, dessen Zentrum das NS-Vernichtungsunternehmen ist, werde hier der Tod des Fremden als Spätfolge des Vernichtungsgeschehens gedeutet.*

Ich habe in diesem Essay – als Sozialwissenschaftler und freier Publizist, der ich allererst und als Gelegenheitsdichter, der ich daneben auch bin - versucht, einen großen Dichter zu verstehen. Zwischen zutiefst unterschiedlichen Erfahrungen trotz noch einiger zeitlicher Nähe, bemerke ich das *Sprachgitter* und verstehe, dass und weshalb dieser Dichter in seinem Bemühen um Dialog auch immer Wert auf eine gewisse Distanz gelegt hat. Ich hoffe, die Begegnung mit ihm ist mir nun halbwegs gelungen. Ich bin beeindruckt von Celans dichterischer Kraft. Und ich scheue vor dem Versuch zurück, mich ihm selber dichtend zu nähern – den ich dann gegen solche Scheu in diesem Band doch unternehme. Ich weiß nur allzu gut, dass und wie der *Neigungswinkel des Daseins* in meinem Fall durch ein Aufbruchserfahrungsglück bestimmt worden ist. Meine Biographie konnte ich in vergleichsweise ausgesprochen

glücklichen Zeiten – jedenfalls hier in der Mitte Europas – leben. Gleichwohl waren und blieben die Verhältnisse fortwährend zutiefst verbesserungsbedürftig. Dass solche Verbesserung kaum und oftmals nicht gelang – ich würde persönlich in Bezug auf meine bescheidenen arbeitsforscherischen und arbeitspolitischen Bemühungen von immer wieder erfolgreichem Scheitern sprechen wollen – ist inzwischen unübersehbar. Ganz im Gegenteil spricht heute vieles dafür, dass wir uns wieder auf finsterner werdende Zeiten zubewegen. Gleichwohl, oder gerade deshalb berechtigt uns heute nichts, als Wissenschaftler als Intellektuelle, als Schreibende, zu verstummen. Manche von uns mögen, wie Christa Wolf das in ihrem letzten Roman formuliert hat, *hoffnungsmüde* geworden sein. Doch Hoffnungsmüdigkeit bedeutet nicht Resignation; und nichts entbindet uns von einer Pflicht zur Zuversicht.

Freilich handele ich nicht nur als Wissenschaftler und Intellektueller. Auch ich ‚verdichte‘ inzwischen manche meiner Erfahrungen, die ich zu verallgemeinern und zu objektivieren bemüht bin. Angelangt in einem Alter, in dem die Reflexion auf das, was man versucht hat zu tun und womit man erfolgreich gescheitert sein mag, allmählich mehr Raum einnimmt, neige ich verstärkt zu solchen literarischen ‚Verdichtungen‘. Ich experimentiere dabei mit unterschiedlichen Formen. Allerdings nötigen mich meine Erfahrungen nicht dazu, den Reim als allzu schmerzlich zu meiden. Ich handhabe das abhängig vom jeweiligen Gegenstand. Wenn ich in augenscheinlich wieder finsterner werdenden Zeiten, in denen aber Zusammenhandeln dagegen gefordert und noch möglich ist, lyrisch verdichtende Zeilen zu schreiben suche, fühle ich mich, anders als Celan frei darin, auch andere ästhetische Formen zu wählen – jedenfalls dort, wo ich in eher bündiger Form auf Texte aus bin, die zum eingreifenden Handeln auffordern sollen. Trotz allen Elends der Welt geht es mir um die Herausforderung, sie uns in ihren vielgestaltigen, immer noch offen vor uns liegenden Möglichkeiten zu erschließen und zu gestalten. Bei unserem weiteren Unterwegssein in ihr, gar bei neuen Aufbrüchen in sie hinein, die auch politisch sein müssen, sind die literarischen Formen, die man da nutzen kann, vielfältig.

Der Schoß ist fruchtbar noch, doch Nichts, nichts ist verloren - acht Gedichte

Thüringen 05.02. 2020

An solche Zufälle glaube ich nicht
das haben die vorher abgesprochen
wie klarsichtig
die Frau aus dem Volk

Da waren Profis am Werk
die wollten austesten
was heute schon wieder geht
gegen die Linke

Neue Wege bahnen
ohne falsche Berührungsangst
für die Aufrechterhaltung
herrschaftlicher Führung

In gläubiger Zuversicht
den Gang der Geschäfte sichern
elitär selbstgewiss
Weiter so

Markt-Fortschritts-Freiheit einiger
als ewig-natürlich behauptet
gegen die Ängste vieler
zum finsternen Ende hin

Kommentar

Als sie ihren neu gewählten Drei-Tage-Ministerpräsidenten zuerst beglückwünschten, meinten einige Polit-Profis aus der FDP, man könne ja nichts dafür, wer einen wähle. Mit dem Shitstorm, der dann losbrach, haben sie freilich nicht gerechnet. Meinten wohl, man würde ihnen schon den Politikbetrieb überlassen. Gerade so wie sie vorher schon zu Friday for Future meinten, die Kinder sollten lieber zur Schule gehen statt zu demonstrieren, denn die notwendige Kompetenz hätten nur sie, die Berufspolitiker. Fragt sich nur, von welchen Vorstellungen sie sich bei diesem Dambruch haben leiten lassen. Nun bemänteln sie ihr Handeln. Es habe den Gewählten Übermann. Können doch ziemlich schnell überfordert sein, diese Profis.

Wer nicht von dreitausend Jahren / sich weiß Rechenschaft zu geben / bleib im Dunkel unerfahren / mag von Tag zu Tage leben

Johann Wolfgang Goethe

Schlafwandler

Du sprichst von dreitausend
Jahren zu erforschen zu verstehen
um was wir gestalten müssen
klar vor Augen
anzugehen

Tausend sind nur zwölf geworden
abgrundtiefe Finsternisse
in die zuletzt gemündet sind
Herkunftswege
unbegriffen

Was uns jetzt an Dunkelheit
neu umgibt scheint kaum bedrohlich
sind ja gerade aufgebrochen
hoffnungsfroh
schlafwandlerisch

Erinnerung ist festzuhalten
aus der Pflicht zur Zuversicht
Urteilkraft und nie vergessen
schaffen neue
Möglichkeiten

Doch manchem reichen Rituale
feierlich stets neu beschworen
in dem Selbstlauf unsrer Zeit
machtbesessen
schlafwandlerisch

Könnten wählen
wenn wir nicht vergessen
hätten neue Möglichkeiten
vor uns ausgebreitet
klar vor Augen

Doch es drohen finstre Zeiten
Hoffnungsmüdigkeit und Pflicht
gelten beide
und der Abgrund
gähnt vor uns

Allzu viele sehen ihn nicht
folgen gläubig-zuversichtlich
den Versprechen der Eliten
trotten weiter
schlafwandlerisch

Es ist nichts schrecklicher als eine tätige Unwissenheit.

Johann Wolfgang Goethe

Paul Celan - Gegenwärtige Geschichte

Leben und Dichten fallen zusammen
Alles anwesend immerdar
verloren eine ganze Welt
verloren auch die Sprache
durch dies Geschehen hindurch
doch neu gefunden
gegen das Totschweigen
verdichtet zum Gespräch
vergegenwärtigt sie Vergangenheit

Und der Dichter er musste so
täglich in seine Abgründe hinab
Abgrundserfahrungen
wachhalten gestalten
so ihnen stets neu
Sinn abringen
für die die leben können
denn nichts ist verloren solange
nicht vergessen wird

Die Banalität des Bösen
sieht nicht wen das so packt
sie wurzelt in Unfähigkeit
nach-zudenken
so werden Schreckensbilder
zu Vogelschiss
und sie setzen sich fort
die Machtspiele der Eliten
sehen sich fest in der Mitte
Dämme brechen Abgründe tun sich auf

Kommentar

Ingeborg Bachmann meint in ihrem Roman *Malina* Paul Celan, so wie ihn auch dieses Gedicht erinnert. In diesem Roman deutet sie den *Tod des Fremden*, ihr bei aller Nähe fremd gebliebenen, *als Spätfolge des Vernichtungsgeschehens* des NS-Terrors. Sie ist sich der *Verflechtung der väterlichen Gewalt* mit diesem *Vernichtungsprozess* bewusst - *in einer Serie der Träume mit dem Vater als Verkörperung der Gewalt in einem Krieg, dessen Zentrum das NS-Vernichtungsunternehmen ist*. Das führt mich zu dem Schweizer Psychologen Arno Gruen und dessen Analyse der *Pose der Autorität* - oder vielleicht zu dem deutschen Philosophen Hans Gadamer, der schreibt, *in Wahrheit komme es darauf an, den Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens zu erkennen*. Sie sei kein *gähnender Abgrund, sondern (...) ausgefüllt durch die Kontinuität des Herkommens und der Tradition*. Ja, auch das mag das stimmen. Doch die Tradition bedarf kritischer Aneignung. Nichts dürfen wir selbstverständlich nehmen, sollen uns nicht Schlafwandeln und *tätige Unwissenheit* drohen.

Andere Neigungswinkel

Exiliert und verloren
hinab jeden Tag
in deine Abgrundserfahrung
vergegenwärtigst
was kaum zu ertragen ist
doch allein so
erinnernd gestaltet
gehindert neu zu erstehn

Durch die Sprache der Mörder
aus der sie sich auftat
die Höllenschlucht
durch sie hindurch
weil sie deine gewesen
die du geliebt
neu menschlich gemacht
schickst du uns Flaschenpost

Spät wirklich entdeckt
nach Aufbruchserfahrungsglück
wiegt so schwer
vergegenwärtigt stets neu
was nie zu vergessen
erlaubt ist denen die leben
unter anderem Neigungswinkel

ihres Schicksals
ihrer gestaltbaren Welt

Kommentar

Paul Celan hat in seinen *Gedichten ein Äußerstes an Erfahrung in dieser unserer Zeit eingebracht*. Und gerade das hielt ihn auch. Ich hatte nach 1968 bei meiner ersten flüchtigen und nicht wirklichen Begegnung mit seiner Dichtung meine Erfahrungen erst noch zu machen. Ich war in einem Aufbruch begriffen, empört über verdrängte Wahrheiten. Ich setzte mich ab, symbolisch, von dem Hof niedersächsischer Großbauern, an dessen Scheune ein Runenzeichen prangte und bei dem über den Eingangsstufen zu einer langgezogenen Diele ein Dachbalken mit einem gefährlich-dummen völkischen Zitat von dem Mann stand, *der spielt mit den Schlangen*. Er hatte in den ersten Nachkriegsjahren unter den Kohlen im Keller gelegen, ehe er neu angebracht worden ist – von einem, den ich nie kennenlernte und der die schwarze Uniform mit dem Totenkopf getragen hatte. Ein wirklicher Täter also, zu denen mein Vater nicht gerechnet hatte. In der Zeit meiner frühen Kindheit war dieser Hof für mich glücklich prägend. Gelegentlich wurden auf einer Bank unter diesem Dachbalken Bettler verköstigt, Kriegsheimkehrer, die ausgebrannt worden sind *ganz und gar* die Söhne *ihres eigenen* Volkes. Oft lief ich, von solchem Wissen unbeschwert, unter dem Dachbalken hindurch. Kaum begriffene Kontinuitäten, heute schon wieder auflebend, von neuem zu bekämpfen.

Paris 2000

Ruhig umspült sie die Isle de cite, die Seine.
Blass erglüht Notre Dame in der Abendsonn'.
Im Quartier Latin, festgefügt die Pflastersteine,
Touristen in den Bistros nah der Sorbonne.

Zwar müde schon, doch die Augen noch begierig
so, die Liebste im Arm, doch noch weitergetrieben
siehst du fröhliches Volk in Parks und Boulevards.
Paris, man muss dich einfach lieben.

Aber zugleich, so deutlich und klar
hat man vor Augen, was nicht vergeht;
Geschichte, weit länger als tausend Jahr,
voll Glanz, aber auch von Schrecken umweht.

Stein geworden, ungebrochen, mit dem Fluss verwoben
von einem langen, oft kalten Atem durchweht.
Im bunten Alltag der Menschen scheint ihre Härte zerstoßen.
Doch folgt nur der Achse und ihr seht und versteht:

Charles le Magne reitet vor Notre Dame.
Seine Krieger zur Seite verheißen Gewalt.
Auf Macht, Krieg und Blut auch gebaut sein Reich,
Westeuropas gemeinsame erste Gestalt.

Der Louvre, Frankreich glänzend in Stein,
des Sonnenkönigs Symbole der Macht
an den Gittern, leuchtend im Abendsonnenschein,
Königsherrschaft, noch strahlend in aller Pracht.

Seine Kriege führt er an Frankreichs Grenzen,
mehrt seine Macht und des Landes Ruhm.
Denen die heimkehr'n, Krüppeln mit Lorbeerkränzen,
das Hotel de Invalides und der Invalidendom.

Place de la Concorde, freies Volk, Sturm und Spiele,
du erinnerst der Guillotine harten, endgültigen Fall;
der König zuerst, bald Danton, dann noch viele:
eine Revolution frisst ihre Kinder in großer Zahl.

Und dann trifft das Fallbeil Robespierre zuletzt,
verwirrt, das Gesicht schon halb weggerissen
von der eigenen Kugel. Begeistert, entsetzt
das Volk, bald vom neuen Kaiser ganz mitgerissen.

Am Sternenplatz dann der Arc de Triumph,
durch den nie seine siegreichen Heere zogen,
doch auf dem die Namen all der Städte stehen,
wo sie siegten und starben, in die Schlachten flogen.

Und diese Schlachten gebieren neue Kriege,
Freiheitskriege, Metz, schließlich Verdun,
Erbfeindschaft, Generationen gelegt in die Wiege,
Knochenberge in Gräbern, dem Feind kein Pardon.

Diese Zeit spart sie aus, die historische Achse,
über vier Meilen nicht Zeichen noch Symbol,
der Eiffelturm nur und Weltausstellungspaläste
im Strom der Zeit sind diese Bilder eher hohl.

Doch dann am Ende: Aus Beton, Stahl, Glas und Licht
Le grande Arche; sie steht für Hoffnung in der einen Welt -
doch auch für Kälte der Macht, durchsichtig immer noch nicht.
Und hinter dem Bogen, zur Zukunft hin, liegt ein Gräberfeld.

Wie Camus 1957 in seinem Essay „Prometheus in der Hölle“ schreibt, hat er sich 1939 „in die Reihe eingefügt, die vor dem offenen Höllentor aufmarschierte (...) nach und nach eingetreten (...) und (...) nie mehr herausgekommen“ ist.

Apokalypse now – oder Prometheus in der Hölle

Den unverstelltesten Blick
auf die Wirklichkeit
verschafft uns noch immer die Literatur
Kunst entspricht menschlichem Maß
Bilder vom Elend der Welt gestalten
der der schreibt in seiner *traurigen Cassandra-Rolle*
unter uns Trojanern
der der singt von seinem *blue eyed son*
sie zeichnen ihr Bild vom Elend der Welt
in der die Apokalypse immer schon herrscht
und von ihren Rändern nun auch zu kommen droht
bis zu uns
in die Metropolen und die Zentren der Macht

Und während wir heute
statt selbst zu denken
neuen Alphamännchen vertrauen
und so erst ermöglichen dass
tätige Unwissenheit
aus faked news neue bedrohliche Fakten schafft
und *nichts ist schlimmer als* das
wird der Sänger geehrt
der sein Lied wohl kennt
und neu zu singen beginnt, bevor wir versinken
in dem Meer unserer Trägheit und Blauäugigkeit
die uns trennt
vom Nach-Sinnen und Zusammen-Handeln

Was wir sehen sind Wolken
die die Aussicht verfinstern
es hilft nichts sich da nur weg zu ducken
was da droht
wird nicht einfach vorüberziehen
vielmehr naht erneut jene Hölle
die wir schon so vielen bereiten

denn wir haben das Träumen vergessen
und diese Sehnsucht
die erst unser Denken entflammt
unser Menschsein kenntlich zu machen vermag
brauchen Klarsicht für nüchternes Streiten
und Träume die menschlicher sind

*Das ‚Erkenne dich selbst‘ des Sokrates ist ebenso viel wert, wie das ‚Sei tugendhaft‘
unserer Beichtstühle. Beide offenbaren Sehnsucht und gleichzeitig Unwissenheit. Sie
sind unfruchtbare Spielereien mit großen Themen.*

Albert

Camus

Aber ich hatte in Davos, als ich den Herrschern des flexiblen Reiches zuhörte, so etwas wie eine Epiphanie. „Wir“ ist für die ein gefährliches Pronomen. Die Flexibilität, die sie feiern, liefert keine Anleitung, ein Leben zu führen, kann sie nicht liefern. (...) Ein Regime, das Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann seine Legitimität nicht lange aufrecht erhalten.

Richard Sennet

Es herrscht Ruhe im Land – wieder einmal, anders jetzt, noch!

Das Land ruht still
der Krieg genießt seinen Frieden
still ist das Land noch
so hat er das damals geschrieben
über die DDR preußisch grau
Fabrikschlote und wie Grabsteine die Häuser
und Antennengestrüpp starrt nach West
und vom roten Sonnenball ein Rest
und die Frühlingslieder im roten Prag
und das Land blieb still lange noch

Ja der Krieg genießt seinen Frieden
auch heute herrscht Ruhe im Land
in geschäftiger Stille gewohntes Getriebe
das Fernsehen lenkt vom Leben ab
an den Rand gedrängt abgeschrieben
leben ziemlich viele im Dunklen
und man sieht sie nicht blühen die
Landschaften eher verwüstet schon viele
ferne Kriege verbürgen weiterhin Frieden
Väter wie Kinder spielen Computerspiele

Hetzten durch unser Leben
fast besinnungslos unsere Arbeit
verschlingt das persönliche Glück
sehen Funktionseleiten tief besorgt
in Davos hoch über den Alpen schwebend
rigoros Lächelnd verbergen sie Ratlosigkeit
nichts steht still in rasender Zeit gilt
ihre Sorge dem Weiter–so und allzu bereit
hasten wir voran geschäftig und still
lautes Getriebe und Ruhe im Land

Doch plötzlich steht alles ganz anders still
flexible Leistungsträger erschöpft
trauen weiter der Melodie die
verspricht, dass alles gut werden wird
nach dieser Pandemie
wenn das Leben von neuem beginnt
wie immer unter gewohnten Zwängen
doch wer weiß ob nicht Veränderungen
sich anbahnen in erzwungener Ruhe die
Raum gibt nach-zu-denken, sich zu besinnen

Die Krise als Chance
neue Möglichkeiten aus innehalten geboren
in dem Selbstlauf zerstörerischer Prozesse
die wir selbst entbanden und die uns treiben
nachsinnen zusammenhandeln dass wir bleiben

Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren

Hier wird aus Veränderung, die im Handeln sinnvoll ist, der ständig umschlagende Produktions- und Konsumtionsprozess, der als solcher absolut sinnlos ist. Es ist, als ob man, statt ein Zimmer zum Wohnen einzurichten, dauernd Objekte in ein Zimmer hinein- und herausträgt, es anfüllt und entleert.

Hannah Arendt

Demokratisches Projekt der Moderne

Die es zurückgeholt haben
das große Projekt der Demokratie
am Beginn der Moderne
in unsere Zeit unsere Wirklichkeiten
sie ließen uns viele Fragen offen

Doch wer arbeitet noch daran
bei stetiger Wahrung des Status quo
durch Anschlusshandeln als Muster
immer gleicher schlechter Realpolitik
Augen zu und durch Basta-Politik

Sicher führt uns der Moderator
jeder der schalen Talkshows
die sinnlos die Abende füllen
an den wirklichen Fragen vorbei
So bleiben sie offen die großen Fragen

In unserer fortschrittsgläubigen Welt
soll alles stets besser werden durch
Wachstum und stetige Innovation
doch das Ende denkbaren Fortschritts
markiere unsere Form der Demokratie

Großer Entwurf der Moderne,
immer unfertiges Projekt
wer nimmt Dich noch wirklich ernst
die alten Eliten taten es wohl nie
meinten immer es besser zu wissen

Der Demos die Klugheit der Vielen
schürt ihre Angst vor dem Chaos
dem schieben sie Riegel vor immer wieder
und führen das Chaos so selbst herbei
im Kampf um die großen Fragen die offen sind

Ich bleibe jedenfalls bei meiner Einschätzung, dass wir uns in einer Situation des ‚noch nicht‘ befinden. Die radikalen Vereinfacher der Moderne mögen unsere Fähigkeit des Zusammenlebens unterdrücken und entstellen, aber sie werden und können diese Fähigkeit nicht vollends zerstören. Als soziale Tiere sind wir zu einer tieferen Kooperation fähig als die bestehende Sozialordnung dies vorsieht.

Richard Sennet

Erklär mir (diese) Liebe – ein Briefgeheimnis und ein Traum von Möglichkeiten: Annäherungen an Paul Celan und Ingeborg Bachmann in Prosa und essayistischer Form

Geboren unter einem Passat und doch einander fremd – Paul Celan und Ingeborg Bachmann

Er beschäftigt mich, der Briefwechsel dieser Beiden. *Die Geträumten* nennt Ruth Beckmann ihn. Experimentelle Rekonstruktion der Liebe Beider. Ein Briefwechsel, der über zwanzig Jahre währt. Anja Plauschg und Laurence Rupp bringen ihn zur Sprache, machen ihn lebendig, zutiefst eindrucksvoll. Doch bleiben Fragen. Vom *Briefgeheimnis der Gedichte* sprechen Hans Höller und Barbara Wiedemann. Ihr Nachwort zu den Briefen liefert Anhaltspunkte zur Antwort auf die Frage, welches Geheimnis da zu entschlüsseln ist.

Am Anfang die Begegnung Beider. Wien Frühjahr 1948. Fast noch tief schwarz die Schatten jener Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts über ihnen. *Atemholen auf einem verdamnten Schlachtfeld*, das ist es bei ihnen nicht. Das gestaltet Wolfgang Koeppen ein Jahr später, in München: *Tauben im Gras*. So begegnen sie sich nicht. Sie sind im Aufbruch begriffen. *Geboren unter dem gleichen Passat* sind ihre Erfahrungen doch anders - sehr verschieden. Sie flieht das Elternhaus, den Vater, über den sie niemals spricht. Distanzgewinnung zur Herrenmenschen-Welt, einer Generation von solchen Vätern, Kampf um Selbstbehauptung gegen jede Männerwelt. Er ist gezeichnet vom Verlust einer ganzen Welt. Verloren bleibt sie und so *immer schwärend* eine *Wunde*. Und in Erinnerung der Eltern, im KZ ermordet, trägt er mit sich jenes Überlebensschuld-Syndrom, von dem er sich niemals befreien kann. Als Dichter ist er, schon damals nicht ganz ohne Namen, auf dem Weg, den *Henkern (zu trotzen) im Namen der Sprache, die sie mit ihm teilen (...)* und sie auf die Knie zu zwingen.

Nun treffen sich die beiden. Zwei Monate intensivster Begegnung auf den Trümmerfeldern zweier Welten, scheinbar so ähnlich und doch sehr verschieden. Zueinander hingezogen, körperlich wie geistig. Hoch begabt zu lyrischer Ausdruckskraft, so empfindsam und zugleich doch so genau. Existenziell geprägt in ihrem Denken beide. Ihre Liebe zieht sie zueinander hin. Sie soll ihr Leben lebbar machen in einer Zeit, noch fast gänzlich unter jenen Schatten, die schwer lasten und die er mit seiner Dichtung gegenwärtig halten wird, immer wieder bis zuletzt.

Über zwanzig Jahre hinweg zieht sich ihr Briefwechsel hin. Er beginnt mit der Zusage von *In Ägypten*, gewidmet *der peinlich Genauen*, *22 Jahre nach ihrem Geburtstag* von dem *peinlich ungenaue(n)*. Das Gedicht *verkündet neun Gebote der Liebe und des Schreibens nach der Shoah*, und in diesem Gedicht wird die ‚Fremde‘ als *Medium der Verbindung zu den Toten eingesetzt*, sie ist die *geliebte Person und Sprache in einem*, schreiben Hans Höller und Andrea Stoll.

Du sollst zu Ruth zu Mirjam und Noemi sagen: / Seht, ich schlaf bei ihr! / Du sollst die Fremde neben Dir am schönsten schmücken. / Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam und Noemi. / Du sollst zur Fremden sagen: / Sieh, ich schlief bei diesen!

So lauten die letzten vier, dieser Gebote in dem Gedicht, das den ersten Brief an sie ausfüllt. Ein Jahr später erinnern sie sich beide an ihren kurzen Frühling in Wien. Er schreibt:

Weißt Du, Ingeborg, warum ich Dir während dieses letzten Jahres so selten schrieb? Nicht allein, weil Paris mich in ein furchtbares Schweigen gedrängt hatte, aus dem ich nicht wieder frei kam; sondern auch deshalb, weil ich nicht wußte, was Du über jene kurzen Wochen denkst. Was konnte ich aus Deinen ersten, flüchtig hingeworfenen Zeilen schließen, Ingeborg?

Sie antwortet:

Mein Schweigen bedeutet vor allem, dass ich die Wochen behalten wollte, wie sie waren, ich wollte nichts, als eben ab und zu durch eine Karte von Dir die Bestätigung bekommen, dass ich nicht geträumt habe, sondern alles wirklich war, (wie) es war. Ich hatte Dich lieb gehabt, ganz unverändert, auf einer Ebene, die „jenseits der Kastanien“ war.

Jenseits der Kastanien, Aufbruchswunsch aus der Zeit vor Krieg und Shoa, erste Zeile des ersten Gedichts in *Der Sand aus den Urnen*. Wie stark muss sie sein, diese Liebes-Macht, die beide da erfasst hat, von der er meint, dass sie den Abgrund überbrücken kann, den er stets vor seinen Augen hat, in den er jeden Tag hinab muss, wie er kurz vor seinem Lebensende schreibt. Und wie viel legt er hinein in seine Liebe, wenn man *In Ägypten* liest – oder auch wie viel ist ihr aufgeladen, oder lädt er ihr auf? Und sie, was hat sie gefunden bei und in ihm, wie sie meint, so anders als die Welt aus der sie fort gemusst? Schwer nur nachempfindbar ist sie, die Intensität der Liebe beider, in den zwei Monaten in Wien - und ihre unmerkliche Flüchtigkeit in den kurzen Jahren, die dann folgen. im Briefwechsel mit dem nun wirklich exilierten in Paris, ihren vielen Briefen, seinem Schweigen allzu oft, dem einen kurzen Wiedersehen, den Hoffnungen auf einen Aufbruch, die so unterschiedlich sind und der gemeinsam nicht gelingen kann.

Einmal noch treffen sie sich in Paris. Danach trifft und heiratet er Gisel Lestrangle. Familiengründung und ein Schritt in ein Zusammenleben, wohlgeordnet nur für kurze Zeit. Sie schreibt ihm schon im Sommer 1949, dass *die Zeit seit Dir für mich nicht ohne Beziehungen zu Männern vergangen ist. Aber nichts ist zur Bindung geworden. ich bleibe nirgends lang*. Sie kämpft um materielle Sicherheit und ein wenig Unabhängigkeit. Für beide, denkt sie, geht es darum, als Dichter anerkannt zu werden. Und ihre Freundschaft, daran halten beide fest, die soll von Dauer sein. Liebe, aufflammendes Ereignis des Aufgehen ineinander, Freundschaft dauerhaft engste Ver-

bundenheit mit einem Anderen bei bewahrtem Andenken an das, was sich ereignet hat. Eine Herausforderung.

Welch große Hoffnung und Erwartung, die sie für ihn hegt, schreibt sie in mehreren Briefen im Zusammenhang seiner Einladung zur Gruppe 47 im Mai 1952. Sie bestärkt ihn, zur Frühjahrstagung in Niendorf zu fahren, organisiert geradezu Details seiner Anreise. Der Durchbruch wird ihm nun gelingen, glaubt sie fest – in diesem Deutschland jener Nachkriegsjahre. Dass *sich nun alles hin zum Besseren wendet, wenden (muss)*, das schreibt sie ihm – im Kampf um Anerkennung für den Dichter, und im zähen Ringen gegen die Verdrängung jenes Abgrunds, der ihn quält? Von ihm kein Wort dazu. Er reist wohl eher skeptisch. Und wir wissen, dass die Lesung ein Fisasko wird. Die hier sitzen, im Aufbruch nun, da etwas mehr in Aussicht steht als das Atemholen auf dem Schlachtfeld. Sie haben andere Erfahrungen und andere Probleme. Der Abgrund, von dem er nie loskommt, er ist allgemein verdrängt, noch lange. Er ist ein Außenseiter, fremd einem Land, trotz später mancher Ehrung seiner Dichtkunst dort, wo man die Sprache spricht, in der er schreibt, doch wo man die Begegnung mit dem, was er gegenwärtig hält, allzu sehr noch scheut. Es herrscht *bleierne Zeit*.

Es gibt wenige Briefe in den folgenden Jahren. Dann ein Zusammentreffen 1957. Zufällig eher die Begegnung, doch ganz gegenwärtig alles, was sie eng verbindet. Es zieht sie zueinander hin. *Du weist auch: Du warst, als ich Dir begegnete, beides für mich: Das Sinnliche und das Geistige. Das kann nie auseinandertreten, Ingeborg*, schreibt er ihr und fährt fort: *Denk an ‚In Ägypten‘. Sooft ichs lese, seh ich Dich in dieses Gedicht treten: Du bist der Lebensgrund, auch deshalb, weil Du die Rechtfertigung bist und bleibst.*

Was begonnen hat auf ihren Trümmerfeldern nach der finsternen Zeit, flammt für kurze Zeit von neuem auf. Ihr Briefwechsel danach wird die nächsten Jahre dichter sein. Er mündet nun in ferne Nähe, in manche Missverständnisse und große Mühen, festzuhalten, was sie freundschaftlich verbinden soll. Der Dialog der beiden, oft nur schmerzhaft fortgeführt, nach Schweigepausen, und ihre Dichtung spiegeln das. Er lebt weiter in Paris –im Exil und nicht geborgen, an und in seinen Abgründen vielmehr, kämpfend, verletzt, verloren ganz zuletzt. Sie lebt in Zürich, anders nun gebunden, doch nicht für lange Zeit. Ihr letzter langer Brief, geschrieben 1961 wird niemals abgesandt. Danach nur noch eine Handvoll kurzer Briefe, meist von ihm. Wohl schon ein Hinweis auf den Verlust seines *Lebensgrunds*. Später Nachhall der Träume, von denen sie nach ihrer ersten Begegnung in Wien in einem Brief schreibt, der *Geträumten*, von denen sie bei ihrer neu entflammenden Liebe 1957 spricht, die er in dem Gedicht *Köln im Hof* aufgenommen hat, zu dem sie dann fragt *sind wir nur die geträumten...sind wir nicht schon verzweifelt im Leben, auch jetzt...?*

Hatten gemeint, sie könnten segeln unter gleichem Wind und haben dann gemerkt, wie sehr er unterschiedlich war der *Neigungswinkel ihres Schicksals*. Er spricht es deutlich aus, wenn auch in Klammern eingefügt in dem Gedicht, das Kontrapunkt ist

für die *Todesfuge*: (*Wär ich wie Du. Wärest Du wie ich. / Ständen wir nicht / unter ei-
nem Passat? / Wir sind Fremde.*) Und sie, die später sagen wird, dass sie ihn mehr
geliebt hat als ihr Leben, sie wird nach seinem Freitod ihre große Liebe einspiegeln
in einen Prosatext. *Drei Wege zum See*, so nennt sie die Erzählung einer Liebe. Er
war *ihre große Liebe, die unfasslichste und schwierigste, zugleich von Missverständ-*
nissen belastet, Streiten. Mißtrauen vom Sprechen an dem anderen vorbei. Doch
viele Dinge habe erst er ihr ganz bewusst gemacht, *seiner Herkunft wegen*. Und er,
ein wirklich Exilierter und Verlorener habe sie, *Abenteurerin, die sich weiß Gott was*
von der Welt erhoffte, zuletzt verwandelt, *in eine Exilierte, weil er sie, erst nach sei-*
nem Tod langsam mit sich zog in den Untergang.

Erklär mir Liebe

Soweit in Prosa dieser Annäherungsversuch. Hans Höller und Barbara Wiedemann,
die uns all dies vor Augen führen, zeigen jedoch noch mehr. Dass dieses Mit-sich-
ziehen tiefe Gründe hat, hab ich in ihrem Text gefunden. Die Auseinandersetzung
damit aber führt noch weiter, scheint mir unumgänglich. Doch fordert sie die Form
des Essays, in die ich nun wechseln muss.

Man versteht wohl, dass sie scheitern musste diese Liebe. Denn der Tod des Frem-
den in Bachmanns *Todesarten*-Roman sei, so Höller/Wiedemann, die späte Folge
eines Vernichtungsgeschehens, das sie durchlebt in einer Serie von Täumen, *mit*
dem Vater als Verkörperung der Gewalt in einem Krieg, dessen Zentrum das NS-
Vernichtungsunternehmen ist. Der Vater, von dem sie nie sprach, und damit die Ge-
schlechterperspektive als Teil ihres Welterlebens kommen so zu Wort – und damit
auch ein anderer Blick auf Liebe, nach deren Wesen sie gefragt hat, andernorts in
ihrer Lyrik. Dieser Frage ist nun weiter nachzugehen.

Erklär mir, Liebe das ist ein Gedicht von ihr, das Christa Wolf in der vierten ihrer
Frankfurter Vorlesungen zu ihrem *Kassandra*-Roman intensiv beschäftigt. Das ist der
Roman, mit dem mir das wohl radikalste feministische Buch begegnet ist, welches
ich kenne. Wolfs Nach-Denken führt sie unter anderem 600 Jahre vor unsere Zeit-
rechnung zurück. Das ist die Zeit, ehe nach der Seherin (*Kassandra*) auch die Dich-
terin (*Sappho*), die einer Frauenschule auf der Insel Lesbos vorgestanden hatte, ver-
stummt. *Sappho* steht Wolf für eine der *sehr wenige(n) Stimmen von Frauen, die*
nach deren Verstummen in der männlich geprägten Welt noch zu uns gedrungen
sind. Ihr Nachsinnen darüber führt sie weiter zu einigen zuspitzenden Überlegungen
zu den Ursprüngen der griechischen Mythologie in älteren matriarchalischen Vorstel-
lungen. Sie münden in die folgenden Sätze zu dem *strahlenden* und
fernhintertreffenden Apollon aus dem klassischen griechischen Götterhimmel:

Er erhält keine Gelegenheit, sich wirklich praktisch zu erproben. Die dün-
nen Regionen, in die er, in die seine Jünger sich voll Berührungsangst zu-
rückziehen – denkend, dichtend, ja – sie sind kalt. Sie brauchen nun
Kunststückchen, um dem Kältetod zu entgehen. Eines dieser Stückchen

ist ihr Bestreben, sich Frauen als Kraftquelle zu erschließen. Das heißt: Sie in ihre Lebens- und Denkmuster einzupassen. Sie, schlichter gesagt, auszubeuten.

Diese Grundlinie ihrer Kritik unterstreichend zitiert Wolf Heiner Müller mit der Feststellung, dass es heute immer schwerer werde ein Mann zu sein und gut, *eine Frau zu sein und kein Sieger*. Es geht ihr um Konflikt und Emanzipation als Befreiung aus dem ‚manu capere‘, das unsere Umgangssprache im Kontext der Frauenbewegung auf Gleichberechtigung heruntergespielt und verharmlost hat. Das führt sie weiter zu Ingeborg Bachmanns Gedicht. Ich konzentriere mich auf einige ihrer Reflexionen und zitiere dazu zunächst die Schlusszeilen des Gedichts:

*Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann: / Sollt ich die kurze schauerliche Zeit / Nur mit Gedanken Umgang haben und allein / Nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?/
Muss einer denken? Wird er nicht vermisst? /
Du sagst: es zählt ein anderer Geist auf ihn / Erklär mir nichts. Ich seh den Salamander /
Durch jedes Feuer gehen. / Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.*

Christa Wolf meint, wir hätten es in den ersten Strophen dieses längeren Gedichts, die ich hier nicht zitiere, mit *einander höher treibenden und übersteigenden Bildern, Liebesspiele in der Natur beschreibend* zu tun, die dann in diesen Schluss münden - und sie fragt die Dichterin:

Was denkst Du bei dem Worte ‚schauerlich‘? Missbraucht werden von dem, von denen, die man am meisten liebt. Nicht ich, nicht du sein dürfen, sondern ‚es‘: Objekt fremder Zwecke. Nur mit Gedanken Umgang haben, die zweckgerichtet sind, nicht mit dem, der (an mich) denkt. Du sagst, es zählt ein anderer Geist auf ihn. Der Geist der Liebe sicher nicht. Der Geist, der zählt und misst und wertet und nach Verdiensten lohnt und strafft.

Erklär mir nichts. Ich seh den Salamander / Durch jedes Feuer gehen. / Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.

Dies, scheint mir, will das Ich und das Du des Gedichts, die ich mir gern zusammen denke, als Preis für die Unversehrbarkeit nicht zahlen: Fühllos sein. Der denkt, gedacht hat, hunderte von Jahren, um sich abzuhärten: Er wird nun vermisst. Die Brüderlichkeit, Natürlichkeit, Arglosigkeit, die er sich weggedacht, sie fehlen ihm nun doch. Merkt er noch, gestählt und gepanzert, wie er ist, ob es Feuer oder Kälte sind, durch die er geht? Er wird Instrumente mit sich führen, die Temperatur zu messen, denn was ihn umgibt muss eindeutig sein. Dies bedenkend, bedauernd, beklagend auch, gibt das Gedicht selbst ein Beispiel von genauester Unbestimmtheit, klarster Vieldeutigkeit. So und nicht anders, sagt es, und zugleich – was logisch ist zu denken -: So. Anders. Du bist ich, ich bin er, es ist nicht zu erklären. Grammatik der vielfachen gleichzeitigen Bezüge.

Das ist sehr schön interpretiert. Und ich habe mich manchmal gefragt, ob dies *Du bist ich, ich bin er* mit Bezug auf Paul Celans *Wär ich wie Du. Wärst Du wie ich* zu beziehen sein mag, das dann in das *Wir sind Fremde* mündet. Ich neige dazu, einen Bezug auf diese Liebe nicht herzustellen, die die Liebe des Lebens dieser Dichterin gewesen ist. Auch das Gedicht Ingeborg Bachmanns sieht davon ab. Es geht um geschichtlich sehr tief liegendes, von uns Menschen in unserer Geschichte Fehlgestaltetes in der Beziehung zwischen den Geschlechtern. Wer dieses Gedicht liest, merkt: wir treffen hier in der Sphäre von Poesie und Literatur auf eine Sehnsucht des Aufgehens im Anderen, die darin oft gestaltet worden ist und die wir uns in unserer zutiefst herrschaftlich gestalteten Welt immer wieder verstellen. *Du bist ich, ich bin er*.

Doch ich hätte Einwände gegen die Bilder, die den *Liebesspielen der Natur* abgeschaut sind: Die Naturbilder in dem Gedicht der Bachmann, die ich hier nicht zitiert habe, stehen für eine Imagination von Liebe, Glück und Ungeschiedensein, für Vorstellungen, für die auch Rainer Maria Rilke in seinen Gedichten oft sehr schöne Bilder gefunden hat. Aber *Natur ist nicht glücklich* – was Rilke in einem seiner Gedichte, der achten der Duineser Elegien, wenn ich richtig erinnere, behauptet - und Liebe, so wie sie Ingeborg Bachmann hier meint, ist ein Ergebnis der sozialen Entwicklung unserer Menschenwelt. Das Du, an das das Gedicht sich richtet, ist wohl zunächst das männliche Denken mit seinen abstrakten Kopfgeburten, das sich von den wirklichen Geburten, ihrer Erdschwere, dem wirklichen Leben allzu gerne löst, abhebt. Es ginge dagegen um ein Denken, das sorgend, manchmal zart – man denkt an Goethes *zarte Empirie* - umginge mit dem Konkreten der Erdnatur, eines das weiß worauf seine Abstraktionen und Objektivierungen immer rückbezogen sind. Ein Denken und Handeln, das mit dem Sozialen, auflagernd auf der menschlichen Natur, sorgend, freundlich – so die Formulierung Bertolt Brechts - und manchmal liebend umzugehen wüsste. Unsere kurze Zeit, deren Endlichkeit uns manchmal Schaudern macht, sie ließe sich menschlicher so leben. Nicht als zurücksehnen in selbstgemachte falsche Bilder von Natur, vielmehr ein nach vorne sehnen in Soziales, das erst herzustellen ist. So wäre es das, worauf Denken und Fühlen sich zu richten hätten.

Dieses, und das wäre meine Sicht, ist zutiefst existenziell verstanden. Und Existenz ist eine Form, von Leben, die uns Menschen eigen ist, die sich bewusst zu sein vermag der grandiosen Schönheit ihrer Welt und ihres Lebens und zugleich ihrer absurden Endlichkeit – und sich aus diesem Widerspruch die Fülle und die Grenzen unsrer Möglichkeiten erst erschließt.

Man kann das, etwa so wie die Biologen Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela in Santiago de Chile in ihrem „Institut für Neurophilosophie“ in den Zusammenhang der langen Geschichte biologischer Evolution stellen. Sie schrieben in ihrem Grundlagenwerk *Der Baum der Erkenntnis*:

Ohne Liebe, ohne dass wir andere annehmen und neben uns leben lassen, gibt es keinen sozialen Prozess, keine Sozialisation und damit keine Menschlichkeit. Alles, was die Annahme Anderer untergräbt – vom Konkurrenzdenken über den Besitz der Wahrheit bis hin zur ideologischen

Gewissheit – unterminiert den sozialen Prozess, weil es den biologischen Prozess unterminiert, der diesen erzeugt. Machen wir uns hier nichts vor: Wir halten keine Moralpredigt, wir predigen nicht die Liebe. Wir machen einzig und allein die Tatsache offenkundig, dass es, biologisch gesehen, ohne Liebe, ohne Annahme Anderer, keinen sozialen Prozess gibt. Lebt man ohne Liebe zusammen, so lebt man heuchlerische Indifferenz oder gar aktive Negation des Anderen.

Oder man kann von der Liebe, so verstanden als *entscheidender Faktor* jenes sozialen, zivilisatorischen Prozesses begreifen, aus dem heraus wir alle die geworden sind, die wir heute sind – und gegen dessen abgrundtiefe Risse nach der Nacht sie sich zuletzt im Fall der beiden Liebenden nur als Traum von einer Möglichkeit festhalten ließ, in ihren Briefen. Aber man kann auch, mit Hannah Arendt, von der Liebe als einer *Macht des Lebens* sprechen, dem Prinzip, das *Welt zerstörend* und das *schöpferisch* zu sein vermag, wenn aus ihrer *Weltlosigkeit neue Welt entsteht* und wenn damit gilt, wie sie weiter in ihrem Denktagebuch schreibt:

Liebe ist eine Macht und kein Gefühl. Sie bemächtigt sich der Herzen, aber sie entspringt nicht im Herzen. Die Liebe ist eine Macht des Universums, insofern das Universum lebendig ist. Sie ist die Macht des Lebens und garantiert seinen Fortgang gegen den Tod.

Das Universum freilich, von dem hier die Rede ist, ist das unserer menschlichen Möglichkeiten, das das uns offensteht auf dieser Erde. Und diese Möglichkeiten haben wir erweitert im fortschreitenden Prozess der Zivilisation. Der erst eröffnet uns die Möglichkeit des liebevollen Umgangs mit Anderen. Aber eben der ist auch gezeichnet durch Strukturen von Eroberung und immer neuer Unterwerfung, und der ist eingemündet in die Katastrophe jener Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts. Und er setzt sich weiter fort. Denn an den Rändern der Triade blieb die Apokalypse gegenwärtig. Bob Dylan singt davon, wenn er das seinen *blue eyed son* unbestechlich sehen und laut aussprechen lässt – und Dichtung, die ihren Namen verdient, spricht es weiterhin aus. Noch immer trennt uns der Prozess, den wir hier weitertreiben, von unserer Fähigkeit zu Empathie. Er fordert von uns Gehorsam, und er unterwirft uns - jener *Pose einer Autorität*, die wir schwer durchschauen. So schreibt es der Psychologe Arno Gruen, und er zitiert Marcel Proust, der von *unseren dem Gehorsam gewidmeten Kulturen* geschrieben hat, und davon, dass es darum gehe, *von denen erlöst zu werden, die uns zum Leiden brachten, verbunden mit der Unfähigkeit, diese als Täter zu erkennen*. Es ist ein Teufelskreis tief eingepprägter Herrschaft in Kultur. Er bringt uns dazu, Lebendigkeit und Lebenslust von frühster Kindheit an als störend oder gar bedrohlich zu erfahren.

Dennoch gilt: wir sind, als Teil übergreifender Prozesse, ausgestattet mit einer ganz anderen Möglichkeit. *Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren*, hat Paul Celan in *Engführung* gedichtet. Engführung, das ist musikalisch die Bezeichnung einer *kontrapunktischen Zusammenführung von Themen, besonders in der Fuge*. Engführung ist also zu verstehen als Fortführung und zugleich Gegenstimme zu seiner *Todesfuge*. Wir haben die Möglichkeit menschlicher zu werden, wenn wir un-

sere Unterwerfung unter die *Pose der Autorität* begreifen und aus solchem Verstehen die Widersprüchlichkeit der Fülle und der Grenzen unserer Möglichkeiten erkennen und es lernen, sie auszuschöpfen.

Macht des Lebens über den Tod hinaus

Die Welt, in der Paul Celan und Ingeborg Bachmann sich im Frühjahr 1948 begegnen, das ist eine Welt nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts. Große Schriftsteller haben dafür unterschiedliche Bilder gefunden. Thornton Wilder schreibt ein Theaterstück unter dem Titel *Wir sind noch einmal davon gekommen*. Wolfgang Koeppen spricht in seinem Nachkriegsroman *Tauben im Gras* vom *Atemholen auf einem verdamnten Schlachtfeld*; Albert Camus schreibt in seinem Mittelmeer-Essay *Prometheus in der Hölle*, er habe sich *in die Reihe eingefügt, die vor den offenen Höllentoren aufmarschierte. Nach und nach seien sie eingetreten. Und beim ersten Schrei der gemordeten Unschuld* seien die Tore hinter ihnen zugeschlagen. *Wir waren in der Hölle und sind nie mehr herausgekommen.*

Die Hölle aber, die Camus literarisch großartig in seinem Roman *Die Pest* gestaltet hat, mit der sich Autoren eines neuen deutschen Realismus auseinandergesetzt haben und über die die meisten Menschen in Deutschland für lange Zeit nur die Decke einer *bleiernen Zeit* auszubreiten vermochten, das ist die des Krieges gewesen, des einander Mordens, der Verrohung, später dann der Nachkriegstraumata, nicht die der Shoa, dessen was nie hätte geschehen dürfen, wie Hannah Arendt im Gaus-Interview gesagt hat. Und diese Shoa, und mit ihr die geplante Vernichtung einer, seiner Welt, das ist die unmittelbare Erfahrung und das Thema Paul Celans - und nicht die der in den eigenen Vaterfiguren verkörperten Wurzeln des Faschismus, die Ingeborg Bachmann umgetrieben haben. Und ihr Problem der Selbstbehauptung als Frau in solcher Männerwelt, war nicht das seine. Unsere jeweiligen persönlichen Erfahrungen aber prägen unser Welterleben. Die beiden jungen Menschen, die einander in Wien im Frühjahr 1948 begegnen, sind letztlich doch einander Fremde. Ihre Bilder einer in Trümmern liegenden Welt unterscheiden sich. Was sie vor Augen haben, und gegen das an nun aufzubrechen ihnen ihre Liebe Kraft geben soll, sind der Ausgangspunkt ihrer weiteren Beziehung. Was Freundschaft wurde, mühsam, musste leiden – unter der Sehnsucht nach der zutiefst persönlichen Erfahrung des Ereignisses zu Beginn und unter vielleicht ungeklärten Unterschieden in Bezug auf ihre persönlichen, literarischen und auch politischen Ziele in der Welt. Paul Celans Abgrundserfahrungsdichtung und das Geschick dieser Beiden haben mich berührt.

Zum Untergang im Anderen bestimmt?

Was ihnen geschah damals nach so langer Nacht
das wissen wir nicht
das ist ein Ereignis, das stets zwei nur erleben
in Raum- und Zeitlosigkeit
wenn sie *zueinander erwachsen* und sich
aneinander verlieren
in Augenblicken kleiner weltloser Ewigkeit
zeitloser Zeit stets für zwei

Ja solche Ereignisse verzehren die Welt
und sie lassen uns ahnen
was das sein könnte ein weltloser Mensch
das Menschlichste in uns
tritt zu Tage *alles wird Geist* in den Adern
und doch auch ein Trieb
im Urgrund aus dem wir menschlich wurden
menschlicher leben wollen

Das Ereignis die entflammte Liebe gab Kraft
das immerhin wissen wir
zum Aufbruch in eine neue taghelle Welt
doch Vergegenwärtigung
der langen Nacht davor unumgänglich
mit der Kunst ihrer Sprache
beharrlich im Kampf gegen das Elend der Welt
nichts war verloren

Doch sie verloren einander auf ihren Wegen
zu verschieden denn
doch nicht geboren unter dem gleichen Passat
und in einer Welt die nicht
wissen wollte verdrängte wie schlafwandlerisch
wie weit reicht ein Leben
durch immer gleiche Abgründe an jedem Tag

längst nicht mehr raum-zeitlos schweben
bis wohin reicht das Leben
und wo beginnt die Nacht?
Er zweifelnd, dass man ihn doch noch vernimmt
und sie *zum Untergange*
mit dem *Anderen bestimmt*

Rätsel

Unergründlich weit zurück
liegt ihr Anfang
eine Macht unseres Universums
soweit es lebendig ist
der Fortgang des Lebens
beruht auf ihr
nicht erst menschlichen
Ursprungs
doch eine Macht für uns
bemächtigt
sich unserer und wird beides
verzehrende Flamme
Quelle von Kraft
rührt uns an mich und dich
ein Ereignis das uns
trägt raum-zeitlos schwebend
für Augenblicke

und dann?
Neubeginn einer Welt
in der sie flüchtig wird
oder Verlassenheit
sterben und Werden
in unserer kleinen
menschlicher Ewigkeit

Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren

Bleiben oder auch nicht

Wer schreibt der bleibt
sagten die Kartenspieler
verteilten sie neu
ihre Spielkarten
lenkten sich ab
fröhlich lachend
vom großen Spiel
dessen Regeln
sie folgten
voller Unvernunft

Auch wer schreibt
der bleibt nicht
hält in Worten nicht
fest woran alle
die Anderen
sich halten sollen
in dem großen Spiel
wie Schlafwandler
verlassen wir bald
die verwüstete Bühne

Einige suchen

Die großen Fragen lauten
woher wir kommen
wohin wir gehen
wer wir sind

Viele Antwortversuche
wurden und werden
geglaubt von den
Fragestellern

Wenige fragen beharrlich
mit den großen Mitteln
unserer Vernunft
und Urteilskraft

Die meisten hingegen
jagen wie zu Beginn
getrieben von Angst
Träumen nach

Die Alpträume werden
im Vorübergehen
am Abgrund
der Freiheit

Die wir eben doch nicht
versucht haben zu
finden voller Ernst
und Fröhlichkeit

wir Schlafwandler

Der heutige Mensch hat seine Geschichte gewählt. Und er konnte und sollte sich nicht von ihr abwenden. Aber statt sie sich Untertan zu machen, lässt er sich Tag für Tag von ihr mehr in die Knechtschaft drängen. Hier verrät er Prometheus, diesen Sohn mit den kühnen Gedanken und dem leichten Herzen'. Hier kehrt er zurück zum menschlichen Elend. Daraus Prometheus ihn retten wollte. ‚Sie sahen ohne zu sehen, sie hörten ohne zu hören, den Gestalten des Traumes gleich...

Albert Camus

Es gibt Orte, wo der Geist stirbt um der Wahrheit willen, die ihn verneint – schreibt Albert Camus und gestaltet dann seine Erfahrung der düsteren Feierlichkeit dieses versteinerten Schreis, der Djemila heißt, vor dieser toten Hoffnung und diesen erstorbenen Farben.

Mondlicht

Kaltes Licht fällt herab auf uns
vom Begleiter der Erde
wenn des Tages Blau
nach dem Abendrot
der Dunkelheit weicht

Kahles Geäst reckt sich ihm
wie mit bleichen Fingern
entgegen dem Traum
den wir oft im Lied
gestaltet finden

Aufgehend des Abends und
in mildes Licht tauchend
unsere Welt selbsterzeugt
wie die erträumte Hand
die das alles trägt

Wollten dann selbst hinauf
zu ihm nach den Sternen
greifen wohl wissend dass
die schier unendlich fern
sind und bleiben

Nun wirft er sein kaltes Licht als
Spiegel der strahlenden Sonne
auf eine dunkle Erde von uns
verlassen aber doch noch

voller Leben

Die Revolte leben

Ja es gibt solche Orte
wo der Geist stirbt
um der Wahrheit willen
die ihn verneint

Oder die mögliche Zukunft
die das imaginiert
während ich Gründe suche
dass wir uns behaupten

Zukunft und Ziele schaffen
aus wacher Erinnerung
unvollendet das Werk doch
stets uns neu aufgegeben

Der wahre Pessimismus
revolziert gegen alle
Niederträchtigkeiten und
nihilistische Resignation

Und so können wir leben
auf hohem Meer
und *bedroht im Herzen*
des Glücks unserer Welt

Wohlverstanden, ein gewisser Optimismus ist nicht meine Sache. (...) Doch der wahre Pessimismus, dem man begegnet, bejaht und überbietet so viele Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten. (...) Ich selber habe immer gegen diese Ehrlosigkeit gekämpft, ich hasse einzig die Grausamen. Im schwärzesten Nihilismus unserer Zeit suchte ich nur Gründe, ihn zu überwinden. (...) Äschylos ist oft trostlos; und doch strahlt er aus und erwärmt. Im Zentrum seines Universums steht nicht karge Sinnlosigkeit, sondern das Rätsel, das heißt ein Sinn, der schwer zu verstehen ist, weil er blendet. Und ebenso kann für die unwürdigen, doch beharrlich treuen Söhne Griechenlands, die in diesem zerfleischten Jahrhundert noch überleben, der Brand unserer Geschichte unerträglich sein; doch sie halten schließlich durch, weil sie verstehen wollen.

Albert Camus

III. Zum Schluss im Blick nach vorn: philosophische, Literarische, aber auch sozialwissenschaftliche Reflexionen

Friedrich Hölderlin, Paul Celan, Albert Camus – eine philosophische Reflexion in zwei Gedichten und Kommentaren

Paul Celan hat sich selbst als Lyriker in der Tradition der Hölderlin-Linie deutscher Dichtung gesehen. Im März 1970 hat er auf der Hölderlinfeier in Stuttgart, wenige Wochen vor seinem Freitod, unter anderem sein Gedicht *Tübingen Jänner* vorgetragen, eines der bekanntesten und wichtigsten Celan-Gedichte, wie Hans Mayer meint – ein Gedicht vom Sprechen und Verstummen der Dichter. Wir haben nun 2020 wieder ein Hölderlin- und zugleich ein Celan-Jahr gehabt. Mit den beiden großen Dichtern habe ich mich nicht zuletzt aus diesem Grunde auseinandergesetzt. Bei Friedrich Hölderlin war das nach fünfzig Jahren eine erneute intensive Beschäftigung mit Leben und Werk. Meine Begegnung mit Paul Celan hingegen war erst dieses Mal wirklich intensiv. Bei beiden habe ich mich neben einer essayistischen, eher literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung auch um eine Annäherung in Lyrik und Prosa bemüht. Im dritten Teil dieses Buches geht es nun um, einen Blick nach vorn. Ich möchte ihn jedoch mit einigen philosophischen Reflexionen beginnen, in denen es mir vor dem Hintergrund meines eigenen stark existenzialistisch geprägten Denkens um die Kontinuitäten und die Aktualität dieser Hölderlinlinie geht. Ich verknüpfe dazu zwei Versuche „verdichteter Reflexion“ mit zwei kurzen Kommentaren:

Im tiefen Ernst immer und ohne Heiterkeit

Im tiefsten Ernst nur sehe ich dich
selbst in der *Hälfte des Lebens*
die gelebt war Glück kannte ebenso
nur das *nüchtern-heilige*

Wasser

Gestaltetest nicht Spiel noch Scherz
als Zwang erlebst du sie einander
Verzweiflung verbergend in Trauer
spricht sich das Freudigste

aus

*Mit Allem eines sein was lebt Traum
in seliger Selbstvergessenheit dann
wieder ausgeworfen aus dem Garten
der Natur vereinzelt in der schönsten
aller Welten*

So suchtest du droben im Licht
da uns nur gegeben ist nie zu ruhn
zu schwinden nur zu fallen, wie Wasser
geworfen von Klippe zu Klippe

ins Ungewisse hinab

Erster Kommentar:

Friedrich Hölderlin versteht mehr als die meisten von *Ambivalenz statt ersehnter Ganzheit, Kontrast von Traum und Erwachen, von Ideal und schöner Wirklichkeit*, schreibt die Schriftstellerin Ilma Ruska. Mit Recht verweist sie auf den ersten Brief Hyperions an Bellarmin in Hölderlins Briefroman. Dort schreibt der Dichter:

Eines zu sein mit Allem, das ist das Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht. (...)

Auf dieser Höhe stehe ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, meines Herzens Asyl, die ewige Welt ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wäre ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

Bei Hölderlin, dem engen Jugendfreund Hegels, und auch Schellings, und dem so sensiblen Dichter kommt also von Anfang an auch Skepsis gegenüber dem philosophischen Idealismus ihres gemeinsamen *ersten Systemprogramms* hinzu. Thomas Steinfeld schreibt so wohl mit einigem Recht in seiner Rezension der Hölderlinstudien Luigi Reitani, dass Hölderlin in diesem Trio als *der modernste* erscheine, *als ein spekulativer Kopf, der ebenso weit zu denken vermochte wie seine Freunde, ihnen aber, womöglich gegen die eigenen Intentionen, darin voraus war, dass er das Scheitern aller Hoffnung auf Erlösung von vorneherein mitbedachte*. Bei ihm werde, so Reitani *keine Rettung versprochen*. Er ist ein Mitbegründer des deutschen Idealismus. Vor dem Hintergrund des pietistischen bürgerlichen Milieus, das Kindheit und frühe Jugend prägt, liegt ihm die materialistische Linie griechischer Philosophie von Demokrit bis zu Epikur fern. Dem Denken des radikalen Französischen Aufklärers Denis Diderot ist er nicht begegnet. Vielmehr sieht er die Französische Revolution in dem Denken Jean Jacques Rousseau's begründet. Aber dennoch mündet sein mit-

hin eher anthropozentrisches Denken in den Gedanken der *Absurdität* unserer menschlichen Existenz, wie ihn Albert Camus' zum Gegenstand seiner existenziellen Philosophie gemacht hat. Heutige Existenzialphilosophie aber, etwa in Gestalt der Philosophischen Anthropologie, wie sie insbesondere Helmuth Plessner repräsentiert, ist nun aber offen für weitere wissenschaftliche Erkenntnis. Und die liefert uns heute der Verhaltensforscher und Hegelpreisträger Michael Tomasello. Dazu ein Zitat aus der Laudatio, die Jürgen Habermas aus Anlass der Preisverleihung gehalten hat.

Hegelisch gesprochen, bohrt Michael Tomasello mit seinen geistreich variierten Versuchsanordnungen an der Quelle des objektiven Geistes. Der systematische Vergleich von Kindern und Schimpansen wirft jedenfalls Licht auf jenen Abschnitt der Evolution, während dessen sich das subjektiv befangene Bewusstsein der Hominiden aus der Vereinzelung gelöst und in der kooperativen Bewältigung einer überraschenden Umwelt auf gemeinsame Intentionen umgestellt hat. Im Zuge des Aufbaus eines intersubjektiv geteilten Hintergrundwissens spinnt der vergesellschaftete Geist von den einfachsten Gesten ausgehend, nach und nach symbolisch verkörperte Sinnzusammenhänge aus sich heraus. Tomasello operiert gewissermaßen am Ursprungsort der Werkzeugherstellung, der symbolischen Kommunikation und der gesellschaftlichen Normierung von Handlungen.

Orientiert man sich an dem Linksnietzscheaner Albert Camus, wird man freilich auch mit einer schwachen Variante Hegelscher Geschichtsphilosophie, wie sie Jürgen Habermas vertritt, seine Schwierigkeiten haben. Das führt mich nun zu meinem zweiten Gedicht, in dem ich einen Bogen von Hölderlins *ersehnter Ganzheit* und dem *Kontrast von Traum und Erwachen, von Ideal und schnöder Wirklichkeit* zu der existenziellen Philosophie Albert Camus schlage:

Unbeschwert

Wir alle werden aus einer geteilten Welt
nachsinnend zusammenhandelnd
gelöst aus unsrer Vereinzelung
können wir lachen und singen
so hier unser Leben leben
glückliche Sisyphe

unbeschwert

Trotz all der Mühsal
menschlicher werden
schon jetzt nicht dereinst
unserer absurden Endlichkeit
sinnend geteiltes Glück abgewinnen
ausschöpfen unseres Lebens Möglichkeiten

zweiter Kommentar:

Es geht also darum, gerade in der Absurdität ihrer diesseitigen Endlichkeit den Reichtum unserer menschlichen Existenz zu erkennen - und unsere Möglichkeiten, eben diesen Reichtum auszuschöpfen. Politisch heißt das im Denken Camus', in der Revolte trotz aller Scheiternserfahrungen die Herausforderung anzunehmen, als gesellschaftliche Individuen eine für alle besser lebbare Welt politisch zusammenhandelnd zu gestalten. Im Sinne solchen philosophischen Denkens wäre dann *Friedrich Hölderlin*, der die Scheiternsrisiken immer sah und der die Hoffnung auf politische Befreiung zuletzt verlor, hellsichtig gewesen. Und auf der gleichen gedanklichen Linie wäre *Paul Celan* ein Dichter, der sich völlig zu Recht in der ‚Hölderlinlinie‘ deutscher Dichtung sieht. Wie kein anderer hat er die Abgrundserfahrungen seiner Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts immer wieder neu vergegenwärtigt. Solches fortwährende Erinnern war ihm jedoch zwingende Bedingung dafür, am Programm der europäischen Aufklärung festzuhalten. In seinem Gedicht *Engführung* kann er deshalb gegen seine Abgrundserfahrungen an immer noch sagen: *Also / stehen noch Tempel. Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren*. Auch wenn sein Gedicht *Tübingen Jänner*, wie Hans Mayer zutreffend schreibt, *ein Gedicht von der Dichtung, von der Sprache und vom progressiven Verstummen* ist, auch wenn das darin von ihm gestaltete *Endstadium des umnachteten Hölderlin (...)* zum *Anfangsstadium aller heutigen Poeterei geworden zu sein scheint*, und auch wenn Paul Celan zuletzt seinen Kampf gegen seine persönlichen Abgrundserfahrungen verloren hat – seine Dichtung behauptet die Möglichkeit, nach den Abgründen der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts unser Leben auf diesem Planeten unseren Möglichkeiten gemäß besser zu gestalten.

Wir schreiben heute weiterhin, weil wir in der größeren Kontinuität von Poesie und Philosophie vielleicht doch eine schwache Chance sehen, die weitere Entwicklung der sozialen Wirklichkeit positiv zu beeinflussen, und wir knüpfen so auch an Paul Celan an. Da wir immer noch mit Alexander Kluge, *so unser vermessener Glaube*, darauf setzen, dass *jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, (...) Zentner von irre werdender Realität, oder die Erde umkreisenden Zufallswolken aufwiegen*, bewegen wir uns zugleich in der Tradition der *Revolte*, wie sie der Linksnietscheaner *Albert Camus* mit seinem philosophischen Werk begründet hat. Wir können und sollen so unbeschwert sein wie dessen als glücklicher Mensch gedachter Sisyphos, zu dem er am Schluss seines *Mythos des Sisyphos* schreibt:

Ich verlasse Sisyphos am Fuß des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Sisyphos jedoch lehrt uns die höh...ere Treue, die die Götter leugnet und den Felsen hebt. Auch er findet, dass alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jeder Gran des Steins, jedes mineralische Aufblitzen in diesem in Nacht gehüllten Berg ist eine Welt für sich. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

„Wenn das Volk je aufhören sollte, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, werden wir alle, Ihr und ich, und der Kongress und die Parlamentsversammlungen, die Richter und die Statthalter, wie wir da gehen und stehen, zu reißenden Wölfen werden.“

Thomas Jefferson

Demokratie und Transformation nach Corona – 18 Thesen im Kontext einer philosophisch literarischen Reflexion

Zwischen zwei Schwarzen Vorhängen –im Blick nach vorn

Ich habe zurückgeblickt auf die Anfänge unseres demokratischen Projekts der Moderne, auf den Beginn der Neuzeit *mit einer so unerhörten und unerhört vielversprechenden Aktivierung aller menschlichen Vermögen und Tätigkeiten*. Friedrich Hölderlin war da einer, der mit dem Ende der vermeintlich gottgewollten spätabolutistischen Ordnung hoffte, dass *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert* – und der angesichts des Scheiterns dieser Hoffnung als Dichter, als der Dichter einer großen Umwälzung, der er werden wollte, verstummt ist. Der weitere Prozess der Zivilisation verlief anders – und er mündete nach dem Jahrhundert gescheiterter Revolutionen in die Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts.

Auch den Blick darauf habe ich hier über Werk und Denken eines Dichters zu erfassen versucht. Paul Celans Leben und Lebenswerk ist darauf gerichtet gewesen, diese Vergangenheit im Dialog immer wieder neu zu vergegenwärtigen. Was *nie hätte geschehen dürfen* stets zu erinnern, hat die Politikwissenschaftlerin Hannah Arendt, neben ihrem Vertrauen in unsere Urteilskraft und das im Prinzip immer wieder mögliche *Wunder der Politik* als Voraussetzung dafür angesehen, dass die *westliche Zivilisationsgemeinschaft* ihre vielleicht letzte Chance noch nützen könne. Heute schließlich leben wir in einer Zeit, in der sich vielfältige Krisen vor uns auftürmen. Vom möglichen Ende des nun Anthropozän genannten Zeitalters des Menschen auf diesem Planeten ist in sehr ernst zu nehmenden Debatten mittlerweile die Rede. Schon vor etwa zwanzig Jahren hat Hans Magnus Enzensberger zu dem Aufklärer Antoine Caritat de Condorcet skeptisch gefragt, was es mit seinem *Gemälde vom Fortschritt des menschlichen Geistes* und der Vorstellung, *die Barbarei sei für immer besiegt* auf sich habe. *Ist sie Beschwörung, wohlriechender Hohn, Stoßgebet, idée fixe, oder Bluff?* So lautet die letzte Zeile seines Gedichts. Man kann sich allerdings auch fragen, ob die Ideen der radikalen Französischen Aufklärung heute nur noch ein *hell flackerndes Irrlicht* sind, oder ob ihre philosophischen Konzepte mit einer Entgrenzung der Diskurse zu Wiedergängern werden, *deren Gespenster zunehmend die zeitgenössischen Diskurse unsicher machen*.

Bei Enzensberger habe ich jedenfalls auch gefunden, dass *das große Schisma zwischen den Naturwissenschaften auf der einen, den Künsten und den Humanoria auf*

der anderen Seite eine typische Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts ist. Doch er meint, neue Grenzüberschreitungen bahnten sich an. Die Wissenschaften, so schreibt er, hätten mit Kühnheit neues sprachliches Terrain erobert und seien dabei, sich poetischer Techniken zu bedienen; denn jede wissenschaftliche Erzählung beruhe auf der metaphorischen Rede. Es gebe keinen Fortgang der Forschung, der ohne sprachliche Überlieferung auskäme. Man findet dies bestätigt, wenn man sich als Laie über solchen Fortgang mittels der Lektüre von Wissenschaftsjournalen auf dem Laufenden zu halten sucht. Allerdings argumentiert Hannah Arendt, dass heute die Astrophysik in der Lage sei, die letzten Geheimnisse, von Erde und Natur aufzudecken. Aber mit den abstrakten Wissenschaften, nicht nur in den Naturwissenschaften, verschwinde mit dem sinnlich gegebenen auch das Übersinnliche, und damit die Möglichkeit, das Konkrete im Denken und im Begriff zu transzendieren. Und sie zitiert dann den Physiker Erwin Schroedinger, der als einer der ersten Entdecker der Quantenphysik gesagt habe, das neue Weltall sei nicht nur

praktisch unzugänglich, sondern nicht einmal denkbar, denn wie immer wir versuchen, es im Gedanken nachzuvollziehen, kommt ein Unsinn heraus, der vielleicht nicht ganz so unsinnig ist wie ein ‚dreieckiger Kreis‘, aber erheblich unsinniger als ein geflügelter Löwe.

Ich bin also wohl gut damit beraten, auch in den Naturwissenschaften den unumgänglichen Gebrauch des sprachlichen Ausdrucks und den sich ihnen offenbar aufdrängenden schöpferischen Gebrauch *poetischer Techniken* mit gebotener Vorsicht zu betrachten. Auch hier geht es nur um Annäherungen an die jeweiligen Gegenstände wissenschaftlicher Forschung.

In meinem Blick zurück auf unsere Menschenwelt und deren jüngere Geschichte habe ich nun gefunden - angeregt vor allem durch literarische Zugänge zu unserer Wirklichkeit, die sie wahrscheinlich tatsächlich am wenigsten verstellen, aber selbstverständlich zugleich unter Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der Anregungen freien philosophischen Denkens – dass Friedrich Schillers schwarzer Vorhang nicht ganz so undurchdringlich ist, wie er das in seinem Roman *Der Geisterseher* gemeint hat. Im Blick auf die vor uns liegende Zukunft unserer Menschenwelt verhält sich das anders. Sie ist in der Kontinuität unserer Geschichte immer auch ein offener Möglichkeitsraum. Die Frage ist, ob und wie wir ihn unserer politischen Gestaltung zugänglich machen können.

Arendts Blick auf diese Frage ist angesichts der erkennbaren Logik *losgelassener Prozesse* kaum weniger skeptisch gewesen als der des Schriftstellers Stanislaw Lem. Ein *Prozess der Weltentfremdung* werde sich in der uns beherrschenden Logik fortsetzen, *ebenso wie die individuellen Enteignungsprozesse, die ihn losließen*, hat sie gegen Ende von *Vita Activa* geschrieben. Und mit der *Ausbreitung der modernen Gesellschaft über den ganzen Erdball* sei mit der *Verschleppung der modernen gesellschaftlichen Phänomene* über ihn zu rechnen, mit der *Entwurzelung und Verlassenheit des Massenmenschen, und der Massenbewegungen, in alle(n) Länder(n) der Welt*.

In diesem Denken über unsere Menschenwelt ist keine hegelsche Dialektik am Werke: Schon gar nicht findet die sich in dieser Welt selbst. *Hegels gigantisches Unterfangen, ‚den Geist mit der Wirklichkeit zu versöhnen‘ ist für sie an den Klippen der Wirklichkeit gescheitert.* Und so erscheint es der Politikwissenschaftlerin möglich, dass die Neuzeit *schließlich in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden wird, die die Geschichte je gekannt hat.* Doch dagegen hält sie daran fest, dass das Neue zwar der unwahrscheinliche Fall sein mag, dass es aber im Prozess der Evolution immer wieder geschehen ist und deshalb auch zukünftig möglich sei. Also gilt es für sie, *den Menschen zu einem handeln den Wesen zu machen*, weil, so schreibt sie am Schluss von *Vita Activa, die Zukunft der Welt (...) nicht vom Denken, sondern von der Macht handelnder Menschen abhängt.* Sie würde mit Paul Celan oder mit Albert Camus - sagen wir als zweien der großen Dichter *an die wir übrigen uns halten sollen* - übereinstimmen: *Nichts, nichts ist verloren*, hat der eine gedichtet. Man müsse *‚ja‘ sagen zum Minotaurus*, der also immer im Labyrinth unserer Welt lauert hat der andere geschrieben, aber zugleich müssten wir *die Widersprüche*, in die wir verstrickt sind, ablehnen *alles daran setzen, sie zu verringern.* Und auf sich selbst bezogen hat er weiter in einem der schönsten seiner Mittelmeer-Essays geschrieben:

Seit jeher habe ich gewusst, dass die Ruinen von Tipasa jünger sind als unsere Baustellen und Schutthaufen. (...) Ich konnte das Licht, in dem ich geboren wurde, nicht leugnen und wollte auch die Dienstpflicht an unserer Zeit nicht von mir weisen.

Es geht also immer wieder um unser politisches Handeln, und das ist Zusammenhandeln. Und davor, wenn wir im Arendtschen Sinne *handelnde Wesen* werden wollen, liegen Denken, Urteilen und auch Erinnern – in immer wieder neu ansetzenden Bewegungen, denn wir sind erkenntnisfähig, aber auch irrtumsanfällig. Es bedarf der Möglichkeiten zur Korrektur von Entscheidungen. Und es ist sinnvoll, wenn wir uns im Blick auf die politische Gestaltung unserer Welt aller Zugangsmöglichkeiten zu ihrer Wirklichkeit bedienen, die uns offen stehen. Und weil wir immerhin wissen, dass sich unsere menschliche Geschichte zwar auch im Rahmen von so etwas wie inneren Logiken entfaltet hat, zugleich aber auch menschengemacht das Ergebnis einer Vielzahl von Geschichten ist und unsere *Welt*, wie Hannah Arendt schreibt, *nicht von Ideen verändert (wird), sondern von Ereignissen*, die manchmal wie Gallileo Gallileis Blick durch sein Fernrohr *wie Taubenfüße daher kommen*, ergeben sich weitere Fragen. Mich etwa interessiert, welche Folgen ein Ereignis wie die Corona-Pandemie angesichts der vielfältigen Krisenentwicklungen unserer Zeit haben könnte.

Winzige Realitätspartikel, Flugzeug, Flusssrauschen, die Stimme in der Nacht, genügen für Koeppen, in den Romanen so gut wie in den Reiseberichten um sein Raum-Zeit-Kontinuum zu entwerfen, wo sich das Nahe im Fernen erkennt und das Flüchtige und Zufällige, das sich vor Augen abspielt, Schatten über Kontinente wirft. (...) Ein Schriftsteller ‚in der Fruchtbarkeit seines Überflusses‘, ...bei der Arbeit, der Objektbesessenheit mit höchster Subjektivität, Präzision mit Phantasie vereint...(in der Verpflichtung, Anwalt der Menschen zu sein, Anwalt gegen den Himmel, gegen das Nichts, gegen sich selbst.

Walter Jens

Der unverstellte Zugang zur Wirklichkeit

Die gefüllten Kornkammern der Philosophie
uns allen zu öffnen in seiner Geschichte
von Religion und Philosophie in diesem Land
war Heinrich Heine ein Ziel. Und seine Dichtung blieb
Wegzehrung für Viele, unverzichtbar, erquickend,
aber auch Wegweiser im blinden Selbstlauf der Zeit?

Dieses Herrschaftskontinuum, ungebrochen,
fortwirkend in Raum und Zeit sozialer Evolution,
kurzzeitig und mühsam nur zivilisiert von uns,
der vielbrauchenden fortschreitenden Gattung Mensch
seine Janusköpfigkeit zeigt es uns immer noch.
Darin Befreiung auch nur zu denken, fällt schwer.

„Hoffnungsmüde“ oder „fremd, ganz und krass“
blicken zwei andere auf die Trümmer am Wegesrand,
doch auch dem Leben, das blüht – trotz alledem –,
voll Sehnsucht gestaltend stets zugewandt.
So behauptet die Dichtung ihr Recht – auch gegen
das Einverständnis mit dem Sein, wie es ist.

Und eben dies Einverstanden-Sein mit der Welt,
Kennzeichen so vieler Philosophie,
wird von jenen Denkern in Frage gestellt,
mit denen weiter zu denken ist, die uns treiben,
nicht denkfaul in der herrschaftlich-trostlosen Welt
beim Gewohnten, vermeintlich Bewährten zu bleiben.

Doch die Freiheit des Denkens, die wir uns
nehmen müssen, wollen wir wirklich leben,
bedarf auch gestalteter Bilder gegen das Nichts,
wenn im Fernen das Nahe aufscheint, all unserer
Möglichkeiten, die wir einst ausschöpfen werden,
um vom Glück dieses Lebens ein wenig zu wissen.

Neue Allianzen für eine „große Transformation“?

Auf der Online-Tagung *Transformation und Demokratie* am 15.01. 2021ⁱ haben alle an der Debatte Beteiligten darin übereingestimmt, dass unsere Gesellschaft in einer global immer enger miteinander verflochtenen Welt dramatischen Herausforderungen gegenübersteht. Ob das Zeitfenster angesichts eines drohenden Endes des Anthropozän nur noch acht bis neun oder aber noch nahezu 50 Jahre offen steht, wurde nicht näher erörtert. Es ging darum, für die Zeit nach Corona – die als menschengemachte Pandemie selbst Teil der bedrohlichen ökologischen Krisenentwicklungen ist – Klarheit über grundlegende neue Orientierungen und Ansatzpunkte für neue Allianzen zu finden. Da die ökologischen Krisendrohungen auf Kernstrukturen der Wirtschaft durchschlagen, bestand Einigkeit darüber, dass man auf der Suche nach tragfähigen Antworten, ökologische und soziale Nachhaltigkeit zusammendenken müsse.

Weitgehende einig war man sich, dass erfolgversprechende Lösungsschritte im Zuge einer beteiligungsorientierten Weiterentwicklung unserer repräsentativen Demokratie gedacht und erprobt werden müssen. Transformation und Demokratie stehen in einem untrennbaren Zusammenhang. Im Blick waren mithin das bestehende politische Institutionengefüge einerseits und soziale Bewegungen andererseits – allerdings wohl mit unterschiedlicher Gewichtung. In Zeiten gewachsener Unsicherheit, so der Tenor der Diskussion, könne es neue Orientierung nur im ‚Zusammenspiel‘ des ‚Oben‘ und ‚Unten‘ unserer Gesellschaft geben. Die Radikalität der in die Debatte eingebrachten Positionen war sicherlich unterschiedlich. Die einen haben vor allem Reformschritte in bestehenden Institutionen gefordert – sei dies nun die Mitbestimmung oder seien es die demokratischen Parteien unserer repräsentativen Demokratie. Folgerichtig lag ihr Akzent auf Impulsen und Innovationen innerhalb des bestehenden Institutionengefüges – etwa in Bezug auf Qualifizierungsprozesse oder technologische Innovationen. Die anderen haben auf alte und neue soziale Bewegungen und neue Allianzen durch einen Labour-Turn bei den Ökologen, einen Climate-Turn bei den Gewerkschaften und auf wechselseitige Offenheit und Toleranz gesetzt. So gelte es, den gesellschaftspolitischen Druck zu erzeugen, der die Akteure in den bestehenden Institutionen wirklich zu einem grundlegend neuen Nachdenken veranlasse. Ihr Akzent lag auf alternativen Vorstellungen eines guten Lebens und dem Erfordernis neuer politischer Handlungs- und Institutionalisierungsprozesse. Stichworte dazu waren: kommunale und betriebliche Öffentlichkeit, regionale Industriepolitik und Nachhaltigkeitsräte. Vor allem sie haben die große Konfliktrichtigkeit einer ökosozialen Transformation betont und die Forderung nach grundlegenden neuen Orientierungen als Frage nach gesellschaftlicher Hegemonie aufgeworfen.

Ein großer Bogen von Überlegungen ist also aufgespannt worden. Er reicht von Forderungen nach einem raschen und grundlegenden Kurswechsel im Sinne von Fridays for Future bis zu eher verhaltenen Vorstellungen jener, die stärker im Kontext bestehender Institutionen und der sozialen oder politischen Interessen handeln. Auch mögen manche Wissenschaftler*innen die Beharrungskraft bestehender Institutionen

möglicherweise nüchterner ins Kalkül gezogen haben. Mit unterschiedlicher Gewichtung ging es aber durchgängig um eine aktivere Beteiligung der Wirtschaftsbürger*innen am politischen Prozess einer transformatorischen Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft. Nicht nur der ‚klassische‘ Raum politischer Öffentlichkeit, sondern auch die Sphäre von Arbeit und Wirtschaft wurden dazu als bedeutsam erachtet. Tiefgreifende Veränderungen im politischen Prozess der Gesellschaft seien vorstellbar, wenn auf das aktive Handeln der Bürger*innen und die Mobilisierung ihres Laien-Experten-Wissens gesetzt werde. Auch die Schulung und Entfaltung politisch bedeutsamer Urteilskraft im Hinblick auf die sozialere Gestaltung einer Gesellschaft, die so komplex geworden ist, dass durchaus mit guten Gründen von systemisch gewordenen Prozessen gesprochen wird, wäre im Zuge entsprechender Beteiligungsprozesse möglich. Im Blick auf längere tentative Such- und Lernprozesse hin müsste das bestehende Institutionengefüge verändert werden. Das zentrale Thema bei all dem ist die Frage nach der Chance für neue Allianzen für eine „große Transformation“. Klaus Dörres These von einer *ökonomisch-ökologischen Zangenkrise* (Dörre 2020) hat dafür den Ausgangspunkt markiert. Er hat sie seither weiter präzisiert (Dörre 2021). Ein Labour-Turn bei den Ökologen, einen Klimate-Turn bei den Gewerkschaften ist aus seiner Sicht der Schlüssel für die Bildung neuer Allianzen. Neue(re) soziale Bewegungen und die aus einer alten, vergangenen sozialen Bewegung heraus zu Institutionen der lebendigen Arbeit gewordenen Gewerkschaften sollen so zusammengedacht und –gebracht werden.

Ich knüpfe daran im Folgenden mit zwei vertiefenden Fragen an und fasse meine Überlegungen danach in achtzehn Thesen zusammen: Ich frage zunächst, ob die These der ökonomisch-ökologischen Zangenkrise angesichts der tiefen Krise unseres demokratischen Projekts der Moderne (Martens 2021a und b) nicht immer noch zu kurz greift – und ich versuche in diesem Zusammenhang die aktuelle Corona-Krise gleichsam als einen Brennspiegel für die Risiken, aber auch Chancen zu fassen, denen wir uns gegenübersehen. Allerdings, und das ist meine weitergehende These, können die erhofften neuen Allianzen nur als Impulsgeber einer „großen Transformation“ gedacht, und vielleicht auch Realität werden. Wir sind also mit weitergehenden Herausforderungen einer umfassenden Herrschaftskritik konfrontiert, die zu den Wurzeln der europäischen Aufklärung zurückführt. Diese Herausforderungen sind im Rahmen eines kurzen Aufsatzes selbstredend nicht umfassend zu erörtern. Ich kann sie aber in meinen abschließenden Thesen umreißen.

Immense Herausforderungen und Corona als (letzte) Chance?

Wenn es angesichts bedrohlicher Krisenentwicklungen um eine *große Transformation* im Sinne Karl Polanyis (1978) gehen soll, dann sind die Herausforderungen immens, für die Lösungswege gefunden werden müssen. Einfache Antworten gibt es nicht. Es bedarf vielmehr der zielführenden Verknüpfung vielfältiger Handlungsansätze. Die ist schwierig, und es ist die Frage, ob die These der ökonomisch-ökologischen Zangenkrise als Fundament für neue trag- und handlungsfähige Allian-

zen wirklich hinreichend ist. Andererseits bedeuten Krisen nie nur Risiken, sondern auch Chancen. Nur, und das wäre hier die erste Frage, wie nimmt unsere Gesellschaft die gegenwärtigen multiplen Krisenentwicklungen eigentlich wahr?

Aktuell ist es die Corona-Krise, die Fragen danach aufwirft, was uns droht, vielleicht aber auch endlich aussichtsreich bewältigt werden könnte. Viele Beobachter*innen unserer Zeit bieten Antworten darauf an.ⁱⁱ Stefano Mancuso (2020), er ist Neurobiologe, sieht diese Krise, ausgesprochen nüchtern als einen (noch) *freundlichen Hinweis* der Natur für uns. Die zeige uns mit dieser Pandemie, dass wir dabei sind, die natürlichen Bedingungen des Lebens hier auf dieser Erde, und folglich also unsere Welt, schlichtweg zu zerstören. Die Pandemie sei eine Folge jenes Anthropozentrismus, aus dem heraus wir unsere Welt verstehen und gestalten. So belegten wir auch noch ihre letzten Rückzugsräume mit Beschlag und zerstörten sie aus dem Kalkül unseres raschen Nutzens heraus. Dies aber sei ein Teil unseres zerstörerischen Umgangs mit den natürlichen Ressourcen unseres Lebens auf der Erde – und auch mit uns selbst, wäre hinzuzufügen. Und letztlich werde das dann münden in das Ende unseres Zeitalters auf ihr, unseres Anthropozän.

Schon die direkten Folgen der Corona-Pandemie seien schlimm für uns, aber sie seien deutlich weniger dramatisch als so manche Seuchen aus vergangener Zeit. Daher sei es angebracht, von einem freundlichen Hinweis zu sprechen, den uns die Natur noch(!) gibt. Uns bleibe Zeit, aus dieser Pandemie zu lernen. Wir hätten noch die Chance, die Regeln zu verändern, denn wir haben sie selbst gemacht. Es bleibe noch die Zeit, von Konkurrenz- und Wettbewerb, die unsere Welt beherrschen, grundlegend umzustellen auf Kooperation und auf Zusammenarbeit. Im Zentrum eines solchen Blicks, des Neurobiologen steht also ökologische Nachhaltigkeit. Die Einsicht, dass das Leben hier auf dieser Erde sich schon immer hoch vernetzt entfaltet hat - als gemeinsames Gleiten in einem evolutionären Strom der Zeit - wird also in der Krise neu geschärft.ⁱⁱⁱ

Für mich als Sozialwissenschaftler geht es um Nachhaltigkeit in allen ihren Dimensionen. Neben der ökologischen also auch um ökonomische, soziale und politisch-institutionelle Dimensionen der gegenwärtigen Krisenentwicklungen. Die Frage lautet dann, ob wir Menschen aufbrechen können aus dieser krisenhaften Zeit heraus– zu einem Neubeginn in unserer uns als ganze nie zugänglichen Welt - oder ob wir nur versuchen wollen, zurückzufinden zu jener alten, selbstgesetzten Ordnung die den meisten unter uns so normal erscheint. Die Frage wäre dann aber, ob es heute für Karl Polanyis *große Transformation* genügt, ökologische und soziale Nachhaltigkeit miteinander zu verknüpfen. Oder ob es nicht noch grundlegenderer Überlegungen zu klarerer Orientierung bedarf. Wenn wir unseren Eliten angesichts der herrschenden, von ihnen verteidigten Verhältnisse Perspektivlosigkeit vorhalten, sollten wir selbst Perspektiven anbieten können. Und wenn wir meinen, es gelte, die Institutionen einer herrschenden Ordnung zu erneuern, weiterzuentwickeln und ggf. zu ergänzen –nicht ein für allemal, sondern offen für stetige weitere Fortentwicklung – dann braucht es dazu vielleicht auch an Stelle des derzeit immer noch vorherrschenden neoliberalen *Ego im Spiel des Lebens*, das Frank Schirrmacher (2013) höchst prägnant kritisiert

hat, eines Menschenbildes, das darüber hinausweist. Dann benötigen wir eine klare Vorstellung, die *die mißbrauchte Erde und Menschheit einer menschenwürdigen Verwandlung für wert und fähig hält*.^{iv} Das berührt grundlegende Fragen.

Frieder O. Wolf argumentiert im Blick auf die multiplen Krisenprozesse, denen wir uns gegenübersehen in dem Band zur einleitend angeführten Tagung, grundlegend herrschaftskritisch.^v Der soziale Prozess in dem sich unsere Geschichte bislang vollzogen hat, ist ihm zufolge zutiefst herrschaftlich geprägt. Die Zivilisationen, die wir Menschen bisher hervorgebracht haben, waren so, und sie sind es immer noch. Sie sind vielfältig durch Über- und Unterordnung bestimmt – nicht nur in der privatrechtlich verfassten Sphäre von Arbeit und Wirtschaft. Sie sind gekennzeichnet durch ein herrschaftliches Naturverhältnis, und sie sind zugleich zutiefst patriarchal im Verhältnis der Geschlechter. Und so ist auch unsere repräsentative Demokratie eine Herrschaftsordnung, wenn auch, wie Winston Churchill einmal formuliert hat, die beste unter allen schlechten. Der technisch-wissenschaftliche Fortschritt, so wie er heute im Zeichen unseres von den *Naturwissenschaften* zu einer *Universalwissenschaft* fortgeschrittenen Erkenntnisprozesses (Arendt 2002, 522ff) in diese soziale Entwicklung gleichsam eingeschrieben ist, erscheint Vielen als vorläufiger Gipfelpunkt einer langen Entwicklungsgeschichte – mit ungeheuren Möglichkeiten, die erst noch vor uns liegen. Es ist eine Minderheitenposition, die hier von einem *losgelassenen Verzehrungsprozess* spricht, wie Hannah Arendt (2002, 522ff) dies schon in den 1950er Jahren getan hat, ohne damit wissenschaftsfeindlich zu werden. Dass wir heute allerdings mit wissenschaftlich fundierten Gründen vom möglichen Ende unseres Anthropozän sprechen, gibt ihrer These wachsendes Gewicht.

Diskutieren müssten wir heute über neue Leitbilder nach dem Ende einer Fortschrittsgläubigkeit, die ein Kind des bürgerlichen 19. Jahrhunderts ist. Zunehmend geht es seither nicht mehr darum, die Gegenstände wissenschaftlicher Forschung besser zu erkennen oder zu vermessen, sondern aus ihnen etwas zu machen (Arendt 2002)^{vi}, uns also die Natur herrschaftlich zu unterwerfen. Damit gelangt man zur Kritik der Fortschrittsmythen unserer Zeit, zu den *Elixieren der Wissenschaft* (Enzensberger 2002); und Elixiere, das sind Zaubersäfte.^{vii} Geht man so auf diese Anfänge zurück, führt das zu der für manche sicherlich immer noch ernüchternden Erkenntnis, dass eben diese Fortschrittsmythen, die mit dem Aufstieg des Bürgertums im 19. Jahrhundert das Erbe der Religion angetreten haben, auch für die seinerzeit schärfste Kritik einer im Geist des Kapitalismus forcierten Industrialisierung folgenreich gewesen sind. Aus der wissenschaftlich wohlfundierten Analyse des Kapitalverhältnisses, das die seitherige gesellschaftliche Entwicklung prägt, ist so schon früh ein *prophetischer Marxismus* geworden, eine Art messianischer Ideologie. Walter Benjamin hat in der Fortschrittsgläubigkeit der Arbeiterbewegung deren größte Schwäche erkannt^{viii} und Albert Camus (2016, 259ff) hat ihren *prophetischen Marxismus* um die Mitte des 20. Jahrhunderts zutreffend und mit äußerster Schärfe kritisiert.^{ix}

Vollzieht man diese Gedankenkette nach, wird man zugleich zu einer wichtigen erkenntnistheoretischen Einsicht geführt. Man bemerkt nämlich, dass die Welt nicht perspektivisch ist, sondern dass wir alle in unserem Denken und Handeln Perspektiven auf sie erst herstellen.^x Das beginnt bei dem Staunen, mit dem wir phylo- wie ontogenetisch die äußere, uns umgebende Natur erlebt haben und erleben. Das führt hinein in die von uns selbst als Gattungswesen geschichtlich hergestellte menschliche Lebenswelt mit all den verschiedenen symbolischen Ordnungen, die wir für sie ge- und erfunden haben.^{xi} Unsere natur- und universalwissenschaftlichen Anstrengungen, unserer äußeren Natur habhaft zu werden - und auch noch die letzten Rückzugsräume der lebendigen Natur, sie verwertend, mit Beschlag zu belegen - führen dann in unserer Zeit der drohenden Klimakatastrophe dahin, dass wir, in Hölderlins Worten, tatsächlich *vertrocknen* könnten *an der Mittagssonne*, oder wahlweise in den anwachsenden Fluten kommender Unwetter versinken. Unsere gesellschaftswissenschaftlichen und philosophischen Anstrengungen, uns unseres Ortes in unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit* zu vergewissern^{xii}, können davon nicht unberührt bleiben - auf diesem einen Planeten, auf dem wir am Rande einer uns schon unendlich groß erscheinenden Galaxie leben.

Doch wir sind uns dessen kaum wirklich bewusst. Wir haben uns eingerichtet: im vorläufigen Resultat einer lang dauernden Geschichte des Entstehens unserer Zivilisation. Und viele von uns träumen lieber vom Absoluten, dem Aufgehoben-Sein in einer göttlich gedachten Ordnung und wollen sich nicht dem *Abgrund unserer* uns möglichen *Freiheit* stellen.^{xiii} Für Einige, sehr Wenige, ist der gegenwärtig bestehende gesellschaftliche Rahmen höchst angenehm, für immerhin sehr Viele in den sogenannten hoch entwickelten Gesellschaften der Triade lässt es sich in ihm auch leben, zunehmend freilich schlecht und recht. Für die meisten in den Ländern jenseits der Triade allerdings ist es ein Leben am Rande der Apokalypse, oder gar schon unter schier apokalyptischen Verhältnissen. Der Sänger Bob Dylan hat das in dem Protestsong von seinem *blue eyed son* schon vor sechzig Jahren eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht. Jedenfalls seit dem Neolithikum, also der Zeit, zu der sie sesshaft wurden, unsere Vorfahren, haben wir selbst sie so hervorgebracht, diese imaginierten, institutionell befestigten symbolischen Ordnungen, in denen so Viele jener, die mit uns und zu unserer Zeit nun darin leben, den Monstern ausgeliefert sind, die es darin auch gibt – und schon Albert Camus ist sich sehr bewusst gewesen, dass wir das Labyrinth dieser unserer Welt selbst erzeugen, dass es darin immer den Minotaurus gibt und dass wir den Ariadnefaden, der uns Orientierung geben kann, schon selbst herstellen müssen.^{xiv}

Neue Allianzen als mögliche Impulsgeber der „großen Transformation“

Das breite Spektrum der multiplen Krisenentwicklungen unserer Zeit - ökologisch, ökonomisch, sozial, politisch und geopolitisch – mit seinen weit in die Vergangenheit zurückreichenden Wurzeln, ist damit aufgespannt. Die Herausforderung zu einer umfassenden Herrschaftskritik wird bei dessen vertiefender Analyse sichtbar. Unsere

Frage nach der Chance zur Bildung *neuer Allianzen* muss vor solchem Hintergrund als Frage nach einem ersten starken Impuls für deutlich umfassendere transformatorische Prozesse angesehen werden. Erforderlich für einen solchen Impuls ist der *Social-Turn* der Ökologiebewegung und der *Klimate-Turn* der Gewerkschaften. Dem ist kaum zu widersprechen. Doch im Licht der eben knapp umrissenen Argumentation greift diese Vorstellung noch zu kurz. Denn die Rede ist von multiplen Krisenentwicklungen von wirklich existenziellem Charakter.

Multiple Krisenentwicklungen die sich zu immer größeren Problemwolken auf türmen^{xv}, prägen derzeit die gesellschaftspolitischen Debatten. Die Corona-Pandemie, näher betrachtet selbst Teil der menschengemachten ökologischen Krisenentwicklungen, hat im Jahr 2020 alles andere überlagert. Sie betrifft uns alle, aber sie betrifft uns nicht alle gleich, wie zu Beginn der Pandemie oft gesagt worden ist. Achille Mbembe hat dagegen, im Blick auf tiefe globale Ungleichheiten, argumentiert, dass gerade unter den Bedingungen dieser Krise menschliche Leben abgewogen werden. Und anders als in den angelsächsischen Ländern, in denen man sich mit der Unterscheidung sozialer Klassen weniger schwer tut als bei uns, ist hierzulande erst spät darüber diskutiert worden, dass diese Krise je nach sozialer Lage und sozialen Milieus, aber auch nach ethnischen Zugehörigkeiten und Geschlecht höchst unterschiedlich trifft. Erst in jüngerer Zeit finden sich dazu vermehrt journalistische Berichte und wissenschaftliche Analysen. (Nachtwey 2021, Holst 2021). Das Projektteam um Hajo Holst hat in seiner empirischen Analyse der höchst unterschiedlichen Auswirkungen der Coronakrise auf die Lage und die Krisenerfahrungen abhängig Beschäftigter und Kleingewerbebetreibender weiter auf die Serie kaskadierender Krisenentwicklungen verwiesen: von den zu Beginn offenkundig werdenden Gesundheitsrisiken über die Krisenentwicklungen in unterschiedlichen Branchen, die weltwirtschaftlichen Verwerfungen hin zu politischen Legitimationskrisen über die Krise der Carearbeit in den Familien bis hin zu einer Bildungskrise, über die erst in jüngster Zeit diskutiert wird.

Die drohende Klimakatastrophe bleibt bei all dem unabweisbar. Und spätestens mit den Präsidentschaftswahlen 2020 in den USA ist unübersehbar geworden, dass wir uns nicht nur drohenden politischen Legitimationskrisen sondern einer tiefgreifenden Krise unseres demokratischen Projekts der Moderne gegenübersehen (Martens 2021a u. b). Womöglich letztlich ‚dank‘ der Corona-Pandemie wurde Donald Trump abgewählt. Doch der ‚Trumpismus‘ bleibt uns erhalten. Und die neue US-Regierung ist, wie ihre Vorgängerin auch, mit der für sie bedrohlichen Aussicht auf einen Niedergang der globalen US-amerikanischen Vorherrschaft konfrontiert. Schon 2004 hat der Weltsystemanalytiker Immanuel Wallerstein die Frage nach dem *Sinkflug oder Absturz des Adlers* gestellt. Die Volksrepublik China, kulturell gänzlich anders geprägt als unser eigener Kulturkreis, erscheint als neu aufsteigende Weltmacht. Und dafür nutzt sie zugleich ihre Variante marxistischer Ideologien. Ihr Aufstieg vollzieht sich zu einer Zeit, die in den Ländern der Triade von einem Ende der industriellen Wachstumsdynamik getroffen sind, die die Dynamik der Moderne über zwei Jahrhunderte und mehrere lange wellen der Konjunktur hinweg geprägt hat. Spätestens

seit der Weltfinanzkrise von 2008 schiebt das neoliberale Projekt nicht wirklich bewältigte ökonomische Krisenprozesse vor sich her, nehmen soziale Spaltungsprozesse zu - nicht nur global, sondern auch in den einzelnen Staaten der *atlantischen Zivilisationsgemeinschaft*. Und im Kontext all dieser Entwicklungen erleben wir anwachsende geopolitische Konfliktpotenziale - zwischen den beiden aktuell um ihren Platz streitenden Weltmächten, einer dadurch relativ ‚zurückgesetzten‘ früheren dritten, mehreren Schwellenländern, die als Regionalmächte ihre jeweiligen Einflusssphären zu festigen trachten und schließlich einer Europäischen Union, die sich angesichts all dieser ‚Machtspiele‘ außerordentlich schwer damit tut, ihre Rolle zu finden.^{xvi} Im Nationalstaatlichen Rahmen, dann aber auch im Blick auf die EU, stellt sich vor solchem Hintergrund die Frage danach, ob die Corona-Krise nicht auch Chancen für einen neuen Impuls in Richtung auf eine ökosoziale Transformation eröffnen kann.

Entsprechend grundlegend ist nach den Wurzeln für solche transformatorischen Vorstellungen zu fragen. Die Arbeiterbewegung des ausgehenden neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts etwa zielte auf grundlegende Alternativen im Vertrauen auf die Versprechen eines technisch-wissenschaftlichen Fortschritts, der nie grundlegend in Frage gestellt worden ist. Für unsere daraus hervorgegangenen Gewerkschaften heute geht es, letztlich im Rahmen einer erneuerten sozialen Marktwirtschaft, um dessen Einhegung. Solche Erneuerung soll aber immerhin *unter Beteiligung der Belegschaften* und im Zuge einer ‚*Dekarbonisierung*‘ der *Energieversorgung* erfolgen - wobei die allerdings *durch die zuständigen Gewerkschaften* (zugleich) *möglichst wirksam gebremst wird*. Man zielt auf eine *neue Epoche industriellen Wirtschaftens, mit der der technische Fortschritt der Digitalisierung und eine neue Phase der Globalisierung zusammenfallen*, zitiert Wolfgang Neef (2021, 47) den Beschluss *Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft* der IG Metall. Das jüngste *Jahrbuch Gute Arbeit 2021. Demokratie in der Arbeit* wirft im Anschluss an eine aktuelle, ziemlich radikale philosophische und wissenschaftliche Debatte^{xvii} die Frage nach dem Verhältnis von Arbeit und Demokratie ziemlich grundlegend und radikal auf. Weiter geht es dann aber unter dem Stichwort Transformation um die stärker beteiligungsorientierte und einer wirklichen Mitbestimmung unterworfenen Bewältigung der Veränderungen der Arbeitswelt im Zeichen der nächsten Welle der Digitalisierung. Das ist zweifellos wichtig, verbleibt aber letztlich ganz im Rahmen des herrschenden Fortschrittsparadigmas.

Das ist, wie Wolfgang Neef (2021,46) argumentiert in den 1980er Jahren schon einmal etwas anders gewesen. Damals sei *Konversion*, ausgehend von der Rüstungsindustrie, noch ein bedeutsames Thema gewesen. Man habe das auf andere Branchen ausgeweitet und *führende Kolleg*innen der IG Metall, Betriebsräte und viele organisierte Ingenieur*innen* hätten seinerzeit *über die Beziehungen der Gewerkschaften zu den ökologisch-sozialen Bewegungen* bis hin zu einer *tiefgreifende(n) Veränderung der Paradigmen der kapitalistisch geformten ‚Moderne‘* diskutiert.^{xviii} Im *Jahrbuch Gute Arbeit* wird heute eine *große Transformation* im Grunde nur in einem Beitrag von Detlef Hensche wirklich offensiv aufgegriffen. Für ihn geht es bei *Klimaschutz und demokratischem Umbau* um den *Nerv unserer sozialen Existenz* – und

er schreibt weiter, *der Begriff der Transformation klinge eher wie eine euphemistische Umschreibung der existenziellen Dramatik* (a. a. O.112). Für die im aktuellen Tagesgeschehen stehenden Repräsentanten unserer Institution gewordenen und von weiterer Erosion bedrohten Gewerkschaften ist es hingegen, so Wolfgang Neef (a. a. O. 47), *schwer zu verkraften, dass man mit einem technisch-industriellen Fortschritt, der, fossil angetrieben, 200 Jahre lang so beeindruckend funktioniert hat, auf dem Planeten an Grenzen stößt und inzwischen die eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören droht.*

Man wird in der gegenwärtigen Lage der Feststellung von Frieder O. Wolf (2020a) zustimmen können, dass nach einer nunmehr vierzigjährigen Debatte sehr wohl praxisreife Diagnosen und Handlungskonzepte vorliegen, auf deren Grundlage ein Einstieg in die erforderlichen Transformationsprozesse möglich ist. Doch das gilt leider ebenso für seine Feststellung,

dass der geradezu sprunghaft zunehmenden Dringlichkeit einer radikalen Transformation der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die zunehmend von strukturellen Krisen geprägt sind, noch keine auch nur im Ansatz problemadäquate Politik entspricht.^{xix}

Wir verfügen also über hinreichendes wissenschaftlich fundiertes Wissen. Doch wir leiden unter einem zutiefst ideologisch befangenen Blick. Man sollte sich da eine schon ältere Einschätzung von Joachim Schumacher (1937/78, 25) in Erinnerung rufen. Der hat geschrieben, es gebe *kaum ein anderes Gebiet, in dem Selbsttäuschungen und interessiertes Blindsein eine solche Rolle spielen, wie im Politischen.*^{xx}

Nach der Weltfinanzkrise 2008 hat Oskar Negt argumentiert, Krisenzeiten könnten Erkenntniszeiten sein, in denen es gelingen kann, die ideologischen Blasen aufzubrechen. Doch dies ist, so hat er weiter geschrieben, nur möglich, *wenn die Menschen Alternativen zum Bestehenden wahrnehmen. Wenn gewissermaßen eine Kraft oder Organisation vorhanden ist, die ihnen signalisiert, dass das Lernen aus der Krise Folgen haben könnte für die Bekräftigung dieser Alternative* (Negt 2011,53). Und es gibt ja durchaus historische Beispiele, auf die man in diesem Zusammenhang verweisen kann. Der amerikanische New Deal wäre da zu nennen, und es wäre dazu auf vorliegende Analysen zu verweisen (Rösler 2010, Lehndorff 2020). Sie haben überzeugend gezeigt, dass und weshalb der New Deal als *progressive Krisenüberwindungsstrategie* gegenüber konservativen, oder auch den vom Anspruch her von vorneherein offen transformatorischen Strategien der Kommunisten, mehrheitsfähig werden und erfolgreich sein konnte und dabei *durchaus Ansätze enthielt, nicht nur den Marktradikalismus zu überwinden, sondern auch über den kapitalistischen status quo ante hinauszugehen* (Rösler 2010, 38). Aus ihnen kann man lernen, dass und wie die Politik des New Deal pragmatisch und mit immer neuen experimentellen Schritten im Konflikt gegen härter werdende Widerstände von Franklin D. Roosevelt entwickelt und durchgesetzt worden ist.

Der Tipping-point für eine derartige Weiterentwicklung einer *Mixed Economy auf kapitalistischer in eine solche auf sozialistischer Grundlage* wurde seinerzeit nicht er-

reicht. Das hatte mit gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen zu tun. Die galt es damals, und die gilt es heute wieder zu verändern. Dann aber geht es um die Frage nach gesellschaftspolitischer Hegemonie. Es kommt also darauf an, über die Impulse, die von neuen Allianzen ausgehen können, *Alternativen zum Bestehenden* in einer Weise kenntlich zu machen, dass sich damit realistische Zielvorstellungen von einem anderen guten Leben verknüpfen. Das heißt - nochmals in Negts Worten, und bezogen auf unsere Gewerkschaften als wichtiger und unverzichtbarer Teil neuer Allianzen:

Wenn unsere Gewerkschaften keine politische, kulturelle und moralische Alternative zum bestehenden System sichtbar machen, dann können an die krisenhafte gesellschaftliche Situation auch keine Lernprozesse anknüpfen, obwohl viele Menschen durchaus von deren Notwendigkeit überzeugt und keinesfalls gleichgültig gegenüber dem Ausbleiben eigener wie gesellschaftlicher Lernprozesse sind (ebd.).

Hannah Arendt hat bereits in den 1950er Jahren von der vielleicht letzten Chance unserer *westlichen Zivilisationsgemeinschaft* gesprochen – vor dem Hintergrund von kaltem Krieg, Atomkriegsdrohung, vor allem aber ihrer Sorge, dass unser demokratisches Projekt der Moderne den eigenen Anspruch aus den Augen verlieren würde, den Raum der Politik als Raum der Freiheit für alle Bürger*innen wirklich zu öffnen und ihnen so die Chance zu eröffnen, sich selbst zu (politisch) *handelnden Wesen zu machen*. Die Lage, der wir uns heute gegenübersehen, ist eher beunruhigender. Die Problemwolken, die sich vor uns auftürmen, signalisieren Krisen wirklich existenzieller Art. In seinem Aufruf *Bleibt mutig!* hat Frieder O. Wolf kurz vor Ausbruch der Corona-Pandemie unsere Lage angesichts der Klimakrise prägnant formuliert. *Die Aufgabe ist ebenso dringlich - wie unmöglich zu lösen. Und dennoch ist sie immer wieder anzugehen – und es ist dafür zu kämpfen, sie wieder lösbar zu machen*. Und nach einer knappen Skizze der Lage schreibt er weiter: *Zugleich bleibt es möglich, eine Politik der Aufklärung zu betreiben, um auch die genannten Herrschaftsstrukturen konkret und wirksam politisch zu thematisieren* - und zwar im Sinne seiner *radikalen Philosophie* im Wege einer umfassenden Herrschaftskritik - *und dies auf eine Weise, welche die ideologischen Filterblasen durchbricht*.

Krisen als Brennspeigel ihrer Zeit – die Corona-Krise als Risiko und Chance – 18 Thesen

Soweit meine philosophisch-literarischen Reflexionen. In einem kurzen Aufsatz lässt sich dabei vieles nur knapp umreißen und keinesfalls vertiefend diskutieren. An meine knappe Skizze kann ich aber pointierte Thesen anschließen, denen solche vertiefenden Analysen zugrunde liegen.^{xxi}

- (1) Der Blick auf die Corona-Krise, den unsere Welt uns heute nahelegt, die Welt des demokratischen Projekts unserer Moderne mit ihrem politischen Raum repräsentativer Herrschaft, dieser Blick ist durchaus fragwürdig: Unsere *westliche Zivilisationsgemeinschaft*, die sich versteht als eine Herrschaftsform, und

zwar die beste aller schlechten, zielt auf den Weg zurück, zurück zum altgewohnten, dem was ihr lange Zeit als wohlgeordnet, vorbildlich sogar erschien. Doch diese Welt ist längst zutiefst gezeichnet von krisenhaft erlebten Fehlentwicklungen. Und der Weg zurück, er ist versperrt. Es wäre Zeit, sich derer zu erinnern, die - so Hannah Arendt schon vor über fünfzig Jahren - schrieben, sie befände sich auf einem Weg der letzten Chance, sich weiter zu erneuern, um sie fortzusetzen, unsere *kleine menschliche Ewigkeit* auf dem Planeten Erde.^{xxii}

- (2) Ja die Corona-Krise, sie beschleunigt und verschärft Zuspitzungen, oder auch den Ausbruch all der Krisenpotenziale, die sich aufgebaut haben in Jahrzehnten – und sie eröffnet einen anderen, klaren Blick darauf. „Traumschiff-“ und Flugreisen in einer immer mehr vernetzten und globalisierten Welt, bieten wohl nicht nur für kurze Zeit keine Wachstumsmärkte mehr. Globalisierung, im neoliberalen Geist von der Politik vorangetrieben, wird erstmals, und wenn auch nur partiell, als falsch und überzogen angesehen – jedenfalls auf jenem Feld, das heute, ganz dem Wahn entfesselter Vermarktlichung entsprechend, *Gesundheitswirtschaft* heißt. Und die soziale Spaltung der Gesellschaft wird klarer nun erlebt als eine, in der Menschenleben abgewogen werden. Achille Mbembe, Historiker und Philosoph, hat uns das überzeugend dargelegt^{xxiii}. Wir könnten uns daran erinnern, dass das zu Beginn des demokratischen Projektes unserer Moderne einmal anders klang beim großen Philosophen Kant – und wir könnten dann vielleicht doch noch damit beginnen, Aufklärung neu zu denken – und zu begreifen, dass sie gerade erst begonnen hat.
- (3) Die Krise zeigt, wie Märkte funktionieren, und sie zeigt zugleich, dass eben nicht der Markt allein regiert. Es mag ja viele überraschen, doch *Wirtschaftspolitik* gewinnt von Neuem an Gewicht. Zunächst nur einzelstaatlich, und das ist, so werden manche denken, zuletzt doch aussichtslos. Denn am Ende sind doch Weltkonzerne jene Global Player, die den Lauf der Welt bestimmen auf Märkten, die dann ganz zuletzt die Regeln setzen. Und sie sind selbst fast anonyme Mächte, hinter denen aber Namen stehen von Multimilliardären, die manche für die wahren Player halten, die großen Macher und die Sieger in dem immer gleichen Spiel, in dem wir alle funktionieren müssen. Doch auch wer will, dass dieses Spiel so weiterlaufen kann, der fordert jetzt, dass Staaten reagieren. Und dort regiert die Politik, verkörpert durch Repräsentanten ihrer Bürger, die spüren: da ist arg viel Sand in dem Getriebe dieses großen Spiels. Und so entsteht die Möglichkeit, dass wir hier in Europa heute vielleicht doch den ersten Schritt zu Eurobonds erleben – als Chancen dazu, neu darüber nachzudenken, ob wir nicht durch (zusammen)Handeln anders eingreifen können, politisch, in das ‚freie‘ Spiel der Märkte.
- (4) Zugleich ist aber klar: der Staat muss Schulden machen, dass die Wirtschaft weiter läuft trotz der massiven Störungen der Lock-Downs. Und immer wieder

werden wir dann gleich daran erinnert, Schulden zu machen, das ist gar nicht gut. In unserem kleinen Alltag, den wir leben als Wirtschaftsbürger*innen dieses Landes, ist das ja auch wirklich ziemlich schlecht. Und wir wissen aus Erfahrung, woher der Staat das Geld, sie zu bezahlen, holen wird: von uns, den Steuerzahlern. Und wieder wird er das damit begründen, dass nur so die Wirtschaft weiter läuft. Doch wessen Wirtschaft soll so laufen? Und wer ist es eigentlich, dessen Schuldner wir somit am Ende alle sind? Und wer denn eigentlich hat da zuvor über seine Verhältnisse gelebt? Solche Fragen könnten vielleicht aufgeworfen werden im Zuge dieser Krise. Und wer weiß, wohin das führt, ob mit den Risiken sich da womöglich Chancen auftun vor so Fragen-
den?^{xxiv}

(5) Wir machen derzeit auch Erfahrungen mit einer Politik der Angst. Wir sehen, wie sie dort versucht wird, wo schon Autokraten herrschen. Und die versprechen dann, dass sie schon alles richten werden – jedenfalls für die, die gläubig sich um sie herum zusammenscharen – und sofern es nur gelingt, die Fremden, alles Fremde, vor den Grenzen fernzuhalten. Aber in unserer Gesellschaft, in der Demokratie, die repräsentativ verfasst ist, immerhin noch halbwegs funktioniert, da droht er auch der rechte Populismus. Hier, wo die Solidarität im ‚Spiel des Lebens‘ eher erodiert, in der wir uns als Einzelne behaupten sollen, auf den Märkten, die angeblich alles besser regeln, verschafft wachsende Unsicherheit neuen, alten ‚Rattenfängern‘ Zulauf. Doch wir erleben auch in diesen Tagen, dass sie neu entstehen kann, die Solidarität. Wir könnten anders miteinander leben. Soziale Distanzierung fordert diese Krise – doch zugleich entsteht damit auch eine neu erlebte Nähe – mit Menschen und auch mit und in Natur.^{xxv}

(6) Und die Krise ist, so merken wir, die große Stunde der Administration. Wir erleben, wie sie sehr viel Kraft entwickelt zum Ausbau von Kontrolle. Um diese Pandemie nun endlich einzudämmen, ist das unausweichlich. Warn-Apps sind da plausibel, und manches Andere ganz sicher auch. Aber was so geschieht, das hat zwei Seiten. Die Ambivalenz, also die Möglichkeit dass neues Herrschaftswissen so entsteht, ist ja nicht von der Hand zu weisen. In China, und dann eben nicht nur dort, wird uns das derzeit eindrucksvoll gezeigt. Und Risiken der Krise sind auch hier bei uns nicht von der Hand zu weisen, wo die Demokratie das Licht der Menschenwelt zuerst erblickt hat, in Athen, und wo sie nach mehr als zweitausend Jahren von Neuem unsere Wirklichkeit verändert hat. Es gibt sie also auch bei uns: Ambivalenzen. Risiken und Chancen werden wir in jeder Krise finden.

(7) Wir konnten so zum Beispiel sehen, wie der Umgang mit der Wissenschaft sich rasch verändert hat – und das ist folgenreich in mancher Hinsicht. Man kann nun lernen, wie sie funktioniert die Wissenschaft, auch wenn man sonst nur sehr entfernt von dem Getriebe lebt, in dem sie boomt. Wir begreifen, dass

sie immer Zeit braucht für die Produktion von neuem Wissen, und wie weit dieses Wissen trägt – und dass es dann stets seine Grenzen hat, wie sorgfältig und gut fundiert auch immer es verheißen wird. Und wir erkennen auch, dass eine Politik, die wohl begründet sein soll, ihre Erkenntnisse nicht ignorieren darf – auch wenn die endlich sind und relativ. Hier liegen neue Chancen – zum Beispiel für Bewegungen gegen die Klimakrise, die uns droht.

- (8) Zu viele aber suchen Antworten, sofort, klar und von Eindeutigkeit. Die Elixiere einer Wissenschaft, die danach fragt, wie wir etwas machen, besser noch beherrschen können, kaum jedoch danach warum und was es wirklich ist, diese Zaubersprüche, die derzeit oft versprochen werden, wie uns Hans-Magnus Enzensberger zeigt, sind da das Eine.^{xxvi} Die Hoffnung auf die starken Männer in der Politik, die dann ein klares Lösungswort anbieten, ist das Andere. In einer Lage, die zu Zeiten dieser Pandemie ganz neu und eher zwar, doch immer noch nur schwer durchschaubar ist, Ambivalenzen auszuhalten, das ist für allzu viele ihre Sache nicht. Selbst nach-zudenken, das will eben auch gelernt sein. Und es geht ums selber Denken, ‚Selbertun‘, wie es in einem alten Volkslied einmal hieß. Wer das nicht lernen will, der erliegt ihr leicht, der *Pose der Autorität*, die uns unterwürfig machen will – und sich darin bewährt hat – seit Jahrtausenden. Der Psychologe Arno Gruen macht darauf aufmerksam.^{xxvii} Und das ist, wie wir aus unserer Geschichte wissen können, nicht nur ein Risiko, nein das ist immer wieder wirklich die Gefahr!
- (9) Uns wird so nicht zuletzt ein Unterschied bewusst, der höchst gewichtig ist – der zwischen autokratischen Regierungen, die tendenziell faschistisch sind, und jener liberalen, demokratischen Gesellschaft, in der wir heute noch leben. Doch deren überzeugte Wortführer und Meinungsbildner die sehen nie das ganze Elend dieser Welt, das in den ersten dieser Thesen knapp umrissen worden ist. Man kann sich ja erklären, dass sie in jenem Ordnungsbild gleichsam gefangen sind, das nach der Katastrophe zweier großer Kriege und jener Herrschaftsformen - die Hannah Arendt dann zu Recht totalitär genannt hat, und für die Albert Camus von Terror spricht^{xxviii} - für einige Jahrzehnte trug. Das jedenfalls galt hier, in unserer Zivilisationsgemeinschaft, von der vor fünfzig Jahren wiederum Hannah Arendt sagte, dass sie in unserer Gegenwart wohl ihre letzte Chance hat. Die Krise zwingt uns nun, neu und anders auch zurück, vor allem aber dann voraus zu blicken.
- (10) Der alte Fortschrittsglaube in eine grenzenlose, herrschaftliche Kraft der Wissenschaft, in jene Elixiere, welche sie verspricht, oder in das stete Wachstum einer Wirtschaft, die längst die Unbewohnbarkeit dieses Planeten drohen lässt, werden erschüttert. Schleichend ist das seit langem spürbar. Einige bemerken, dass ein Elixier eben ein Zauberspruch ist, der für uns nicht zu haben ist. Vielmehr sind Probleme seit langem kaum zu ignorieren, die sich wolkengleich immer höher vor uns auf türmen. Sie verdunkeln unsere Zukunft. Was wir

also suchen müssen, das sind neue Lösungswege. Und der genaue, unverstellte Blick auf jene alte Ordnung, die näher betrachtet, ein ‚ordentliches‘ Leben Aller länger schon nicht sichern kann, ist dafür unverzichtbar. Die These lautet, dass derzeit diese Corona-Krise solchen Blick erleichtert – und erzwingt.

(11) Wir haben damit längst noch keine große Antwort – und die womöglich zu verkünden, das ist in keiner Weise hier das Ziel. Gegen jeden, der solches uns verspricht, wäre tiefstes Misstrauen nur allzu angebracht. Doch was wir aus dem eben dargelegten lernen könnten wäre, dass es vielleicht um kleine Teilantworten geht, um erste Einzelschritte, die in eine neue Richtung weisen – und dann darum, aus ihnen stetig neu zu lernen. Die, die uns versprechen, die eine große Antwort schon recht gut zu kennen, das sind die Autokraten – oder jene, die dazu erst werden wollen – die verliebt sind in sich selbst, besessen von der Macht, die sie ergreifen wollen und die doch sie ergreift.- und die voll sind von Verachtung gegenüber jenen, die sich ihrer Machtbesessenheit und einer andren Herrschaftsordnung, die sie wollen, fest entgegenstellen. Doch auch auf die, die ihnen blind als Masse folgen sollen, blicken sie bestenfalls abschätzig nur herab.

(12) Und damit kommen wir erneut an jenen Punkt, an dem die Frage auftaucht, ob und wie nun unser demokratisches Projekt, für das so viele kämpften, in mehr als zwei Jahrhunderten, und dem wir einiges verdanken, von uns weiter entwickelt werden kann. Dann aber geht es nicht darum, verächtlich über die zu schimpfen, die heut als Repräsentanten ihrer Wähler Herrschaft ausüben, indem sie für uns politisch handeln. Nein, dann geht es darum, dass wir alle uns zu Wirtschaftsbürgern machen sollten, die selbst politisch aktiv handeln können. Der öffentliche Raum fürs Nachdenken und fürs (Zusammen)Handeln wäre deshalb neu zu überprüfen - und schrittweise dann weiter auszubauen. Und wo sind wir denn kompetenter, als Demokraten aktiv mitgestaltend handelnd einzugreifen, als dort, wo wir ja ohnehin den Reichtum dieser Welt gemeinsam mehren, und weiter mehren wollen. Arbeit demokratisch zu gestalten – und von hier aus schließlich auch die Fähigkeit uns zu erringen, die Märkte, die ja unverzichtbar sind, so einzubetten, ihnen Regeln neu zu setzen, dass wohlfundiert sozialer Fortschritt endlich zu einem Ziel ihrer, und dahinter unserer produktiven Kräfte wird. So wäre sorgsam umzugehen mit unseren endlichen natürlichen Ressourcen, und darum ginge es. Das wäre ein Ausweg, nicht zu einem Ziel, das nie ein Paradies sein wird, aber ein Weg, auf dem wir weiter voran schreiten, den wir selbst gestalten könnten - (zusammen)handelnd aus einem Labyrinth zu einem sich vor uns neu öffnenden und öffentlichen Raum, den weiter zu entwickeln wir herausgefordert sind, zu einem Raum der Freiheit, dem der Politik.

- (13) Es geht also, so habe ich geschrieben ums *Selbertun*. Dem aber gehen voraus zuerst ein Anstoß dazu und danach der Mut, nun selber nachzudenken. Und das, so schreibt ein Philosoph, tun wir erst, wenn wir Wahrheiten ins Auge fassen die sich nach etwas anderem richten müssten als nach den Gestalten und den Dingen, die von scheinbar Selbstverständlichem getragen werden^{xxix} - nämlich von Vorstellungen und von Bedeutungen, nach denen unsere Gesellschaft uns von Kindheit an entgegentritt. Denn da erklärt man uns, alles sei wohl eingerichtet. Das kritisch dann zu überprüfen ist selten, und jedenfalls nur nachgeordnet ein Erziehungsziel. Die Frage lautet also: und was bringt uns zum Denken? Was ist ‚anstößig‘ dazu?
- (14) Für viele meiner Generation - also die „68er“ mit zumeist bürgerlichem Hintergrund - war die Verdrängung der Erfahrung des Faschismus wichtig. Wir haben revoltiert gegen die *bleierne Zeit*. Zutiefst fragwürdig die Autorität der Väter, die verdrängt und die geschwiegen haben. Dann kam Ernüchterung hinzu über den Krieg in Vietnam, Empörung über den Rassismus – in den USA, Südafrika und anderswo, Fragen nach Gerechtigkeit. Und zugleich kam es zu der *Krise des Fordismus*. Die jungen *Massenarbeiter* fühlten sich betrogen um Versprechen stetigen sozialen Fortschritts auch für sie. Herrschaftlich organisierte, monotone Arbeit, körperlich erschöpfend, und ziemlich wenig Aussicht auf gleiche Teilhabe an jener Glitzerwelt stets weiter wachsenden Konsums, die doch allen offenstehen sollte, das war ihre Wirklichkeit. So hat sich damals einiges ‚bewegt‘. Und immerhin Ihre Gewerkschaften, die bald auch meine, unsere wurden, gewannen nochmals neue Kraft, und manchen Zulauf aus studentischen Milieus. Es gab Reformen, die den Namen noch verdienten. Fortschrittsversprechen schienen vielen realistisch. Es gab Perspektiven.
- (15) Man könnte auch noch einmal anders fragen – nach der Abfolge der Generationen, die nach Faschismus und dem Krieg die Geschichte unserer Gewerkschaften weiter und neu geschrieben haben. Die Ersten, die gewerkschaftlich von Neuem handelten, suchten an alte Traditionsbestände an zu knüpfen. Zwar, eine andere, neue Ordnung war nicht durchzusetzen. Die Arbeit war, wie immer schon, auch weiter herrschaftlich geprägt und vielfach körperlich sehr schwer. Doch es gab Mitbestimmungsrechte, wenn auch nicht am Arbeitsplatz, sozialen Schutz und langsam ein klein wenig Wohlstand in unserer noch wohlfahrtsstaatlich ausgerichteten Nachkriegsdemokratie. Zur nächsten Generation wurde eben schon das wichtigste gesagt. Wieder zwei Jahrzehnte später ist die Erwartung demokratischer Beteiligung auch ganz unten angekommen – und die wohlfahrtsstaatlichen Verheißungen lockten nach der Implosion von dem, was sich Sozialismus nannte, in Osteuropa viele. Doch die Erfahrungen zeigen seither, dass etwas schief gelaufen sein muss. Von stetigen Produktivitätsfortschritten merken die, die abhängig beschäftigt sind, nach Ansehen und Status meist weiter unten stehen, nicht sehr viel. Hierarchien wurden abgebaut, weniger spürbar, sicherlich. Ein jeder soll heut

selbstbestimmter arbeiten. Aber die Zwänge der globalisierten Märkte schlagen zu. Anpassungszwänge bedrohen und zerschlagen die sozialen Sicherheiten. Arbeitslosenzahlen steigen. Ängste abgehängt zu werden nehmen zu. Jeder und jede sollen sich im Wettbewerb bewähren – wie manche sagen als ‚Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft‘. Fordern und fördern lauten dafür die politischen Maxime.

(16) Erst schleichend, doch allmählich nicht zu übersehen wächst so neue Unsicherheit. Die Versprechen neuer, selbstbestimmter Arbeit werden allenfalls für Minderheiten doch ein Stück weit Wirklichkeit. Es fehlt dafür an Zeitwohlstand – bei wie auch nach der Arbeit. *SelbstWertGefühle*^{xxx} derer, die die Arbeit machen müssen, leiden. Psychosoziale Erkrankungen sind Zeichen neuer Pathologien von Arbeit. Hie und da soll es auch schon Konflikte geben, in denen die Parole lautet, es sei der Kapitalismus, der uns am Leben unsrer Freiheit hindere – und in denen dieser Satz mobilisierend wirken konnte. Zugleich aber, und vielleicht vor allem, merken wir, dass die Dynamik eines Fortschritts, der den Vielen hierzulande augenscheinlich kaum zugutekommt, längst die Grundlagen zerstört, auf denen weiter fortzuschreiten wir die Hoffnung haben. Unsere Welt wird krisenhaft: ökonomisch, sozial, ökologisch und zuletzt politisch auch. Doch wem wird sie nun damit anstößig – zum Nachdenken und zum Zusammenhadeln?

(17) Ein großer Literat und Philosoph hat einmal geschrieben, die Jugend dieser Welt, sie stehe stets am gleichen Ufer.^{xxxi} Der Satz kommt mir als altem 68er heute in den Sinn, wenn ich Jugendliche an *Fridays for Future* demonstrieren sehe - gegen unseren letztlich selbstzerstörerischen Umgang mit Natur. Auch dieses Mal sind es erst einmal Minderheiten, die für sich ‚anstößige‘ Erfahrungen machen - und die dann daraus ihre Schlüsse ziehen. Doch recht schnell wurden es dann Viele, Viele die bemerkenswert ausdauernd sind. Es ist diese Generation, die sie ins Zentrum rückt ihres Protests: zutiefst existenzielle Fragen. Sie ist den Zwängen abhängiger Arbeit noch nicht unterworfen, wird vielmehr durch die Schule darauf gerade vorbereitet – sofern diese Vorbereitung durch die Corona-Pandemie derzeit nicht Schaden nimmt. Doch wie auch immer: sie soll sich ihnen künftig unterwerfen. Doch die da demonstrieren, sehen ihre Zukunft jetzt bedroht. Sie konfrontieren uns mit Fragen, von denen wir schon lange wissen können - seit dem ersten der Berichte an den Club of Rome, aber auch seit einer Tagung die die IG Metall zwei Jahre vorher durchgeführt hat. *Aufgabe Zukunft. Qualität des Lebens* lautete ihr Titel.^{xxxii} Es gibt also die guten Gründe für einen Labour-Turn bei Ökologen und einen Climate-Turn bei den Gewerkschaften im Blick auf jeweilige Bündnispartner. Unsere Gewerkschaften haben dafür selbst eine Geschichte, an die anzuknüpfen wäre. Der Blick darauf zurück zeigt das sehr klar. Nur gilt, dass heute sich viele der alten Fragen deutlich radikaler stellen.

(18) Dies sind, so nachgezeichnet, Schritte, die vom Selberdenken über das Zusammenhandeln zum Raum der Politik als einem Raum der Freiheit führen können, der allen offenstehen soll. Und nachgezeichnet hab ich sie als stets neue Ansätze dazu - hier bei uns, in unserem Land. Aber es gab weltweit „Bewegungsjahre“: 1968, 1989 in Osteuropa, und in China auch, und 2011 mit dem Frühling in Nahost sogar in Ländern, in denen die Verhältnisse als ganz besonders starr gegolten haben – und es gab sie damals nicht nur dort.^{xxxiii} Wenige Revolten sind erfolgreich gewesen. Viele Kämpfe endeten in Niederlagen, aber sie wirken dennoch nach und fort. Und bei uns, da wäre manches leichter, denn hier herrscht immer noch Demokratie – aber auch der Wunsch nach einem möglichst ungestörten Weiter-so, das heillos wäre. Doch es gibt im Blick zurück Beispiele dafür, dass große Änderungen, Transformationen möglich sind. Der New-Deal nach der Weltwirtschaftskrise wurde schon genannt..^{xxxiv} Ein Neuaufbruch war damals möglich – im ‚Wechselspiel‘ von mutigen und Einsichtigen in den politischen Eliten und dem Druck der vielen unten wurden andere Orientierungen gefunden. Das aber heißt, dass solche Politik geprägt ist durch den Mut zu Neuem und auch durch Konflikte, dadurch dass Herausforderungen der Zeit und die Interessen aller Wirtschaftsbürger*innen klar ausgesprochen und dann ‚überstiegen‘ werden müssten.^{xxxv} Neue Lösungen, die allen eine Zukunft öffnen konnten, wurden gefunden im Zusammenwirken von politisch Handelnden oben und unten in der Republik. Es ging, und es geht heute wieder, gegen ein zu einfach neu belebtes Bild vom Klassenkampf^{xxxvi} darum, dass Politik allen einen Raum der Freiheit bietet, den sie aktiv nutzen - ermuntert und sich selbst befähigend zum eigenen Denken und zum Selbertun.

Das Neue ist immer der unwahrscheinliche Fall, aber es ist möglich – eine Schlussbemerkung

Ich denke, diese Thesen, zu denen meine Überlegungen mich führen, zeigen wie immens die Herausforderungen zu jener „großen Transformation“ sind, die jedenfalls ein gewichtiger Teil derjenigen vor Augen hat, die an dieser drängenden Debatte unserer Zeit teilnehmen. Ich kann nicht davon ausgehen, dass die Schlüsse, die ich ziehe, für alle Beteiligten konsensfähig sind. Immerhin berühre ich mit ihnen grundlegende, gewissermaßen ‚letzte‘ existenzielle Fragen, die von uns Menschen auf diesem Planeten absehbar noch lange Zeit unterschiedlich beantwortet werden dürften - sofern es uns gelingt, das mögliche recht rasche Ende unseres Anthropozän zu verhindern. Aber immerhin, ich kann vielleicht mit meinem neuerlichen Nach-Denken in Erinnerung rufen, dass denen, die am Beginn der europäischen Aufklärung die gedanklichen Grundlagen unseres demokratischen Projekts der Moderne gelegt haben, sehr bewusst gewesen ist, dass sie den Umsturz einer vermeintlich gottgegebenen spätabsolutistischen Herrschaftsordnung gedacht und begonnen haben. Damit standen sie – und auch das war den ‚gründenden Vätern‘ der amerikanischen Demokratie klar, schreibt Hannah Arendt (1979, 433) – vor einem *Abgrund der Freiheit*. Sie

wussten, dass sie nun im Begriff waren, eine neue Ordnung einzurichten, die menschengemacht sein würde – und sie suchten deren Ordnungsprinzipien in der vorchristlichen Zeit der römischen Republik oder der griechischen Polis. Diese Ordnung - aus einem Blick sehr weit zurück heraus entworfen, also sehr geschichtsbewusst, aber noch überhaupt nicht in der späteren Erwartung eines steten Fortschritts - hat sich seither mit einer Fortschrittsgläubigkeit verknüpft, die ideologisch und bedrohlich ist. Die aber ist zugleich verbunden mit der höchst befremdlichen Vorstellung, dass die politische Verfasstheit unserer Gesellschaften, die repräsentativen Demokratie als Herrschaftsform also, in Sachen Fortschritt schon das Ende ist unserer Möglichkeiten sei. Ein für allemal. ‚Ende der Fahnenstange‘ also?

Zu Zeiten der Französischen Aufklärung hat der führende Kopf unter der radikalen Philosophenfraktion der damaligen Aufklärer, Denis Diderot (1984, 356), in einem Brief geschrieben, es sei *tausendmal leichter, dass ein aufgeklärtes Volk in Barbarei zurückkehr(e), als dass ein barbarisches Volk auch nur einen Schritt auf die Zivilisation hin tue* – und sich gleichwohl unermüdlich an die Spitze der intellektuellen Kritik an den spätabolutistischen Herrschaftsverhältnissen seiner Zeit gestellt. Zweihundert Jahre später, nach der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ hat Hannah Arendt, den Traditionen der europäischen Aufklärung fest verbunden, geschrieben, dass das Neue immer der unwahrscheinliche Fall sei, denn *objektiv und von außen gesehen seien die Chancen, dass der morgige Tag genauso verlaufen wird, wie der heutige, immer überwältigend* (Arendt 1993,33). Als politisch engagierte Intellektuelle hat sie kein geringeres Ziel verfolgt als das, dazu beizutragen, die *Menschen zu handelnden Wesen zu machen*. In Ihrem Buch *Über die Revolution* zitiert sie Thomas Jefferson mit dem Satz, den ich diesem Essay vorangestellt habe.^{xxxvii} Heute stellt sich die große Frage danach, wie wir zu neuen *Leitbildern nach dem Ende des Fortschritts* gelangen können, von dem Otto Ullrich sagt, dass der längst kontaminiert sei. Er fordert mit vollem Recht, was Albert Camus als zentrales Thema in seinen Mittelmeeressays umtreibt und was er in ihnen grandios gestaltet,^{xxxviii} nämlich einen *Abschied vom Produktionswahn und eine Rückkehr zum Leben*. Doch das Problem liegt in der neuen *Denkweise*, in Camus‘ Frage danach, was eine *Ahnung von etwas anderem aufkommen lässt*. Er stellt sie in seinem Roman *Die Pest*, der in unseren Corona-Zeiten gerade eine neue Konjunktur erlebt. Und der philosophische Literat muss sie in einem Roman offen lassen. Nur als literarischer Philosoph kann er darüber nachdenken dass und weshalb *der Mensch in der Revolte* die Verhältnisse immerhin bessern könnte – und dazu auffordern, dies zu tun.^{xxxix} Es geht dann, wie ich oben geschrieben habe, um Orientierungen und neue Leitbilder, wenn wir den Blick nach vorne richten wollen. Man erinnert sich an Walter Benjamins Engel der Geschichte, der in deren Sturmwind stets mit dem Rücken zur Zukunft weiter voran geweht wird - und im Blick zurück, der ihm allein möglich ist, die Trümmerhaufen sieht, die wir in unserer Geschichte hinter uns gelassen haben.

Vielleicht sollte man heute eher an Christa Wolfs Angelina denken, mit der sie als Autorin ihres letzten großen Romans an dessen Schluss von der Stadt der Engel zu einem Flug ansetzt, der sie unter anderem auch zu den Ruinen einer lange vergan-

genen indianischen Gesellschaft mit noch gewissen matriarchalen Zügen trägt. Vielleicht lohnt es sich ja überhaupt, nicht nur die Philosophen, und schon gar nicht die Wissenschaft, im Hinblick auf die Sinnfragen in Anspruch zu nehmen, um, die es hier geht. Es sind immer wieder die literarischen Philosophen und die philosophischen Literaten gewesen, die hier wichtiger gewesen sind. Und Arendt (1974,360) schreibt schon mit guten Gründen am Schluss ihrer historisch-vergleichenden Untersuchung *Über die Revolution*, dass es *die Dichter sind, die über den Vorrat des menschlichen Gedächtnisses Wacht halten, indem sie die Worte finden und prägen, an die wir anderen uns dann halten.*

Am Ende ihres letzten großen Romans, in dem Christa Wolf als Ich-Erzählerin eine vorläufige Arbeit zu einem vorläufigen Schluss gebracht hat, so wie das immer ist - ihr Engel, Angelina spricht das aus -, fragt sie sich, ob sie im Blick auf ihr kleines, unbedeutendes, vielleicht vom Anfang an mit dem Menetekel des Untergangs gezeichnetes Land in einem *banalen Irrtum sollte gelitten haben*. Und Angelina erklärt *kategorisch, das spiele keine Rolle. Gemessen würden nur die Gefühle, keine Tatsachen* - ein Gedanke, der schon in Wolfs Cassandra-Erzählung auftaucht. Nicht die Sorgen darum, dass die Erde in Gefahr sei, sondern allein die Sorgen darum, dass die eigene Seele Schaden nehmen könne, seien Sorgen, um die es sich lohne, *weil alles andere Unheil sich aus diesem ergebe*. Und die Ich-Erzählerin will eine Schleife zurück zum Anfang fliegen, die vielen Jahre ihrer Arbeit nicht einfach wegwerfen, weil ihr Alter ihr dies verbiete. Doch, und damit endet dieser große Roman:

Angelina hatte zum Alter kein Verhältnis. Sie hatte alle Zeit der Welt. Sie wollte ihren Leichtsinn auf mich übertragen. Sie wollte, dass ich diesen Flug genoss. Sie wollte, dass ich hinuntersah und, abschiednehmend, mir für immer einprägte die großzügige Linie der Bucht, den weißen Schaumrand, den das Meer ans Ufer spülte, den Sandstreifen vor der Küstenstraße, die Palmenreihen und die dunklere Bergkette im Hintergrund. Und die Farben. Ach, Angelina, die Farben. Und dieser Himmel. Sie schon zufrieden, flog schweigend, hielt mich an ihrer Seite. Wohin sind wir unterwegs? Das weiß ich nicht.

Ihren Roman hat Christa Wolf auf diese Weise überzeugend enden lassen. Für meinen Essay kann dies hingegen nicht das Schlusswort sein. Ein Zitat aus einem der Mittelmeeressays Camus' (a. a. O. 42) endet mit der Aufforderung,

den vom Unheil des Jahrhunderts vergifteten Völkern die Bedeutung des Glücks neu (zu) schenken. Es ist dies natürlich eine übermenschliche Aufgabe. Doch man nennt jene Aufgaben übermenschlich, die den Menschen lange Zeit kosten, sie zu erfüllen. Das ist alles.

Das konnte Camus vor sechzig Jahren als Philosoph, der wie fast alle Philosophen immer dazu neigt, von der Abstraktion des Menschen auszugehen, noch so schreiben. Und die Frage, was für den Epikureer Camus denn Glück bedeutete, mag an dieser Stelle offen bleiben. Doch wie ist das heute, da unsere Gegenwart beständig dabei ist, unsere zukünftige Zeit zu verschlingen, weil wir universalwissenschaftlich

einen fortgesetzten Verzehrungsprozess in Gang gesetzt und noch nicht wieder ‚eingefangen‘ haben - zusammen mit einer gesellschaftspolitischen Entwicklungslogik, angesichts derer uns, wie Joseph Vogl in seiner Analyse nach der Weltfinanzkrise gezeigt hat, *das Gespenst des Kapitals* immer schon aus der Zukunft entgegenkommt? Wir befinden uns in einer Lage, in der wir nicht nur, anders als Wolfs Engel Angelina, nicht *alle Zeit der Welt* haben, denn wir sind ja endliche Wesen. Oder wir müssten sagen: ja wir haben alle Zeit der Welt. Doch die Welt, von der wir da reden, das ist unsere menschliche Lebenswelt. Sie ist endlich, so wie wir es als Einzelne und als Gattung sind. Und es scheint, dass wir uns auf dieses Ende hin zubewegen, fast immer noch wie schlafwandlerisch. Wir sind daher nicht mehr in der Lage, in der wir so gelassen wie einst der andere Epikureer, Denis Diderot, auf spätere Generationen setzen und so wie dieser große Philosoph und Schriftsteller in seinen letzten Jahren für Zukünftige schreiben können. Für uns könnte die Zeit vielmehr wirklich knapp werden. *Das ist alles* - aus heutiger Sicht. Aber vielleicht liegt gerade darin ja auch eine Chance. Als Einzelne mögen wir vielleicht hoffen können, dem, Bild entsprechend, das Immanuel Wallerstein der Chaostheorie entlehnt hat, der Schmetterling sein zu können, der im Kampf des *Geistes von Porto Alegre* gegen den *Geist von Davos* den Klimawandel herbeiführt. Ganz entscheidend aber wird es auf unser politisches Zusammenhandeln ankommen.

Das demokratische Projekt der Moderne hat vor dem Hintergrund jahrtausendelanger zivilisatorischer Prozesse und im Zusammenwirken mit unserem wissenschaftlich-technischen Fortschritt sowie wiederholten revolutionären industriellen Umwälzungen oder ‚industriellen Revolutionen‘ zu einer *neuen Ordnung der Dinge* geführt, die heute in eins merkwürdig kompakt, weil institutionell befestigt, aber auch zunehmend krisengeschüttelt und unfertig erscheint. In den Worten Michel Foucaults stehen wir daher vor der Herausforderung

durch die historische Analyse das, was als wahr gilt, in seiner Selbstverständlichkeit aufzubrechen, um den Menschen zu Befreien und ihn zu ermutigen, sich zu einer ‚Denkweise‘ vorzuwagen, die bisher unserer Kultur unbekannt ist (Foucault 1971, 408)

Ob ich einige unter meinen Leser*innen dazu veranlassen kann, selbst weiter nachzudenken, die Angst vor der Abgründigkeit unserer Freiheit zu überwinden und schließlich zusammenhandelnd mit Anderen zu versuchen die politische Ordnung unserer repräsentativen Demokratie so weiter zu entwickeln, dass der Raum der Politik als ein Raum der Freiheit allen seinen Wirtschaftsbürgerinnen aktiv handelnd an seiner weiteren Ausgestaltung mitzuwirken und so politisch dazu beizutragen, dass dieses unser Anthropozän fortdauern kann - menschlicher für und durch uns und nachhaltiger für das Leben auf diesem Planeten, das ist offen. Auch ist wohl wahr, dass die Herausforderungen, vor denen wir stehen, so gewaltig sind, dass der *Begriff der Transformation eher wie eine euphemistische Umschreibung der existenziellen Dramatik* klingt. Aber es gilt auch, was der Weltsystemanalytiker Immanuel Wallerstein gesagt hat: In dem Kampf zwischen dem *Geist* Geist von Davos und dem von Porto Alegre ist die Geschichte auf niemandes Seite. Aber die Zukunft ist offen:

und niemand von uns kann sagen, ob er einzeln oder im Zusammenhandeln mit Vielen am Ende erfolgreich sein wird. Aber wir alle haben die Möglichkeit, *unsere eigenen politischen Entscheidungen im Sinne unserer eigenen moralischen Prioritäten besser auszurichten* (Wallerstein 2010,14).

Auch in unsere heutigen Lage gilt, was Albert Camus gegen Ende seiner Essays *Der Mensch in der Revolte* geschrieben hat: *Die Jugend steht immer am gleichen Ufer* - und einzelne können, wie das Beispiel von Greta Thunberg zeigt, erstaunliches in Bewegung setzen. Zusammenhandeln kann dann weiter führen. Um neue politische Orientierungen und Bündnisse, auch im ‚Zusammenspiel‘ des oben und Unten unserer Gesellschaft wird es dann gehen. Man kann sich daran in vielfältiger Weise beteiligen. Ich versuche das arbeitswissenschaftlich, arbeitspolitisch, aber auch philosophisch und literarisch. Zu verstummen ist keine Option. Mit Camus gilt, wie er in seinen Mittelmeer-Essays schreibt (a. a. O. 79), *dass der wahre Pessimismus (... die vielen) Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten unserer Welt überbietet, und noch im schwärzesten Nihilismus unserer Zeit nur Gründe sucht, ihn zu überwinden.*

Die entscheidende Frage ist doch, wie dick und wie haltbar die Decke unserer Zivilisation ist. Wie viele vernichtete sinnlose, perspektivlose Existenzen sie tragen kann, bis sie an dieser oder jener Stelle reißt, dort, wo sie mit heißer Nadel genäht ist. Und dann?

Christa Wolf

Angelina: Christa Wolf

Du warst es nicht Angelina, die mich sanft trug,
als ich die Stadt der Engel verließ: hinauf
in des Himmels Blau. Nur Aluminiumflügelflug,
doch gegen den weißen Schaumrand der Meere
enthoben aller irdischen Schwere.

Ich warf keinen Ring in ein anderes Meer.
Doch dass es für Schmerz, Glück, Liebe hier
keine Zeichen gibt auf den Tontäfelchen
der Buchführung versunkener Herrlichkeiten
scheint ausgesuchtes Unglück auch mir.

Da unten das Land, wo im *Sinkflug des Adlers*
Statt seiner Möglichkeiten, vorgeblich unbegrenzt viele,
nur noch Nutzenkalkül Trump-etet wird: „America first“!
Und, ach Angelina, was da gezählt und entschieden hat,
war, wohl berechnet, auch *die Macht der Gefühle!*

Der will Geschäfte machen, läßt's krachen,
und der könnte nur lachen über die große
ökosoziale Transformation, verstünd er davon
immerhin einen Hauch – nicht nur vom verächtlichen
Spiel um die Wählergunst - gewiss, auch eine Kunst.

Die Passion geht und ging schon immer voran!
Und die Herrschenden haben es immer gewusst:
Ängste und Leidenschaften, die braucht es dann,
ihre Herrschaft zu festigen, kühl, wohl bedacht.
Schmerz, Glück und Liebe? Belächelt, vor der Nacht!

Denn ihr Kalkül schafft die Schrecken der Welt,
die in leuchtenden Farben nun unter mir liegt,
grenzt unseren Möglichkeitsraum herrschaftlich ein.
Und wir? Ein Geschlecht, dem nicht zu helfen ist?
Wohin unterwegs? Vereinzelt, allein wissen wir's nicht!

Der Faschismus ist in der Tat die Verachtung. Umgekehrt bereitet jede Form von Verachtung, in die Politik eingedrungen, den Faschismus vor oder führt ihn ein.

Albert Camus

Die Revolte Albert Camus' und die Perspektive eines digitalen Sozialismus

Wie aber finde ich, finden wir diese Gründe, von denen Camus spricht? Er schreibt in einem seiner Mittelmeer-Essays von der *Versuchung, sich von dieser düsteren und abgezehrten Welt abzuwenden*. Dagegen gewandt fährt er jedoch sogleich fort: *Aber es ist unsere Epoche, und wir können nicht leben, indem wir uns selbst hassen*. Allein durch das *Übermaß ihrer Tugenden und durch die Größe ihrer Fehler*, seien wir in unsere Lage geraten. Dagegen sei auf *das Erkennen der Welt, das Verneinen des Fanatismus, die Grenzen der Welt und des Menschen, das geliebte Antlitz, die Schönheit endlich* zu setzen. Sie, unsere unter diesen Gesichtspunkten gefasste menschliche Lebenswelt, macht er zum Kern seines mittelmeerischen Denkens. Im der Philosophie und auch in den Mythen der alten Griechen ist deren angemessenes Verständnis aus seiner Sicht von uns neu zu entdecken.

Nachdem ich eben noch als philosophisch leidlich fundierter Sozialwissenschaftler über Demokratie und Transformation nachgedacht habe, also darüber, wie die Verhältnisse unter denen wir heute leben, vielleicht ein wenig zu bessern wären, knüpfe ich nun, zum Schluss dieser Reflexionen erneut bei einem der großen Dichter an. Es geht nicht mehr um die Hoffnung Friedrich Hölderlins, dass sich mit dem Anbruch einer neuen Zeit *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*. Es geht vielmehr um die Frage, ob und wie wir unsere Welt so zu verändern vermögen, dass sie dem von Camus so eindringlich literarisch gestalteten Gefühl besser entsprechen könnte, *auf hohem Meer zu leben, bedroht, im Herzen eines königlichen Glücks*. Nach Inspiration dazu suche ich einmal mehr bei einem von jenen, die in den Worten Hannah Arendts *über den Vorrat des menschlichen Gedächtnisses Wacht halten, indem sie die Worte finden und prägen, an die wir anderen uns dann halten*. Doch den Impuls dazu, über diese Herausforderung nochmals weiterführend nachzudenken als philosophisch fundierter Sozialwissenschaftler und als Literat, geben mir die Überlegungen eines Politikwissenschaftlers und Journalisten. Der setzt mit seinen Überlegungen ganz anders an. Ausgehend von unseren heutigen technisch-wissenschaftlichen Möglichkeiten denkt er über die Herausforderung und über die Möglichkeiten einer tiefgreifenden Veränderung unserer durch die Institution des Marktes geprägten globalen Welt nach.

Planung funktioniert: nicht in Mises' Theorie, mit Sicherheit aber in der Praxis

Harald Staun fragt in einem Artikel im Feuilleton der FAZ, ob nicht *angesichts des Klimawandels und anderer von den Kräften des Marktes nachhaltig ignorierte globaler Herausforderungen ein Paradigmenwechsel (...)* notwendig sei, *um den Planeten zu retten*. Im Blick auf die in unserem digitalen Zeitalter von Großkonzernen längst durchgesetzter Formen der Planung und Organisation von Produktion und Absatz im globalen Rahmen schließt er sich einer These von Leigh Phillips und Michal Rozworski an. Die beiden schreiben, gegen die Dogmen eines Friedrich A. Hayek

und Ludwig von Mises gerichtet, die das wirtschaftswissenschaftliche Denken unserer Zeit immer noch beherrschen: *Planung funktioniert vielleicht nicht in Mises' Theorie, aber mit Sicherheit in der Praxis*. Es geht aber, wenn die Krisendiagnose stimmt, die er in seinem Artikel aufgreift, nicht nur um alternative, heute technisch mögliche Steuerungsmöglichkeiten, die dem Markt überlegen sind, wie sich das in der Praxis global agierender Konzerne tag-täglich zeigt. Es geht um eine grundlegende Veränderung unserer Arbeits- und Lebensweise im Rahmen einer deliberativen Demokratie. Dies jedenfalls wäre der Kern eines *Digitalen Sozialismus*. Über dessen Möglichkeit, gar Notwendigkeit denkt Staun in seinem Artikel im Feuilleton der FAZ nach. Die Frage ist, so formuliert er, *ob eine kybernetische Gesellschaft ohne vollautomatische Konformitätsregime und chronischen Optimierungsdruck überhaupt denkbar ist*. Oder, in anderen Worten, es geht in seinem Artikel darum, ob und wie die gesellschaftliche Arbeit so zu organisieren wäre, dass sie das Leben aller Menschen auf diesem Planeten lebenswerter machen kann.

Im *Forum Neue Politik der Arbeit* führen wir seit gut einem Jahrzehnt eine Debatte über die Weiterentwicklung unserer demokratischen Ordnung. Uns beschäftigt die Frage nach den Bedingungen der Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft im Zeichen der Digitalisierung, also der Bedingungen *Neuer Arbeit*. Harald Stauns Artikel hat mich vor diesem Hintergrund geradezu 'elektrisiert'. In den Debatten, an denen ich beteiligt bin, geht es im Sinne Albert Camus' nicht um die Revolution, sondern um die Revolte, sie sich *auf die Wirklichkeit (stützt)* und sich deshalb *von unten nach oben vollziehen* muss, wie Camus in seinem *mittelmeerischen Denken* dargelegt hat. Die menschengerechte Gestaltung und die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft - beginnend 'von unten', also am Arbeitsplatz und dann weiter in Betrieb und Unternehmen – steht da im Zentrum. Doch Marktwänge, definiert nach den Maßstäben ökonomischer Effizienz und Profitabilität, ziehen solchen Demokratisierungsversuchen enge Grenzen. Die Frage nach Alternativen zu den Steuerungsmechanismen des Marktes bringt größte, theoretisch ungelöste Probleme mit sich. Hier nun ist der Artikel in der FAZ ungemein anregend. Die größte Stärke seines Autors dürfte jedoch darin liegen, dass er eben nicht einfach eine vermeintliche technische Lösung offeriert. Die Herausforderung wäre es ja, die Wirtschaftsbürger*innen nicht nur als Konsumenten - und so im Grunde manipulativ – einzubeziehen. Und so liest sich zu Beginn seines Artikels auch die kleine Skizze des "chilenische Projekts", das 1973 gewaltsam beendet worden ist. Die Menschen müssten vielmehr zugleich auch als Produzenten befähigt werden, bzw. sich selbst sukzessive befähigen, eine neue Rolle als Wirtschaftsbürger*innen verantwortlich wahrzunehmen.

Dann aber müsste gelten: Die deliberative Demokratie benötigt Zeit. Es wird also darauf ankommen, so hat *Rüdiger Safranski* in seinem Buch *Die Zeit- was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen* ganz zutreffend analysiert, *andere Arten der Vergesellschaftung und Bewirtschaftung der Zeit zu entwickeln und durchzusetzen*. Dies aber, so schreibt er weiter, habe man im Politikbetrieb noch *nicht so recht begriffen*. Es gehe hier um eine *politische Machtfrage, die verschiedenen Geschwindigkeiten - die der Ökonomie und die der demokratischen Entscheidungsprozeduren – auf-*

inander abzustimmen, was darauf hinauslaufen müsste, die Ökonomie unter die Eigenzeit demokratischer Entscheidungen zu zwingen und nicht umgekehrt. Mit anderen, technisch denkbaren Steuerungsmechanismen als denen des Marktes, auf dem die Profitabilität im Hinblick auf eingesetztes Kapital immer das durchschlagende Kriterium ist, wäre dann vor allem auch über andere Steuerungsziele nachzudenken. Die Herausforderung wäre also, dass eine demokratische Gesellschaft sich über solche Ziele verständigen müsste. Dass es solche neuen Zielfindungsprozesse geben könnte, erscheint jedoch als utopisch. Wir müssten dann also darüber nachdenken, was wir mit unserer Zeit machen *könnten*, und dann ginge es sozusagen um ein Nachdenken über Demokratie als Lebensform - und nicht nur als bester aller schlechten Herrschaftsformen (Winston Churchill). Das wäre wirklich neu. Aber dass die technischen Möglichkeiten vorhanden sind, hier mit neuen Steuerungsmöglichkeiten in den Markt einzugreifen und Alternativen zu entwickeln, ist eine Botschaft, die in Zeiten unübersehbarer Krisenentwicklungen immerhin einen starken Impuls geben sollte, hier wirklich neu nachzudenken.

Cornelius Castoriadis (1985) entfaltet in seinem Entwurf einer politischen Philosophie einen Begriff von *Gesellschaft als imaginärer Institution*. Wir sind in ihr immer ideologisch befangen. Er analysiert auf einer im Vergleich vielleicht tieflegendsten, jedenfalls aber höchst abstrakten Ebene, wie gesellschaftlich konstituierte Weltdeutungen, das, was Michel Foucault gesellschaftliche Wahrheitsregime nennt, zustande kommen. Sie müssen aus Castoriadis' Sicht immer aus dem – nie auf einander zurückführbaren - Zusammenwirken von dem *gesellschaftlich Imaginären* der *instituierenden Gesellschaft* und dem *radikal Imaginären* der *Psycho-Soma-Einheit*, die jeder einzelne Mensch von seiner Geburt an ist, hervorgehen. Den Menschen des Mittelalters ist im Ergebnis solchen Zusammenwirkens ein für sie gottgegebener Unterschied zwischen Leibeigenschaft und Adel, also Armut und Unterordnung hier, Macht, Herrschaft und Reichtum dort, genauso selbstverständlich gewesen, wie uns das heute der gesellschaftlich gesetzte Unterschied zwischen abhängiger Arbeit und Unternehmertum ist - also die Konzentration der Hälfte des Vermögens auf diesem Planeten in den Händen einiger tausend Milliardäre und der erbärmlichen materiellen Armut von Milliarden von Menschen. In gewisser Weise läuft das auf eine Analyse hinaus, die das Theorem der Unverfügbarkeit von Institution bekräftigen könnte, das der konservative Institutionentheoretiker Arnold Gehlen behauptet. Aber soziologische Institutionentheorien interessieren Castoriadis nicht, wie er in seinem Buch ja überhaupt nicht das Ziel verfolgt, eine soziologische Analyse oder gar Theorie gesellschaftlicher Entwicklung zu erarbeiten. Ihm geht es um einen grundlegenden Nachweis der prinzipiellen Möglichkeit einer wirklich radikalen revolutionären Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft. Der Clou – und zugleich die Problematik - seiner theoretischen Anstrengung liegt darin, dass er, sozusagen gegen stets wirksame Tendenzen institutioneller Erstarrungen an, ganz konsequent, und durchaus mit Emphase, am Ausgangspunkt und Kern der Revolutionstheorie des jungen Marx festhält – oder auch der jungen Hegel und Hölderlin! Als politisch engagierter Intellektueller, also auf einer praktisch politischen Ebene, tut er dies über drei Jahrzehnte seines Lebens hinweg in direkter Anknüpfung an sein zunächst stark marxistisch ge-

prägtes Denken. Sein Buch könnte man auch als eine Art Bilanz dieser dreißig Jahre im Übergang zu seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten lesen, in denen er sich auf seine Arbeit als Psychotherapeut konzentriert hat.

Oskar Negt und Alexander Kluge schreiben, ebenfalls mit Bezug auf Karl Marx in *Geschichte und Eigensinn* vom durch das Kapital geschaffenen realitätsmächtigen aber falschen gesellschaftliche Gesamtarbeiter.

Die Konzeption des Gesamtarbeiters ist der Scheitelpunkt der politischen Ökonomie des Kapitals, die hier von der Seite der Entwicklung des Objekts wie der Kategorien, die sie verwendet, aus der Sache heraus auf eine Erweiterung hintreibt. Setzt nämlich das Kapital tendenziell gesellschaftliche Arbeitskraft frei, im gleichen Maße wie es diese Arbeitskraft untereinander kombiniert, so drückt sich darin nicht nur eine wachsende Stärke der Kapitalmacht aus, sondern geschichtlich gesehen auch eine Schwäche, weil das Kapital immer weniger imstand ist, sich als einzig produktives Zentrum der Gesellschaft darzustellen. (...)

Unter dem Gesichtspunkt der Nichtemanzipation existiert dieser Gesamtarbeiter, er ist zusammengefügt durch die identitätsstiftende Funktion des Kapitals, durch welche die vielfältigen, auch widersprüchlichen Beziehungen der Arbeitsvermögen untereinander reduziert werden auf jene für die Kapitalverwertung nützlichen und anwendbaren Eigenschaften.(...)

Der Gesichtspunkt der Emanzipation macht es also erforderlich, diese Einheit der gesellschaftlichen Arbeitsvermögen aufzulösen und die Realisierung der Arbeitsvermögen, sofern sie ausschließlich unter der Kommandogewalt des Kapitals besteht, aus den Kategorien der Kapitallogik zu befreien. Zunächst mag dieser Schritt wie ein Sprung in die Realitätslosigkeit erscheinen.

Zu beachten ist: dieser Gesamtarbeiter ist ‚keine Klasse an sich‘, aus der die Geschichte, einer innerer Logik des Kapitalverhältnisses folgend die ‚Klasse für sich‘ werden lassen wird. Das wäre der Kern des von Camus so bezeichneten *prophetischen* Marxismus. Im Ergebnis einer wissenschaftlichen Analyse geht es hier jedoch um die Darlegung innerer Logiken, Marx spricht von ‚Gesetzmäßigkeiten‘, der Entfaltung des Kapitalverhältnisses in seinem idealen Durchschnitt. Reale historische Entwicklungen lassen sich aber nur mittels konkreter Entwicklungen erschließen – und die sind zur Zukunft hin immer offen. Im Zusammenhang der wissenschaftlichen Analyse Marxens begegnet uns also eine These zur Entfaltung lebendiger menschlicher Vermögen. Die freilich gilt es aus unserer ganzen, viel früher und viel tiefer herrschaftlich geprägten, Gattungsgeschichte heraus zu verstehen. Und für ihr analytisches Verständnis dürften vielfältige analytische Differenzierungen hilfreich sein. Hannah Arends Unterscheidungen von Arbeiten, herstellen und Handeln, weiter dem Denken, Wollen und Urteilen – und schließlich auch dem Lieben, dem sie in ihrem Denktagebuch manche anregende Überlegungen gewidmet hat - sind hier einem Arbeitsbegriff, der dies alles übergreifen soll, sicherlich überlegen. Vorauszusetzen ist dann aber, dass man diese analytischen Unterscheidungen nicht als Realtrennungen im Hinblick auf unterschiedliche Formen menschlicher Praxis in verschiede-

nen gesellschaftlichen Sphären begreift. Was wir Menschen aus den in solcher Vielfalt in uns angelegten Möglichkeiten – und der Weise, in der wie sie bisher geschichtlich ausgeprägt haben - heute und zukünftig weiter machen können, ist offen. Es gibt Gründe zur Skepsis und zur Zuversicht, wie Richard Sennett zeigt. Jedenfalls aber ist die Herausforderung, das Verhältnis von *Arbeit und Demokratie* anders und besser zu gestalten, zwar eine sehr wichtige aber nicht *die* gegenüber allen anderen herausgehobene Herausforderung, der wir heute gegenüberstehen. Ich diskutiere das ausführlich in meinem sozial- und geisteswissenschaftlich angelegten Buch *Arbeit und Demokratie*, das ich parallel zu meinen Annäherungen an Friedrich Hölderlin in Lyrik und Prosa fertiggestellt habe.

Die zentrale These des Artikels von Harald Staun lautet nun: Die Realität kritisiert heute das Dogma der Marktwirtschaft, das Hajek und seine Anhänger zu einer sogenannten ‚natürlichen Ordnung‘ erklärt haben. Aus der Argumentation von Cornelius Castoriadis können wir aber lernen, weshalb das neoliberale Projekt der vergangenen vier Jahrzehnte vor allem darin erfolgreich gewesen ist, *die identitätsstiftende Funktion des Kapitals* im Sinne einer naturgegebenen Ordnung tatsächlich zu stärken – unbeschadet aller krisenhaften Entwicklungen und immensen Herausforderungen, die es uns beschert hat. Das *Ego* – im *Spiel des Lebens* wird ja nicht nur theoretisch propagiert: es wird durch eben dieses Projekt tag-täglich praktisch gestärkt. Frank Schirrmacher hat das überzeugend dargelegt. Wir könnten auch nachlesen, dass führende Protagonisten dieses Projekts genau das als ein ganz wesentliches Ziel immer schon propagiert haben. Die 1947 angesichts der wohlfahrtsstaatlich ausgerichteten Nachkriegsdemokratien gegründete Mont Pélerin Society verfolgte nicht zuletzt das Ziel, die Marktwirtschaft zu vollenden, *bis sie als Ordnungsbild in allen Köpfen lebt und als selbstverständlich empfunden wird*; und der deutsche Ordoliberaler Alexander Rüstow, hat in den 1920er Jahren für einen autoritären Verfassungsstaat in der festen Überzeugung plädiert, dass das authentische Bedürfnis der ‚Masse‘ darin bestünde *anständig geführt zu werden*. Eine klare Trennung zwischen ‚Masse‘ und Elite ist solchem Denken inhärent. Die Selbstermächtigung der Menge der Vielen erscheint ihm als undenkbar. Zugleich können wir von Oskar Negt und Alexander Kluge lernen, dass das Ernst-Machen-Wollen mit dem, was Harald Staun den *Digitalen Sozialismus* nennt, und was auf eine grundlegende Veränderung der Arbeits- und Lebensweise aller zielt, *wie ein Sprung in die Realitätslosigkeit erscheinen kann*.

Die *Grenzen technisch denkbarer Lösungen* sind damit klarer umrissen, denn es gilt: Eine von der technischen Seite her geführte Argumentation, dass die neuen Produktions- und Vertriebstechniken *nur darauf warten, beschlagnahmt und umgewidmet zu werden*, muss die voranstehenden Überlegungen in Rechnung stellen. Zugleich wäre die kurzschlüssige und irreführende Schlussfolgerung der vermeintlich einfachen Beschlagnahme geeignet, zu verdecken, welche ungeheuren gesellschaftlichen Machtfragen damit aufgeworfen werden. Die Realisierung eines alternativen Entwurfs, der auf den ersten Blick utopisch anmuten muss, ist nicht nur allein radikal demokratisch denk- und realisierbar, sie ist immer zwingend mit der Frage nach der

Verfügung über die Produktionsmittel verknüpft. Es spricht gewiss viel dafür, dass man weitere Arbeit darauf verwenden sollte, herauszuarbeiten, dass die technischen Möglichkeiten für einen solchen Entwurf heute vorhanden sind. Aber die Beschlagnahme und Umwidmung der neuen, Produktions- und Betriebsformen, die eine dynamische und flexible gesellschaftliche Planung an die Stelle des Marktes setzen könnten, wird nur denkbar, wenn man mögliche Alternativen schrittweise erprobt und erst nach erfolgreichen tentativen Versuchsprozessen verallgemeinert. Doch auch solche ersten Schritte sind voraussetzungsvoll.

Worum es hier im Kern geht, das ist eine neue Antwort auf die Frage nach *Maß und Maßlosigkeit*, die *Albert Camus* am Schluss von *der Mensch in der Revolte* in aller Schärfe aufwirft. Er erklärt am Ende seiner *langen Studie über die die Revolte und den Nihilismus (...)*, dass die *Revolution ohne andere Grenze als die geschichtliche Wirksamkeit grenzenlose Knechtschaft bedeutet*. Geschichtliche Wirksamkeit, das zielt auf den *prophetischen Marxismus*, der die Hegelische Geschichtsphilosophie nicht in der Gegenwart des preußischen Staates enden ließ, sondern auf deren Verwirklichung in einer vor uns liegenden Zukunft zielte. Hannah Arendt nennt dies in ihrem *Denktagebuch* einen *katastrophalen* Unterschied, Camus spricht polemisch von *Marxens deutscher Ideologie*. Es geht ihm um die Kritik der *Maßlosigkeit* von *Ideologien, die unsere Welt lenken*. Sie stammen *aus der Zeit der Wissenschaftlichen, absoluten Größen*. Sie gründen im bürgerlichen 19. Jahrhundert. Sie haben mit den Fortschritten der Naturwissenschaften eine Fortschrittsgläubigkeit erzeugt; und sie haben bei den ‚Machern‘ solchen Fortschritts zugleich ein elitäres Denken befestigt. Es ist keineswegs nur für die am Ende diktatorischen Eliten eines jakobinischen Marxismus kennzeichnend gewesen. Heute, nach dem Ende eines vermeintlich existiert habenden Sozialismus ist es auch in unseren Eliten verbreitet.- ebenso wie die uns nahezu alle nach wie vor beherrschenden Vorstellungen eines stetigen wissenschaftlich-technischen Fortschritts und ebenso stetigen wirtschaftlichen Wachstums, die sie uns verheißen.

Wir leben in einer zutiefst *herrschaftlich* geprägten Welt. Gegen alle Grenzen, die repräsentativ-demokratische Ordnungen in sie immerhin eingezogen haben, droht in Krisenzeiten stets aufs Neue der Aufstieg autokratischer Herrschaftsformen. Der *literarische Philosoph* und *philosophische Literat* Camus fordert angesichts der herrschenden Maßlosigkeit im Umgang mit dem Elend, aber eben auch der Schönheit unserer Welt, die Einsicht in die Grenzen unserer endlichen irdischen Existenz nie aus den Augen zu verlieren. So konstatiert er in seinem Mittelmeer-Essay *Helena im Exil* im Blick auf die ihm wichtigen Traditionslinien der griechischen Philosophie: *Das griechische Denken wurde immer durch die Vorstellung der Grenze aufgehalten (...)* *Unser Europa hingegen, in die Eroberung der Totalität geschleudert, ist die Tochter der Unmäßigkeit*.

Für den Schriftsteller Camus ist *die Kunst (...)* *die Bewegung, die preist und verneint zu gleicher Zeit, die Forderung nach Einheit und Zurückweisung der Welt*. Für ihn schafft der *Künstler die Welt auf seine Rechnung neu*, schreibt er *in der Mensch in*

der Revolte, und weiter heißt es dort: *Der Roman entsteht gleichzeitig mit dem Geist der Revolte und zeugt auf ästhetischer Ebene vom gleichen Ehrgeiz*. Und an anderer Stelle heißt es: *Das wahre Kunstwerk entspricht immer menschlichem Maß*. Hannah Arendt verwendet in ihren nachgelassenen Schriften zur Politik den Begriff des Kunstwerks bemerkenswert anders. Sie schreibt: *Letzten Endes ist die Welt immer ein Produkt der Menschen, ein Produkt des Amor mundi des Menschen. Das menschliche Kunstwerk*. In diesem Sinne stehen wir in einer Zeit, in der von ernst zu nehmenden Wissenschaftler*innen vom möglichen Ende unseres Anthropozän gesprochen wird, vor der Frage, ob wir zu der Kunst begabt genug sind, eine größere Dauerhaftigkeit unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit* auf diesem Planeten, so ebenfalls Arendt, zu bewerkstelligen. Ich finde es kaum überraschend, wenn ich bei meinem Nachdenken über solche Fragen immer wieder bemerke, wie sich wissenschaftliche, philosophische und literarische Zugänge zu unserer sozialen Wirklichkeit stets aufs Neue miteinander verschränken.

Die Herausforderungen sind noch immer die, die die Denker der radikalen Philosophenfraktion der Französischen Aufklärung, schon vor 250 Jahren sehr klar formuliert haben. Es geht in den Worten *Philipp Bloms* noch immer, und angesichts der drohenden ökologischen Krise mehr denn je, um *ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten*“. Und die ökologischen, sozialen, ökonomischen und politischen Herausforderungen sind dabei praktisch untrennbar miteinander verwoben. Wenn Diderots engster Mitarbeiter an der Enzyklopädie, der Chevalier de Jaucourt dort in einem Artikel zum Stichwort *Patriotismus* schreibt: *Der wahre Patriotismus gründet auf der Anerkennung der Menschenrechte gegenüber allen Völkern der Welt*, und wenn Diderot selbst nach einer Reise in das durch das Kaufmannskapital geprägte Holland schreibt: *Der Kaufmann ist ein schlechter Patriot. Er lässt seine Mitbürger Hungers sterben, um einen Sou mehr zu verdienen*, dann sind hier sozial, ökonomisch und politisch ein Programm, und eine Realität beschrieben, an dem sich der große Enzyklopädist Denis Diderot wissenschaftlich, philosophisch und künstlerisch abgearbeitet hat.- und es handelt sich um eine Realität der wir uns heute angesichts multippler Krisenentwicklungen innerhalb der EU wie an ihren Grenzen immer noch gegenübersehen.

Die radikalen Vordenker unseres demokratischen Projekts der Moderne haben zugleich radikaldemokratisch gedacht. Sie wollten dem Volk das Recht geben, *zu beratschlagen, zu wollen oder nicht zu wollen*, denn, so Diderot weiter; *ohne dieses Recht gleichen die Untertanen einer Herde, deren Forderungen man verachtet – unter dem Vorwand, dass man sie ja auf fette Weiden führe* Um unser *menschliches Kunstwerk* im Angesicht der Krisendrohungen unserer Zeit menschengerechter und dauerhafter zu gestalten, werden wir nicht nur neue technische Möglichkeiten nutzen müssen. Es geht vielmehr darum, ob und wie die Wirtschaftsbürger*innen unserer Zeit in die Lage versetzt werden, und sich selbst dazu befähigen können, aktiv an der Beratschlagung über gesellschaftlich gesetzte Ziele teilzunehmen. Wir bedürfen dazu

dringlich unserer Vorstellungskraft, und wir müssen unsere Urteilsfähigkeit in unserer alltäglichen Praxis schulen, die es im Sinne einer stetig weiter fortschreitenden Demokratisierung voranzutreiben gilt. Es geht dabei um so etwas wie eine Utopie, die menschlichem Maß entspricht.

Allzu sorglos bei unserer Arbeit und nicht bei uns – ‚verdichtende‘ Reflexionen

Der Arbeitskraftunternehmer

Sein Jahrhundert bricht nunmehr an,
so sagen uns kluge Beobachter
des Wandels unserer industriellen Welt.
Und dringend brauchen wir ihn sodann,
seine Tugenden, mit Bedacht. Er
ist es, der unseren Wirtschaftsstandort erhält.

Denn er denkt mit
und er zeigt Initiative,
ist anspruchsvoll, auch gegen sich,
und wird niemals müde.
Er organisiert sich im Team,
verfolgt die vereinbarten Ziele
ist als Singel mit seinem PC intim,
und zum Glück gibt es von ihm so viele.

Als moderner Typus menschlicher Arbeitskraft
ist er es, der unsere Zukunft erschafft.
Er ist's der den Mythos der Arbeit erhält,
fortdauern lässt die arbeitszentrierte Welt,
er, männlich, der Arbeitswelt hingegeben,
die Sinn gibt, seine Zeit frisst, sein Leben.

Hernach denkt er nicht lange,
zeigt kaum einmal Initiative,
ist anspruchslos, grad gegen sich,
ist oftmals auch viel zu müde.
Sie organisiert zu Hause das Team,
müht sich noch um gemeinsame Ziele,
er als Singel mit seiner Arbeit Mühe
zehrt von der Substanz seiner Kleinfamilie.

Doch als Repräsentant dieses Typus von Arbeitskraft,
der teilautonom, selbstreflektiert Werte schafft,
der als männliche Form der Sorge die Arbeit
zugleich weiter heiligt wie eine letzte Wahrheit,
Denkt und sucht er auch weiter, er ist doch der,
der vielleicht auch einmal Dichter seines Lebens wär'.

Aber das denkt er nicht allein,
dies Bewusstsein ist ein ‚Dazwischensein‘,
im Netz mit Anderen, da ließ' es sich finden,
zu anderen, neuen Sinnstiftungen verbinden.
Der flexible Mensch fänd' sich am Ende neu,
ja womöglich würd' er etwas arbeitsscheu,
Himmel, der Wirtschaftsstandort geriet in Gefahr,
wenn er nachhaltig dächte, was noch nie so war!

Der Arbeitskraftunternehmer aus diesem Grunde
und zu unser aller Wohl in dieser Stunde
bleibt deshalb sehr sorgfältig eingebunden
in Zielvorgaben, über die er nie selbst befunden,
scheinselbständig, teilautonom nur zu gewissem Grad,
fern von schnödem Interessenstreit, weiter laufend im Hamsterrad.

Und dann denkt er wieder mit,
und er zeigt Initiative,
ist anspruchsvoll, auch gegen sich,
und wird niemals müde,
er organisiert sich im Team,
verfolgt die vereinbarten Ziele
ist als Singel mit seinem PC intim,
und zum Glück gibt es von ihm so viele.

Immer weniger Menschen haben die Möglichkeit, ihrem Leben über ihre Arbeit einen Zusammenhang zu geben. Es ist schwierig, zu verstehen, dass wir den Großteil unserer Zeit mit Arbeit verbringen, wir diese Arbeit aber auf kein langfristiges Ziel ausrichten können. Uns geht, wenn wir weder am Arbeitsplatz noch im privaten Bereich unsere Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln können, die Autorschaft unseres Lebens verloren.

Richard Sennet

Out Door Training

Ruhe und Klarheit des Nordens, unwirklich schöne Natur,
Weiter Horizont, Kiefern und Felsen, wilde Wasserläufe und Seen
Fern Mühe und Last des Alltags, von täglicher Hast keine Spur.
Wir-Gefühl, Unternehmenskultur, um den Mitarbeiter soll es gehen.

Neue Marktversprechen: Hier sammelst du Kraft und brichst auf!

Sie zeigen ihr strahlendstes Lächeln, Trainer und Trainerin;
Out Door Training: Das vermarkten, und das verkörpern sie ganz:
So im Team kann, soll jeder den anderen mit sich ziehen,
kreativ Ziele erreichen, fit sein im Hochleistungstanz.

Überschreitung des Horizonts, der Arbeitskraftunternehmer im raschen Lauf!

Das muss Spaß machen: Den grauen Alltagstrott ganz hinter sich,
selbst wenn hier die Landschaften irdischer, menschlicher sind,
die Gruppe erleben, aufgehoben in ihr, voll Vertrauen in dich,
voll Tatkraft in den Alltag, wo das eigene Team den Erfolg erringt.

Ganz innerhalb des alten Horizonts ausstechend alle die Anderen, überleben.

All deine Kraft für dein Team, damit es besteht im Getriebe,
für deinen Erfolg im Team alle Energien gebündelt und du hofiert,
alle Erfolge erringst Du für Dich, auch im Team persönliche Siege.
Weiter oben auf der Leiter werden sie mit Gewinnanteilen honoriert.

Out Door Training bringt Dich voran – Andere treibt's an den Rand
Out Door eben.

Bei unserer Arbeit nicht bei uns – sorglos¹

Unermüdlich erzeugen, beschaffen, *besorgen*
wir die Dinge des täglichen Bedarfs.
Eine überfließende Welt von Waren
erdrückt uns Arbeitstiere beinah,
ist Luxus für einige wenige,
den meisten ein unerfüllter Traum.

Danach *entsorgen* wir glitzernden Müll,
dass dies sinnentleerte Getriebe nicht stockt.
Was wir produzierten mit Bienenfleiß,
hat nun die Gesellschaft am Hals,
ist oft toxisch, gilt es rasch loszuwerden
kostensparend und wo man's nicht sieht.

So *versorgen* wir uns und Andere,
schaffen stetig Neues heran,
folgen den wechselnden Moden.
Und so up to date ist sie verbraucht,
die Zeit, die wir nutzen wollten
für uns, füreinander, zum Leben.

Allzu selten *umsorgen* wir die,
die uns einst aus Liebe umsorgt,
und die heute mit uns leben, uns lieben.
Und *vorsorgen* tun wir so kaum
auf eine unsichere Zukunft hin,
die unser rastloser Alltag verzehrt.

Und für die, die bald verschlissen sind,
„arbeitsbedingt vorgealtert“ sagt die Wissenschaft,
wird *Fürsorge besorgt* - und schlecht bezahlt.
Denn uns teuer sind Waren, nicht Menschen.
Wahrhaftig, wir sollten *besorgt sein* um uns,
uns *sorgen* um unsere „verkehrte“ Welt.

Aber so leben und arbeiten wir:
achtlos, *sorglos*, verschwenderisch,
vernutzen unsere doppelt reiche Natur,
besinnen uns kaum auf unser Tun,
gestalten das Leben als Warentausch
und sein Reichtum entgeht uns, da wir vergehn.

¹ Angeregt durch einen Vortrag von C. Klinger auf der Tagung „Arbeit neu Denken“, Jena, Juni 2011. Es „Heidegger“ ein wenig, aber die Frage nach unserem Sinn, nicht nach dem Sein, vielmehr nach dem Werden im von uns *losgelassenen Verzehrungsprozess*, von dem Hannah Arendt in ihrem *Denktagebuch* spricht, sie stellt sich zunehmend drängender.

Im Vergleich zum Totalitarismus ist der Neoliberalismus allerdings weit weniger in der Lage, uns zur Annahme seines Menschenbildes zu zwingen. Wir können sein Angebot, unser Selbstbild jeder Emotion und Wertorientierung zu berauben, jederzeit zurückweisen. Aus diesem Grund ist das Leben in liberalen kapitalistischen Gesellschaften noch immer unermesslich akzeptabler als das in faschistischen oder sozialistischen. Doch je mehr Bereiche unseres Lebens einer marktförmigen Kalkulation unterworfen werden, desto schwieriger wird es, den anderen Aspekten des Menschseins die Treue zu halten, und desto mehr werden wir zu jenem 'eindimensionalen Menschen', den Herbert Marcuse schon 1964 beschrieb.

Colin Crouch

Die Anmaßung des Wissens

Der Trubel der Shoppingmail – dröhnende Stille:
die Menschen eilen, sie kaufen den Plunder,
den die Bilder der Werbung begehrt machen,
den oft Kinderarbeit so billig macht. Und die Menschen,
sie sehen fast aus wie Abziehbilder von den
Werbeplakaten, auf denen man immer fröhlich lacht.
Selbst im Buchladen nur noch marktgängiges, Zeugs
Leere Träume, Glücksversprechen, bloßer Zeitvertreib.
Ach diese Glitzerwelt ist so öde und leer,
aber draußen, die Bettler, die Abgehängten
sie blicken sehnsuchtsvoll doch hierher.

Wir maßen uns unser Wissen nur an,
sind Produkte einer Evolution,
die Eliten und Massen hervorbringt und
die niemand wissend gestalten kann.
Das ist Hayeks Denken. Doch der Haken dran
ist, dass er am Ende das Denken vergisst,
weil der Markt es ja doch immer besser weiß,
der sie erzeugt, diese Glitzerwelt aus Eis.

Doch so im sinnlosen Lauf unserer Welt
Ist es nicht gut um uns bestellt.
So nur als Einzelne, verlieren wir uns
ob Marktteilnehmer oder längst abgehängt,
ob im Dickicht der Städte oder an ihrem Rand.
wo schon lange die Apokalypse tobt, die sein
„blue eyed son“ sah und von der er sang
und noch immer singt. Und unsere Ohren sind taub.
Doch einige von uns hoffen noch auf Veränderung,
auf die „winds of change“, dass sie wehen mögen und
dass der Versuch der Befreiung von neuem beginnt.

Aber wir wissen nicht, wer wir sind, wir
die ihre Zukunft immer erst vor sich haben,
heut noch wie Schlafwandler vorwärts eilen.
betäubt von der lärmenden Stille, gedankenlos blind.
Aber vor uns, da liegt ein Möglichkeitsraum,
der uns tatsächlich doch zugänglich wäre, wenn wir
von Neuem begännen zu streiten: um unsere Ziele,
unseren Weg und den Sinn dieses Treibens.

Denn erschließen können wir sie uns unsere Welt,
wenn wir mit verständigem Austausch beginnen,
darüber was wir hier eigentlich tun,
darüber was wir für Träume haben,
darüber, wie hohl die Versprechen sind,
die der glitzernde Markt uns allen macht,
auf dem einige Alphamännchen die Welt,
die uns allen gehört, wenn wir endlich denken,
so gestalten, dass sie die ihre ist
und alle die Träume der Vielen verwelken.

Doch wir maßen uns unser Wissen nicht an:
Diese neue Macht menschlicher Evolution,
die uns denkend gemacht hat in Kooperation,
zu Empathie und Zusammenhandeln begabt,
und den Haken daran, den erkennen wir schon,
dass es Zeit und Mut braucht, was wir können,
zu tun, und sie wahr zu machen all die Träume
die uns, denkend und handelnd, versprochen sind.

*Philosophie ist eine Bewegung, mit deren Hilfe man sich nicht ohne Anstrengung und
Zögern, nicht ohne Träume und Illusionen von dem Freimacht, was für wahr gilt, und
nach anderen Spielregeln sucht.*

Michel Foucault

Poesie, Philosophie und Wissenschaft im Licht des Denkens Albert Camus: Postskriptum

Es sind unterschiedliche Zugänge zu unserer sozialen Wirklichkeit, die ich in diesem Buch miteinander verknüpft habe: literarische, philosophische und sozialwissenschaftliche. Ich habe Analysen von Dichtern, Philosophen und Sozialwissenschaftlern herangezogen. Als Sozialwissenschaftler, der seine Arbeiten zunehmend philosophisch zu fundieren bemüht ist, und als selbst literarisch Schreibender habe ich mich so mit den Herausforderungen meiner Zeit auseinandergesetzt. Ich denke die wechselnden Zugangsweisen ergänzen einander. Sie schärfen meinen Blick. Die lyrische Ausdrucksformen erachte ich immer wieder als geeignet, Einsichten, die ich gewinne, in „verdichteter“ Form zum Ausdruck zu bringen.

Zu dem *literarischen Philosophen* und *philosophischen Literaten* Albert Camus werden meine Leser*innen bei all dem immer wieder eine große Nähe bemerkt haben. Die literarischen Kunstform des Essays, derer er sich so virtuos bedient, habe ich gleichermaßen zu nutzen versucht. Camus schreibt, immer das Gefühl gehabt zu haben *auf hohem Meer zu leben, bedroht, im Herzen eines königlichen Glücks*: Dieses Zitat aus dem letzten seiner Mittelmeeressays habe ich der Einleitung zu diesem Buch vorangestellt. Er beginnt seine Mittelmeer-Essays mit einem *Minotaurus* betitelten, 1939 geschriebenen Text über die Stadt Oran. Ihr darin gezeichnetes Bild macht er später zur Szenerie seines Romans *Die Pest*. Der Roman erschien zuerst 1947. Er wurde seinerzeit, zu Recht, auch als eine Parabel auf Camus' Erfahrungen des zweiten Weltkriegs interpretiert - und auf die Weise, in der wir Menschen mit dem Elend unserer Welt umgehen.

In seinem Essay ist Oran für Camus eine dem Meer abgewandte Stadt, die *zu Gestein erstarrt* ist. In ihr *bekämpfen sich die herrliche Anarchie des Menschen und die beständige Dauer des immer gleichen Meeres*. In seinem späteren Roman schreibt er von einer Stadt, die den meisten anderen ähnelt. Nur wenige würden sich davon abheben, die *eine Ahnung von etwas anderem haben* – eine Ahnung, die zwar auch nicht das Leben ändert, aber immerhin auch *doch etwas ist*. Seinen Essay über die Stadt, die vielen ähnelt und *für lange Zeit in geistloser Schönheit eingebettet liegt*, lässt er hingegen mit der Idee eines Aufbruchs enden. Darin ähneln die Riffe im Meer vor der Stadt *einer aufbrechenden Flotte*. Und *diese schweren Galionen aus Fels und Licht zittern auf ihren Kielen, als wollten sie zu den Sonneninseln segeln*.

Ein solcher Aufbruch ist dann das Thema des letzten seiner Mittelmeer-Essays. In dem Bordtagebuch *Das Meer* hat er ihn gestaltet. *Ich breche auf, zu jeder Stunde, lesen wir dort, reich beschenkt, wenn ich es will, und die Hoffnungslosigkeit kennt mich nicht*. Zwar gebe es für ihn, ebenso wie für den Hoffnungslosen, keine Heimat, denn er wisse, *dass das Meer vor und hinter ihm ist*. Doch dann zeichnet er ein Bild schier unermesslicher und überwältigender Weite auf diesem, unserem Planeten. Das ist ein Blick, noch ganz ohne die universalwissenschaftlichen Kenntnisse über die uns unvorstellbare, schier endlose Weite des Universums. Nietzsches agnosti-

scher Blick auf das ‚Ungeheure‘ unserer Welt in ihrem gleichzeitigen Glanz und Elend wird dem Leser in Erinnerung gerufen. Das Hohe Meer ist eine Metapher dafür. Doch gegen dieses Ungeheure erfolgt für den Philosophen des Menschen in der Revolte immer wieder der Aufbruch, und *die Tage auf dem Meer gleichen alle den Tagen des Glücks*. Camus schreibt jedoch auch:

Ich lag im Halbschlaf unter der Sonne des frühen Nachmittags, als ich plötzlich durch einen furchtbaren Lärm aufgeschreckt wurde. Ich sah die Sonne auf dem Grund des Meeres, und die Wellen beherrschten den stürmischen Himmel. Plötzlich entbrannte das Meer, die Sonne floss mir in langen eisigen Strichen in die Kehle. Um mich herum lachten und schrien die Matrosen. Sie liebten sich gegenseitig, aber konnten einander nicht verzeihen. An jenem Tag erkannte ich die Welt, wie sie wirklich ist, und ich beschloss, es hinzunehmen, dass ihr Gutes gleichzeitig böse sei und ihre Missetat heilsam. An jenem Tag begriff ich, dass es zwei Wahrheiten gibt und dass die eine davon nie ausgesprochen werden darf.

Der Linksnietzscheaner – literarischer Philosoph und philosophischer Literat – kommt damit, so verstehe ich diese Zeilen, nach einem viertel Jahrhundert und drei Jahre vor seinem frühen Tod, wieder bei den Anfängen seines philosophischen Denkens an. Er formuliert hier fast Nietzscheanisch. Doch Nietzsches Überzeugung, dass an dieser, unserer Welt nichts wirklich zu verbessern sei, spricht er nicht aus.

Nun habe ich in meinen beiden, auf meiner Homepage eingestellten Essays zu Camus betont, und daran halte ich unbedingt fest, dass dieser großartige Intellektuelle, Philosoph und Literat immer darauf bestanden hat, es gelte gegen das Elend der Welt anzukämpfen, um seinen Teil dazu beizutragen, sie wenigstens ein Stück weit menschengemäßer gestaltbar zu machen. Nietzsches großes Ja zur Welt und die Revolte gegenüber dem gegenwärtig Seienden bleiben für ihn auf engste und untrennbar miteinander verknüpft. Doch als Philosoph des Absurden ist er sich auch immer bewusst gewesen, dass uns dabei stets nur relative und vorübergehende Erfolge möglich sein werden.

Er selbst hat sich schon früh, unbeschadet seines beharrlichen intellektuellen Engagements, dazu entschieden, sich mit dieser Herausforderung vor allem als Schriftsteller auseinanderzusetzen. Er hat sich damit für eine Praxis entschieden, die vom politischen Zusammenhandeln von Menschen zunächst einmal deutlich unterschieden ist. Die politische Wirksamkeit dessen, was man als Schriftsteller oder Künstler tun kann, darf zudem als zweifelhaft angesehen werden. Und überhaupt ist der *schöpferische Mensch* nach seinem Verständnis die *absurdeste Gestalt* menschlicher Existenz in einer *Welt ohne Gott, bevölkert (...) mit Menschen, die klar denken und nicht mehr hoffen*. So formuliert er das im *Mythos des Sisyphos*.

Damit nähere ich mich einem Punkt, der beunruhigen könnte, und den ich in meinen früheren Essays zu Camus nicht abschließend für mich geklärt habe. Aber was können wir schon abschließend klären. Ich sehe den Linksnietzscheaner Camus auf einer Art Gratwanderung. In *Der Mensch in der Revolte* sieht Camus uns – in der Auf-

bruchsstimmung gegen Ende der 1940er Jahre – auf dem *Gipfel einer ununterbrochenen Anstrengung* angelangt, die *eine zusätzliche Kraft ist*. Eine Kraft zwischen der letztlich bequemen *Maßlosigkeit* der von ihm kritisierten *deutschen Ideologie* eines zum prophetischen Marxismus gewordenen Hegel-Marxismus und der *reinen Spannung* des Maßes, das er seinem *mittelmeerischen Denken* abgewonnen hat. Er kritisiert von da aus *diese kleinen Europäer, die uns ihr habsüchtiges Gesicht zuwenden*. Man wird an die Diderots Satz zu dem holländischen Kaufmann erinnert, der ein schlechter Patriot sei. Dagegen sieht Camus *die Jugend der Welt (...) immer am gleichen Ufer stehen, in das gemeinsame Europa geworfen, in dem, der Schönheit und Freundschaft beraubt (...), wir Mediterranen immer im gleichen Licht (leben)*. Vier Jahre nach dem Ende des Krieges will er als literarischer Philosoph einer neuen Aufbruchsstimmung zuarbeiten.

Sechs Jahre nach der Veröffentlichung seines zweiten großen philosophischen Buches sieht er dann angesichts seiner *Heimkehr nach Tipasa* in seinen Mittelmeeresays seine Generation gerade so wie seinen *Prometheus in der Hölle* - nun zwölf Jahre nach dem Ende des zweiten dreißigjährigen Krieges in Europa sichtlich ernüchtert - *in der Hölle*, aus der sie *nie mehr herausgekommen* sind. Und nach diesen Sätzen fährt er fort: *Seit sechs langen Jahren suchen wir uns damit abzufinden. Die Lebenswarmen Bilder der glücklichen Inseln erscheinen uns nur noch hinter weiter kommenden Jahren ohne Feuer und Sonne*. Den Aufbruch zu seinen *Sonneninseln* aber gestaltet er dagegen im letzten seiner Mittelmeeressays wie einen Traum - und er spricht darin von den *zwei Wahrheiten*, von denen *die eine (...) nie ausgesprochen werden darf* und endet mit dem schon zitierten Satz: *Ich hatte immer das Gefühl, auf hohem Meer zu leben, bedroht, im Herzen eines königlichen Glücks*.

Heute liegen weitere sechzig Jahre hinter uns. Vor fünfzig Jahren habe ich mich zu jenen gesellt, die *immer am gleichen Ufer stehen*, wie er in *Der Mensch in der Revolte* formuliert. Da stehen heute wieder Andere. Ich denke, ich habe mich beharrlich bemüht. Doch ich blicke auf viele Irrtümer und gescheiterte Hoffnungen zurück. Die Zugehörigen zu jener Generation, die heute neu beginnen darf und muss, haben Bedrohungsszenarien vor Augen. Im Blick darauf sprechen heute ernst zu nehmende wissenschaftliche Beobachter in zunehmender Zahl vom möglichen Ende unseres Zeitalters des Anthropozän. Greta Thunberg, die ihrer jungen Generation eine Stimme gegeben hat, hat anfänglich einmal erklärt, sie wolle angesichts der Drohungen der Zeit Panik verbreiten. Panik und Angst jedoch hindern am klaren Denken. Camus schreibt in einem seiner Mittelmeeressays, dass es darum gehe, *die grenzenlose Angst der Freien (zu) mildern*. Präziser wäre es vermutlich gewesen, von der Angst der potenziell freien Menschen vor dieser ihrer Freiheit zu sprechen, aber prägnant und zutreffend fährt der dann fort:

Wir müssen das Zerrissene zusammenfügen, einer so offensichtlich ungerichten Welt die Vorstellung der Gerechtigkeit wiederbringen und den vom Unheil des Jahrhunderts vergifteten Völkern die Bedeutung des Glücks neu schenken. Es ist dies natürlich eine übermenschliche Aufgabe. Doch

man nennt jene Aufgaben übermenschlich, die den Menschen lange Zeit kosten, sie zu erfüllen. Das ist alles.

Das konnte Camus vor sechzig Jahren noch so schreiben - als Philosoph, der wie fast alle Philosophen immer dazu neigt, von der Abstraktion des Menschen auszugehen. Doch das Zeitfenster, das uns heute für wirklich grundlegende Veränderungen der uns beherrschenden, maßlosen Fortschrittsmythen noch offensteht, ist nicht mehr groß. Die Erinnerung an die Katastrophen, in die - im Rahmen unserer zutiefst herrschaftlich geprägten zivilisatorischen Entwicklung - nicht zuletzt unser Fortschrittsglaube geführt hat, gilt es wachzuhalten. Die Herausforderungen der Gegenwart gilt es klar zu erkennen und auszusprechen. Die Zeit, ihnen gerecht zu werden, wird allerdings knapp. Das zu erkennen, darin liegt vielleicht eine Chance. Wenn wir sie nutzen wollen, werden wir nicht umhin kommen, auf die Frage nach dem guten Leben neue Antworten zu finden. Wann im Blick auf die ökologischen Krisendrohungen, die in unseren Zeiten multipler Krisenentwicklungen vielleicht die bedrohlichsten sind, der erste von etlichen befürchteten Tipping Points überschritten sein wird, ist ungewiss. Das immer noch herrschende ‚Weiter-so‘ allerdings hat sehr enge Grenzen.

Mir ist es in diesem Buch darum gegangen, über die Herausforderungen unserer Zeit nachzudenken. Dazu habe ich unterschiedliche Zugänge gewählt. Wenn es stimmt, dass unsere Gegenwart beständig dabei ist, unsere zukünftige Zeit zu verschlingen, weil wir universalwissenschaftlich einen fortgesetzten Verzehrungsprozess in Gang gesetzt haben, zusammen mit einer gesellschaftspolitischen Entwicklungslogik, angesichts derer uns *das Gespenst des Kapitals* immer schon aus der Zukunft entgegenkommt, wie Joseph Vogel in seiner Analyse der Weltfinanzkrise höchst zutreffend gezeigt hat, dann müssen wir uns endlich besinnen, um dann zusammen handeln zu können und *das Zerrissene zusammenzufügen*. Dabei aber wird es, dem Denken Camus folgend, immer nur um vorrübergehende und relative Verbesserungen gehen. Wenn es gelänge immerhin relativ demokratischere und relativ egalitäre Verhältnisse herbeizuführen, und institutionell zu befestigen, wäre das schon ungeheuer viel.

Ich habe zu Beginn dieses Buches die Sehnsucht nach dem Absoluten in Frage gestellt, von der Stanislaw Lem gemeint hat, dass sie den meisten von uns eigen sei. Ich bin auf die Hoffnung gestoßen, ihrer näherungsweise Verwirklichung wenigstens nahekommen zu können, als ich mich mit Friedrich Hölderlins Erwartung zu Zeiten des Beginns unseres demokratischen Projekts der Moderne beschäftigt habe, dass *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*. Doch schon bei ihm habe ich auch den Gedanken gefunden, dass diese Hoffnung vergeblich sein könnte. Paul Celan hat mich dann als ein Dichter beschäftigt, der in ganz jungen Jahren ‚fast selbstverständlich, auch mit dem marxistischen Denken seiner Zeit in Berührung gekommen ist, nach seinen Erfahrungen der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts dann aber existenzialistisch gedacht und gedichtet hat. In der Einsicht, dass Zukunft immer offen und deshalb noch nichts für uns verloren ist, kam es ihm darauf an, eine Vergangen-

heit gegenwärtig zu halten, die nicht vergeht – als unerlässliche Voraussetzung dafür, Zukunft immerhin besser, also menschlicher gestalten zu können.

Albert Camus' existenzielle Philosophie prägt schließlich meinen Blick auf unsere Welt. Er schreibt zu Beginn von *Der Mensch in der Revolte*, *der Mensch sei das einzige Geschöpf, das sich weigert zu sein, was es ist*. Und einige Seiten später fährt er fort: *Um zu sein, muss der Mensch revoltieren, doch muss seine Revolte die Grenze wahren, die sie in sich selbst findet und wo die Menschen, wenn sie sich zusammenschließen, zu sein beginnen*. In diesem Sinne geht es ihm um den Aufbruch auf dem hohen Meer in gelassener Einsicht in unsere *conditio humana*. Und zu solchen Aufbrüchen, zu einem Neu-Beginnen werden Menschen immer wieder herausgefordert sein.

Heute, im Angesicht der Krisen unserer Zeit, werden uns einige schön ältere Aufforderungen zur Orientierung an neuen *Leitbilder(n) nach dem Ende des Fortschritts* wieder in Erinnerung gerufen. Es geht noch immer um *ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten*“. Es geht um ein *neues Naturverhältnis*. Was heute in diesem Zusammenhang unter den Stichworten der Anerkennung des *Eigenrecht(s) der nicht-menschlichen Lebewesen der Erde* sowie eines *sanften, behutsamen, mimetischen Umgangs mit der Natur* gefordert wird, erinnert an jene *ganzheitlich-genetische, nach der inneren Historizität allen Lebendigen tastende(n) Methode, um die sich Goethe zeitlebens bemüht hat*. Johann Wolfgang Goethe hat als Naturwissenschaftler, wie Alfred Schmidt in seinem Buch über *Goethes herrlich leuchtende Natur* betont, gegen die *mechanistische Naturphilosophie* an einer *dynamischen Naturphilosophie* festgehalten und sich von der Einsicht leiten lassen,

dass wir uns ob als Wissenschaftler oder als Philosophen, mit approximativen Aussagen über das Ganze der Dinge – soweit es den Menschen zugänglich ist -, begnügen müssen. Dass wir der Idee eines Ganzen bedürfen, wenn wir die Welt erforschen, bedeutet nicht, dass wir seiner selbst je habhaft würden.

Denker*innen höchst unterschiedlicher Provinienz, von Hannah Arendt über Martin Heidegger bis zu Ernst Bloch haben in diesem Sinne über Perspektiven einer höheren zivilisatorischen Entwicklungsstufe nachgedacht – und Denis Diderot, dessen Denken für mich in herausgehobener Weise am Beginn unseres demokratischen Projekts der Moderne steht, hat in eben diesem Sinne gegen Ende seines Lebens Texte für spätere Generationen geschrieben. Sie blieben zu Lebzeiten unveröffentlicht. Albert Camus' Denken schließlich belehrt uns darüber, dass wir zu einem grundlegenden aufklärerischen Denken stets neu herausgefordert sind und dass wir auf dem Weg zu unserer weiteren Menschwerdung immer wieder neu aufbrechen müssen.

Ich breche an dieser Stelle diese Gedankengänge ab. Es erweist sich jedes Mal von Neuem als eine erhebliche, ja als eine stets größer werdende Anstrengung, dabei das ‚große Ganze‘ wenigstens halbwegs in den Blick zu nehmen. Unser wissen-

schaftliches, mehr oder weniger gut begründetes Wissen verdoppelt sich in immer kürzeren Zeiträumen. Von Fünfjahresrhythmen war vor einiger Zeit die Rede. Je älter man wird, desto vergeblicher erscheinen da als Einzelnem alle Anstrengungen. Dennoch bleibt man weiter unterwegs. Allzu leicht aber gerät einem das stets neue Nachsinnen zu einem Rückblick auf jene Trümmerlandschaften, die ein Engel der Geschichte hinter sich liegen sieht, während er vom Sturm der Geschichte, von einem imaginierten Paradies des Anfangs her, immer weiter fortgetrieben wird und dabei die Zukunft, in die er getrieben wird, nie vor Augen haben kann. Dieses Bild aber, das Walter Benjamin da gefunden hat, kommt jener zweiten Wahrheit möglicherweise ziemlich nahe, von der Albert Camus geschrieben hat, dass sie nie ausgesprochen werden dürfe. Doch die Zukunft, auf die wir zutreiben, möglicherweise ja immer noch *sehend, ohne zu sehen, hörend, ohne zu hören, den Gestalten des Traumes gleich*, diese Zukunft ist dennoch offen. Sie ist ein Möglichkeitsraum. Das Neue ist darin immer der unwahrscheinliche Fall, denn die innere Logik der ablaufenden gesellschaftlichen Prozesse ist stets eine des ‚Weiter-so‘. Aber das Neue ist möglich. Die Geschichte der physikalischen, chemischen, biologischen und auch unserer sozialen Evolution liefert dafür die Beispiele. Das Nachsinnen und dann das (Zusammen)handeln bleiben unerlässlich, wenn wir den vor uns liegenden Möglichkeitsraum menschlicher gestalten wollen. Meine Essays und meine Lyrik in diesem Buch sollen dazu anregen.

Anhang

Ausgewählte Literatur und Quellennachweise zu den literarischen Texten

Für die Einleitung und die literarischen Texte verwendete Literatur:

- Arendt, H. (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, Zürich
(1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Hgg. Von U. Ludz, München-Zürich
(2002): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (dt. Erstauflage 2002)
- Badiou, B.; Höller, H.; Stoll, A. Wiedermann, B. (Hg.) (2008): Ingeborg Bachmann Paul Celan Herzeit Briefwechsel, Frankfurt am Main
- Bertaux, P. (1970): Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt am Main
- (1972): Hölderlin und die Französische Revolution, in: Beckermann, T.; Canaris, V. (Hg.): Der andere Hölderlin. Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, Frankfurt am Main, S. 65-100
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- Camus, A. (1954): Hochzeit des Lichts. Impressionen am Rande der Wüste, Zürich
- (1957): Prometheus in der Hölle, in: Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer –Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich, S. 45-52
- (1957) Helenas Exil, in: Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer –Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich, S.61-69
- (2011): Der Mythos des Sisyphos, Reinbeck bei Hamburg (13. Auflage in Neuübersetzung)
- (2016): Der Mensch in der Revolte, Essays, Reinbek bei Hamburg (31. Auflage)
- Castoriadis, C. (1985): Gesellschaft als imaginäre Institution, Frankfurt am Main
- Celan, P. (2003): Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band. Herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt am Main
- Emmerich, W. (2014): Paul Celan, Reinbek bei Hamburg (Erstauflage 1999)
- (2020): Nahe Fremde. Paul Celan und die Deutschen, Göttingen
- Enzensberger, H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Gabriel, M. (2018): Warum es die Welt nicht gibt, Berlin (Erstauflage 2013)
- Gadamer, H. G. (1972) : Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen (3. Auflage)
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh
- Härtling, P. (1978): Hölderlin. Ein Roman, Darmstadt und Neuwied
- Hölderlin, F. (1969): Werke und Briefe, Hgg. Von F. Beißner und J. Schmidt. Frankfurt am Main, 2 Bände
- Kluge, A. (2014): Nichts ist stiller als eine geladene Kanone. Über die Kunst, Blindgänger zu entschärfen, die Teilchenbeschleuniger und der Ursprung des Erzählens: Dankesrede zum Heinrich-Heine-Preis 2014
- Koeppen W. (1990): Rede zur Verleihung des Büchnerpreises 1962, in Gesammelte Werke Bd.5, S. 253-261
- (1990/51): Tauben im Gras, in: ders Gesammelte Werke Bd. 2, S. 7- 219
- Lukács, G. (1972): Hölderlins Hyperion, in: Beckermann, T.; Canaris, V. (Hg.): Der andere Hölderlin. Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, Frankfurt am Main, S.19-47
- Lunatscharskij, A. (1972): Das Schicksal Hölderlins, in: Beckermann, T.; Canaris, V. (Hg.): Der andere Hölderlin. Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, Frankfurt am Main, S.11-18

- Martens, H. (2016): Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus? Am Ende der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik, Hamburg
- (2017): In beunruhigender und unheimlicher Zeit -oder: es gilt, uns unsere soziale Raumzeit zu vergegenwärtigen, www.drhelmutmartens.de
 - (2019): Wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert. Annäherungen an Friedrich Hölderlin in Lyrik und Prosa, Dortmund
 - (2019): Hölderlin zu entsprechen. Zur 250. Wiederkehr seines Geburtsjahres und gut 50 Jahre nach der Entdeckung des anderen Hölderlin, www.drhelmutmartens.de
 - (2020): Der schwierige Weg zur Demokratie als Lebensform – Hannah Arendt und Albert Camus als Kritiker des Marxismus, in: ders. (2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken (im Erscheinen)
 - (2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken, Dortmund
 - (2020): Hell flackerndes Irrlicht oder wiederkehrende Gespenster. Die Diskurse der radikalen Französischen Aufklärung in den Diskursen der Gegenwart, www.drhelmutmartens.de
 - (2020) Albert Camus' Linksnietzscheanismus als epikureische Gelassenheit und politisch-intellektuelles Engagement, www.drhelmutmartens.de
 - (2020): Albert Camus als philosophischer Literat, www.drhelmutmartens.de
- Mayer, H. (1968): Engführung, in: Ders.: Deutsche Literatur seit Thomas Mann, Reinbek bei Hamburg, S. 117-122
- (1971): Erinnerungen an Paul Celan, in: ders. (1971): Der Repräsentant und der Märtyrer. Konstellationen der Literatur, Frankfurt am Main, S.169-188
 - (1972): Die zweifache Praxis der Veränderung (Marat – Trotzki – Hölderlin), in: Beckermann, T.; Canaris, V. (Hg.): Der andere Hölderlin. Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, Frankfurt am Main, S.205-216
 - (1989): Exkurs: Hölderlin in dürftiger Zeit, in: ders. (1989): Das unglückliche Bewusstsein Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine, Frankfurt am Main, S.338-355
- Negt, O.; Kluge, A. (1981) Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main
- Onfray, M. (2015): Im Namen der Freiheit, Leben und Philosophie des Albert Camus, München
- Rakusa, I. (2020): Von „aber“ zu „ach“, in: 250. Geburtstag: Friedrich Hölderlin heute - Dichter über ihre Lieblingstexte, SZ 20.03. 2020, S. 12f
- Safranski, R. (2004): Schiller oder die Erfindung des deutschen Idealismus, München Wien
- (2007a): Romantik. Eine deutsche Affäre, München
 - (2007b): Die Erzählbarkeit des Denkens. Rüdiger Safranski über sein Romantik-Buch, über Ehen und Affären, über Hitze und Kälte, FR 18.09. 2007
 - (2015): Die Zeit- Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen, München
- Schirrmacher, F., (2013): Ego – Spiel des Lebens, München
- Sennett, R. (2015): Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, Berlin
- Staun, H. (2021): Digitaler Sozialismus, in FAZ 02.05. 2021
- Steinfeld, T. (2020): Sehnsucht eines Flüchtenden. Der Italienische Literaturwissenschaftler Luigi Reitani erkundet das Werk Friedrich Hölderlins, SZ 18. 03. 2020, S.12
- Szondi, P. (1970): Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt am Main
- Theweleit, K. (1977): Männerphantasien, Bd.I: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Bd. II: Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Frankfurt am Main
- Walser, M.- (1972): Hölderlin zu entsprechen, in: Beckermann, T.; Canaris, V. (Hg.): Der andere Hölderlin. Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, Frankfurt am Main, S.101-124
- Wolf, C. (1989): Die Dimension des Autors. Aufsätze, Essays, Gespräche, Reden, Berlin und Weimar
- (2000): Frankfurter Poetik-Vorlesungen, in Wolf, C. Werke 7, München, S. 7-223

Im Essay „Demokratie und Transformation...“ zitierte Literatur

- Anderson, E. (2019): Private Regierung. Wie Arbeitgeber über unser Leben herrschen (und warum wir nicht darüber reden), Berlin
- Arendt, H (1971) Lying in Politics, in: New York Review of Books, 18.11., Nachdruck in: Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik, Heft 3/2004, S. 3-18
- (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Hgg. Von U. Ludz, München-Zürich
 - (2003): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (dt. Erstauflage 2002)
- Bourdieu, P. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz
- Brie, M. (2012): Revolutionäre Tatkraft (zu Lehndorff, New Deal), in: Sozialismus 1/2021, 64f
- Camus, A. ((1957): Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer-Essays, Zürich
- (2016) Der Mensch in der Revolte (31. Auflage), Reinbek bei Hamburg
- Castoriadis, C. (1984,) Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt am Main
- Diderot, D. (1984) Denis Diderot Briefe 1742-1781– ausgewählt und herausgegeben von Hans Hinterhäuser, Frankfurt am Main
- Dörre, K. (2020): Zur ökologischen Notwendigkeit einer Nachhaltigkeitsrevolution. Welche Rolle spielen die Gewerkschaften? Luxemburg Lecture von Klaus Dörre 3.10. 2020 :<https://www.rosalux.de/mediathek/media/element/1357?cHash=180807343659e79cf291106752b80ab8>
- Enzensberger; H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Gabriel, M. (2015): Warum es die Welt nicht gibt, Berlin
- (2016). Ich ist nicht Gehirn, (2. Auflage), Berlin
 - Der Sinn des Denkens, Berlin
- Gagnebin, M. (2011): Über den Begriff der Geschichte, in: Lindner, B. (Hg): Benjamin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart-Weimar, S. 284-300
- Gertz, H. (2021): >Es kommt der Tag. Wenn die Pandemie vorbei ist, werden wir dann solidarischer sein, oder doch eher weitermachen wie bisher? Ein Blick zurück nach vorn ,ot Albert Camus, dem großen menschenkenner, SZ 14.05. 2021
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch. Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114ff
- Habermas, J. (2014): Warum der Ausbau der Europäischen union zu einer supranationalen Demokrsatie nötiog und wie er möglich ist, in: Levuiathan4, S. 525-538
- (2015): Der Demos der Demokratie – eine replik, in: Leviathan2, S. 145-154
- Hensche, D. (2021): Phantasie und Handlungsmacht. Voraussetzungen einer Demokratieoffensive, in. Schmitz; C.; Urban, H.—J. (Hg.): Demokratie in der Arbeit. Eine vergessene Dimension in der Arbeitspolitik? Jahrbuch Gute Arbeit 2021, Frankfurt am Main
- Holst, H. (2021): Arbeiten in der Pandemie – Corona und die Transformation der Arbeitswelt. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Transformation der Arbeitswelt“ der TU Berlin, 49.04. 2021
- IG Metall Vorstand (2013): Ökonomie, Ökologie, Soziales Europa. Kurswechsellkongress Berlin,. 5. – 7. Dezember 2012, Frankfurt am Main
- Lehndorff. S. (2020) New Deal heißt Mut zum Konflikt: Was wir von Roosevelts Reformpolitik der 1930er Jahre heute lernen können, eine FlugschriftHamburg
- Löwy, M. (1997): Benjamins Marxismus, in: Das Argument 34, S. 557-562
- Mbembe, A. (2020):Die Leben wägen. Covid 19 hat eine Reihe von dunklen Ahnungen bekräftigt, hat uns das Chaos, die Gewalt und die Ungerechtigkeit vor Augen geführt, die die Welt strukturieren, in: SZ 05.08. 20230
- Martens, H.: (2015): Die Elixiere der Wissenschaft“ – Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt, www.drhelmutmartens.de

- (2016): Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus? Am Ende der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik, Hamburg
 - (2020a) Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘, in: Sozialismus, 10/2020, S. 57-62
 - (2020b): Krise und ‚Normalität‘ – Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘ oder als Impuls neu und anders zu denken – ein Essay, www.drhelmutmartens.de, sozialwissenschaftliche Texte
 - (2020c): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken, Dortmund
 - (2020d): Albert Camus als philosophischer Literat, www.drhelmutmartens.de , literaturwissenschaftliche Essays
 - (2020 e) Albert Camus‘ Linksnietzscheanismus als epikureische Gelassenheit und politisch-intellektuelles Engagement, www.drhelmutmartens.de, wissenschaftliche Texte, Essays
 - (2021a): Im Angesicht der Krise des demokratischen Projekts der Moderne, in: Sozialistische Politik und Wirtschaft (spw), Heft 1/2021 (im, Erscheinen)
 - (2021b) Im Angesicht der Krise des demokratischen Projekts der Moderne. Ein Essay, www.drhelmutmartens.de
 - (2021c): Hell flackerndes Irrlicht oder wiedergängerische Gespenster. Die Ideen der radikalen Französischen Aufklärung in den Diskursen der Gegenwart, S. 151-188, www.drhelmutmartens.de, komplette Bücher
- Nachtwey, O. (2021): „Die Risiken sind dramatisch ungleich verteilt“. Corona trifft Arme härter als reiche. Es gibt aber in Deutschland keine Statistiken dazu. Warum eigentlich? Ein Gespräch mit dem Soziologen Oliver Nachtwey, SZ 10.03. 2021
- Neef, W. (2021): Transformation des «Kapitalozän» , in: Sozialismus, Heft 2/2021, S. 46-47
- Negt, O. (2011): Warum sind Krisenzeiten selten Erkenntniszeiten? Ein Gespräch mit Oskar Negt über blockierte Lernprozesse, gesellschaftliche Urteilskraft und Demokratie als Lebensform, In: Sozialismus4/2011, S. 52-56
- Plessner, H. (1985/1956). Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft, in: ders.: Gesammelte Schriften X, Schriften zur Soziologie und Sozialpsychologie, Frankfurt am Main, S. 147-164
- Polanyi, K. (1978): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen,, Frankfurt am Main
- Rösler, J. (2010): Der schwierige Weg in eine solidarische Wirtschaft. Historische Erfahrungen aus Weltwirtschaftskrise und New Deal. Supplement der Zeitschrift Sozialismus, Heft 9/2010
- Roth, R. (2012): Vom Scheitern und Gelingen sozialer Bewegungen, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, 1/2012, S. 21-31
- Schirmacher, F. (2013):Ego – Spiel des Lebens, München
- Schumacher, J. (1937/78): Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main
- Ullrich, O.- U. (2021): Leitbilder nach dem Ende des Fortschritts,. Und warum der Fortschritt als Myythos unserer Zeit gescheitert ist, in Sozialismus Heft 2/2021, S. 48-51
- Vogl, J. (2010): Das Gespenst des Kapitals, Zürich
- Wallerstein, I. (2004): Absturz oder Sinkflug des amerikanischen Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht, Hamburg
- (2010): Krise des kapitalistischen Systems – und was jetzt?, in: Wallerstein, I.; Müller, H. (2010): Systemkrise: Und was jetzt? Utopische Analysen, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2010, S. 1-16
- Wendl, M. (2020): Müssen Staatsanleihen zurückgezahlt werden? Über Vorurteile und Mythen, in: Sozialismus Heft 11/20230, S. 52-56
- Werkmeister, O. K. (1981)): Walter Benjamin, Paul Klee und der Engel der Geschichte, in: ders. Versuche über Paul Klee, Frankfurt am Main, S. 98-123
- Wolf, F. O. (2002) Radikale Philosophie, Münster

- (2020a) (2020a): Ecology, finite marxism and socialist politics. A collection of interventions, Berlin (Manuskript)
 - (2020b): Bleibt Mutig!, in: der Freitag, 9/2020, 27. 02. 2020, S. 14
- Zinn, K. G. (2015): Vom Kapitalismus ohne Wachstum zur Marktwirtschaft ohne Kapitalismus,

Quellennachweise zu den bei meinen Gedichten eingestellten Zitaten²

Der Horizont der Menschen erweitert sich...; Friedrich Hölderlin Brief an seinen Bruder, Januar 1799, Werke und Briefe, herausgegeben. von Friedrich Beißner und Jochen Schmidt, Bd. 2, Frankfurt am Main 1969, S. 890

Wenn das Volk je aufhören sollte...; Thomas Jefferson zitiert nach Hannah Arendt: Über die Revolution, München-Zürich 1974 (dt. Erstausgabe 1963), S. 306.

Es ist durchaus möglich, dass die Neuzeit...; Hannah Arendt, Vita activa oder vom tätigen Leben, München 1981,(Neuausgabe, dt. Erstausgabe 1961), S. 314f

Wenn wir hören, wie die Naturwissenschaften...; Hannah Arendt, a. a. O., S. 315

Letzten Endes ist die Welt immer ein Produkt der Menschen...; Hannah Arendt, Was ist Politik, nachgelassene Schriften, herausgegeben. von Ursula Ludz, München 2003 (dt. Erstausgabe 199), S. 184

Das ist inzwischen ein Grundzug der modernen Welt...; Rüdiger Safranski, Die Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen können, München 2015, S.99ff

Und in einem Licht, von dem man noch nicht weiß...; Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main 1971, S. 322

Ich führe einen meiner ältesten Kreuzzüge...; Suzan Sontag: The Doors und Dostojewski. Das Rolling-Stone-Interview, Hamburg 2014, S.83

Die entscheidende Frage ist doch...;Christa Wolf, Die Stadt der Engel oder der Overcoat des Dr. Freud, Berlin 2010

Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne...; Eva Strittmatter, Glaube, in: Zwiegespräch. Gedichte, Aufbauverlag 1980

Der Faschismus ist in der Tat die Verachtung...;Albert Camus, Der Mensch in der Revolte, Reinbek 2016 (31. Auflage), S.238

Der heutige Mensch hat seine Geschichte gewählt...; Albert Camus, Prometheus in der Hölle, in ders. Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer-Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich 1957, S. 48

Die Umfragen sind „eine Wissenschaft ohne Wissenschaftler“..., Pierre Bourdieu, Die verborgenen Mechanismen der Macht, Schriften zu Politik und Kultur I, hgg. von Margareta Steinrücke Hamburg, 2005 a. a. O. S. 49

Leider ist das, was man für gewöhnlich vom Soziologen erwartet...,Pierre Bourdieu a. a. O., S. 137

Der Irrsinn ist bei Einzelnen etwas Seltenes...; Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, zitiert nach ders.: Der tanzende Stern, Aphorismen, Ausgewählt und herausgegeben von Kai Kilian, Köln 2011, S. 149

Wer sich von dreitausend Jahren..., Johann Wolfgang Goethe, zitiert nach Hannah Arendt (1998) Vom Leben des Geistes,. Das Denken,. Das Wollen, München S. 482

Es ist nichts schrecklicher..., Johann Wolfgang Goethe, Maximen und Reflexionen 503

² Die Belegstellen zu in diesem Band herangezogenen Zitaten, soweit die einzelnen Kapiteln oder Gedichten vorangestellt worden sind, werden im Folgenden in der Reihenfolge der ausgewählten Autor*innen angeführt. Wurden von einzelnen Autor*innen mehrere Zitate herangezogen, werden die die Belegstellen dazu dann nach der ersten Erwähnung des jeweiligen Namens in der weiteren Reihenfolge ihrer Verwendung unmittelbar angeschlossen. Zur eindeutigen Identifizierung wird jeweils der erste Satz oder Halbsatz der verwendeten Zitate wiederholt. Zu Zitaten innerhalb der einzelnen Essays oder Prosatexte verzichte ich, wie bei Essays üblich, auf Quellenangaben. Die im Folgenden *ausgewählte Literatur* mag hier weiterführend sein.

...in die Reihe eingefügt..., Albert Camus, Prometheus in der Hölle, in: Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer-Essays, S. 48

Das erkenne Dich selbst..., Albert Camus (2011): Der Mythos des Sisyphos, S. 31

Aber ich hatte in Davos..., Richard Sennett,

Ich bleibe jedenfalls bei meiner Einschätzung..., Richard Sennett (2015): Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, Berlin. S. 374

Hier wird aus Veränderung...

Endnoten zu dem abschließenden Essay

ⁱ Veranstalter der Online-Tagung *Transformation und Demokratie* am 15. 01. 2020 waren das *Forum Neue Politik der Arbeit* (FNPA), die *Kooperationsstelle der TU-Berlin* sowie das Netzwerk *Mitte der Regionalen Netzstellen Nachhaltigkeit* (RENN-Mitte). Bis zu 150 Teilnehmer*innen diskutierten mit Repräsentant*innen aus Wissenschaft (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Universität Jena, TU-Berlin), Gewerkschaften (IG Metall, ver.di, IGBCE) von Fridays for Future und dem Rat für nachhaltige Entwicklung (RNE). Siehe meinen Tagungsbericht (Martens 2021c). Eine Buchpublikation von der Tagung ist in Vorbereitung.

ⁱⁱ In meinem Essay *Krise und ‚Normalität‘ – Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘ oder als Impuls neu und anders zu denken* (www.drhelmutmartens.de) habe ich verschiedene solcher Einschätzungen zum Ausgangspunkt meiner eigenen sozialwissenschaftlichen Überlegungen gemacht. In einer Aufsatz-Kurzassung sind sie im Heft 10/2020 der Zeitschrift *Sozialismus* erschienen. Die Thesen, auf die dieser Beitrag hinführt und mit denen ich ihn abschließen, knüpfen daran an.

ⁱⁱⁱ Siehe das Interview mit Stefano Mancuso, *Wenn wir so weitermachen, sterben wir als Spezies aus*, *Ruhrnachrichten*, 18.04. 2020. Die Neurobiologen Humberto Maturana und Francesco Varela (1987) akzentuieren bei ihrer Reinterpretation der Darwinschen Evolutionstheorie in ihrem Buch *Der Baum der Erkenntnis* den Aspekt des *gemeinsamen Driftens* besonders stark. Am Ende ihrer Analyse des Prozesses biologischer Evolution sprechen sie von Liebe als einer *biologischen Dynamik mit tiefreichenden Wurzeln*, ähnlich wie andere Emotionen wie *Furcht, Zorn, Traurigkeit usw.* Und sie schreiben dann weiter: *Wir halten keine Moralpredigt, wir predigen nicht die Liebe. Wir machen einzig und allein die Tatsache offenkundig, dass es, biologisch gesehen, ohne Liebe ohne Annahme anderer, keinen sozialen Prozess gibt. Lebt man ohne Liebe zusammen, so lebt man heuchlerische Indifferenz oder gar aktive Negation des anderen* (a. a. O. 266f, Hervorhebung im Original). Dabei machen sie allerdings klar, dass Liebe unter Menschen sich von den biologisch *tiefreichenden Wurzeln* im Ergebnis unserer sozialen Evolution unterscheidet. Das wird deutlich, wenn sie, wiederum kursiv hervorgehoben, schreiben: *Wir haben nur die Welt, die wir zusammen mit anderen hervorbringen, und nur Liebe ermöglicht uns, diese Welt hervorzubringen* (a. a. O. 267f), denn Welt zu haben, unsere menschliche Lebenswelt, das lehrt uns existenzielle Philosophie, ist uns Menschen vorbehalten.

^{iv} Der Philosoph und Bloch-Freund Joachim Schumacher (1937/1978, 344) hat im Französischen Exil, damals fest in Marxscher Tradition geschrieben: *Der westliche Kapitalismus hält sich gewiß seines eigenen Untergangs für würdig und fähig, indem er auf Perspektiven völlig verzichtet und nur noch Anpassungsfaktoren im Verhältnis der Produktionsweisen zu den Distributionsfaktoren diskutiert.* (344f) – und dann die im Text zitierte Formulierung gefunden. Der politisch liberale Philosoph Helmut Plessner (1985, 1956), Repräsentant einer Philosophischen Anthropologie, hat einige Jahrzehnte später in einer eher beiläufigen Bemerkung zutiefst skeptisch bezweifelt, dass unsere Gesellschaft noch in der Lage sein könnte, für sich so etwas wie ein Menschenbild als wesentliches Moment ihrer weiteren Entwicklung zu entwerfen.

^v Siehe dazu auch Wolf 2002 und 2020a.

^{vi} Arendt (2002, 547) schreibt: *Ad Wahrheit: Die endlos wiederholte Banalität, dass die Neuzeit mit der Frage Wie? die Frage Warum? ersetzt, hat immerhin eine Berechtigung, wenn man versteht, dass hier nicht ein neuer Wahrheitsbegriff auftaucht, sondern ein (neues?) Desinteresse an Wahrheit: Ich will nicht wissen, warum etwas ist, und auch nicht, wie es zustande kam, sondern: Wie kann ich <etwas> machen?*

^{vii} Es erscheint mir bemerkenswert, dass im Kontext der aktuellen Debatten um die ökologischen Krisendrohungen ein Autor wie Otto Ullrich in der Zeitschrift *Sozialismus* (2/2021, 48-51) mit einem Aufsatz aus dem Jahr 2011 neu Erinnerung gerufen wird. Zu Enzensberger (2002) siehe auch meinen Essay zu *wissenschaftlichem und sozialem Fortschritt* aus dem Jahr 2015 (www.drhelmutmartens.de).

^{viii} Michael Löwy (1997, 557) bezeichnet Benjamin als den *ersten historischen Materialisten, der radikal mit der Fortschrittsideologie bricht*. Zu seinen *Geschichtsphilosophischen Thesen* siehe Marie Gagnebin 2011 oder auch Otto K. Werkmeister 1981.

^{ix} Marx habe, so schreibt Camus, *die gültigste kritische Methode mit dem anfechtbarsten utopischen Messianismus vermischt (a. a. O.246f)*. Zu meiner Auseinandersetzung mit der kritischen Marxrezeption bei Camus wie auch Arendt siehe Martens 2020c, 88-116.

^x Der Philosoph Markus Gabriel versteht sich als Repräsentant eines *neuen Realismus* und er ist erkenntnistheoretisch höchst anregend. Er argumentiert, dass es für uns als erkenntnisfähige, aber auch irrtumsanfällige Wesen *die Welt nicht gibt*, weil wie sie nie als Ganzes und gleichsam von außen in den Blick nehmen können. Er hat diese These seit 2015 in insgesamt drei Büchern, er spricht von einer Trilogie, systematisch weiter entfaltet. Im letzten der drei Bücher schlägt er vor - gegen die Aristotelische Unterscheidung unserer fünf Sinne – auch das menschliche Gehirn als *Sinn der Erkenntnis* zu verstehen.

^{xi} Cornelius Castoriadis (1984) hat das im Titel seines Entwurfs einer politischen Philosophie auf den Punkt gebracht. Der lautet: *Gesellschaft als imaginäre Institution*. Zu meiner Auseinandersetzung damit siehe Martens 2020c. S. 117-146.

^{xii} Auch die Formulierung von unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit* entleihe ich bei Hannah Arendt (2002, 176)

^{xiii} Diese Formulierung stammt von Hannah Arendt (1979,433). Der Linksnietzscheaner Alber Camus spricht, fest in der Tradition eines epikureischen Denkens, ganz ähnlich von *der grenzenlosen Angst der (potenziell H. M.) Freien*. Aber wie schon der monistische Naturalist Denis Diderot lässt er seine scharfe philosophische Religionskritik als politisch engagierter Intellektueller sozusagen „aus dem Spiel“ Eine Aufforderung wie die in Endnote 3 von Joachim Schumacher zitierte, lässt sich deshalb an alle richten. Dessen oben zitierter Satz lautet, recht hegel-marxistisch, vollständig: *Um die bestehenden Umstände hassenswert genug zu finden, um sie aufheben zu wollen, müssen echte Revolutionäre vor allem auch sich selbst revolutionieren. Aber wir müssen ehrliche Demokraten, ja zornfähige Christen bleiben, um die missbrauchte Erde und Menschheit einer menschenwürdigen Verwandlung für wert und fähig zu halten.*

^{xiv} In seinem Essay *Minotaurus*, in dem es um Impressionen der Stadt Oran geht, in der er später seinen Roman *Die Pest* spielen lässt und den er gut ein Jahrzehnt vor *Der Mensch in der Revolte* geschrieben hat, heißt es: *Das Nichts kann man ebensowenig erreichen, wie das Absolute*. Er hält dagegen die *Wunder, das menschliche Leid* und die *seltenen Aufforderungen zum Schlaf, die die Erde uns gibt, die voller Wahrheit* seien und der Linksnietzscheaner Camus fährt dann fort: *Dies mag der Faden der Ariadne für diese schlafwandelnde und heftige Stadt sei. Man lernt die vorläufige Weisheit einer gewissen Langeweile. Will man verschont bleiben, muss man ‚ja‘ sagen zum Minotaurus* (Camus 1957, 36).

^{xv} Das Bild der sich zunehmend höher auftürmenden Problemwolken hat zuerst Karl Georg Zinn (2015) im Zuge seiner ökonomischen Analyse des Endes der industriellen Wachstumsdynamik geprägt.

^{xvi} Jürgen Habermas (2014 und 2015) hat im Zusammenhang seiner sehr kritischen Sicht auf die politische Enzwicklung der EU davon gesprochen, dass sie ihre mögliche weltpolitische Rolle schlicht verfehle. Zu meiner Auseinandersetzung mit seiner damaligen Position und der Debatte, die sie in der Zeitschrift *Leviathan* siehe Martens (2016, 44-67).

^{xvii} Einen wichtigen Impuls hat hier zweifellos die amerikanische Philosophin Elizabeth Anderson (2019) gegeben. Im Hinblick auf die deutschen Verhältnisse und anschließend an einen schon länger zur Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft geführte Debatte im FNPA habe ich den in meinem Buch *Arbeit und Demokratie* aufgegriffen (Martens 2020).

^{xviii} Man mag streiten können, ob ein solcher Blick zurück ein wenig geschönt ist. Doch wer nach der Weltfinanzkrise bei dem Kurswechsellkongress der IG Metall dabei gewesen ist, der 2012 schon wieder vom China-Boom der deutschen Automobilindustrie überlagert war, mag sich erinnern, dass der Journalist, der das Auftaktpodium dieser Tagung moderiert hat, gleich zu Beginn seine Überraschung darüber zum Ausdruck gebracht hat, dass ausgerechnet die Gewerkschaften hier im Verein mit dem BUND auch die ökologische Dimension eines solchen Kurswechsels zum Thema machen würden. Er hat mit seiner Überraschung und Skepsis nicht so falsch gelegen.

^{xix} Ich zitiere hier nach dem Manuskript und verzichte deshalb auf eine Seitenangabe.

^{xx} Hannah Arendt (1971) hat solche Prozesse von der Selbsttäuschung bis hin zur Ideologisierung knapp 35 Jahre später aus Anlass der Veröffentlichung der Pentagonpapiere systematisch analysiert. Sie spricht von einer Kette von Selbsttäuschung, Täuschung, Lüge, Ideologisierung und Wirklichkeitsverlust.

^{xxi} Parallel zu diesem Aufsatz habe ich einen längeren Essay unter dem Titel *Der Traum vom ewigen Fortschritt. Zur Kritik des herrschenden Fortschrittsparadigmas* verfasst, den ich spätestens nach dem mir in Aussicht gestellten Erscheinen einer komprimierten Aufsatzfassung in der Zeitschrift *Sozialistische Politik und Wirtschaft* auf meiner Homepage einstellen werde und zu dem ich auf frühere eigene Arbeiten (u. a. Martens 2015, 2016 und 2020c) zurückgegriffen habe.

^{xxii} Beide Formulierungen, die von der *atlantischen Zivilisationsgemeinschaft*, und die von unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit*, finden sich bei Hannah Arendt – in ihren nachgelassenen Schriften zur Politik und ihrem letzten, vielleicht philosophischsten Buch *Vom Leben des Geistes* (Arendt 1993 und 1979).

^{xxiii} Achille Mbembes nicht gehaltene Rede *Die Leben wägen. Covid 19 hat eine Reihe von dunklen Ahnungen bekräftigt, hat uns das Chaos, die Gewalt und die Ungerechtigkeit vor Augen geführt, die die Welt strukturieren*, wurde abgedruckt in der Süddeutschen Zeitung am 05.08. 2020

^{xxiv} Und wir könnten, spätestens seit John Meynard Keynes, gut wissen, dass die Banken Giral- und Buchgeld schöpfen „aus dem Nichts“, wie schon Joseph Schumpeter schrieb. Doch das ist heute an den Rand unseres akademischen Wissens gerückt worden. Was heute herrscht, sind normativ begründete Interessen nach Reichtumsmehrung und Geldwertstabilität. Siehe zu dieser Argumentation überzeugend den jüngsten Beitrag von Michael Wendl *Müssen Staatsanleihen zurückgezahlt werden? Über Vorurteile und Mythen*, in *Sozialismus* 11/2020, S. 52-56

^{xxv} Siehe dazu meine Argumentation in *Die Corona-Krise als Störung des Weiter-So*, in: *Sozialismus* 10/2020, S. 57-62.

^{xxvi} Siehe hierzu Enzensbergers Buch *Die Elixire der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa*, Frankfurt am Main 2002

^{xxvii} Pointiert dargelegt finden sich diese Argumentation und die Formulierung von der *Pose der Autorität* in Arno Gruens Aufsatz *Wie Frieden?*, Er ist erschienen in dem von Margot Käßmann und Konstantin Wecker 2015 herausgegebenen Band: *Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden*.

^{xxviii} Die Formulierung vom *Elend der Welt* spielt an auf die Untersuchung von Pierre Bourdieu (1997), geschrieben lange vor den Zuspitzungen multipler Krisenentwicklungen heute und zielend auf das schon davor alltägliche Leiden der Menschen an ihrem Alltag im Zeichen des fortschreitenden neoliberalen Projekts. Zu den weiteren Bezügen auf *Formen totaler Herrschaft* sowie den unter ihnen ausgeübten Terror siehe das Totalitarismus-Buch Hannah Arendts sowie Albert Camus *Der Mensch in der Revolte*.

^{xxix} Cornelius Castoriadis argumentiert so in seinem Entwurf einer politischen Philosophie. Und er legt in diesem Entwurf überzeugend dar, dass alle Gesellschaften, die Menschen in der Geschichte

ihres Zivilisationsprozesses hervorgebracht haben, durch Ordnungssysteme geprägt gewesen sind, die er in spezifischem Sinne als *imaginäre Institutionen* bezeichnet. Sie ermöglichen, dass zum Beispiel im Mittelalter die Abhängigkeit der Leibeigenschaft unten und die für die Durchschnittsmenschen unerreichbare herrschaftliche Stellung der Angehörigen von Adel und Klerus oben für alle Gesellschaftsmitglieder ebenso selbstverständlich gewesen ist, wie das heute der Status der Lohnabhängigkeit, also Abhängigkeit von Erwerbsarbeit, unten und der von geradezu unermesslichem Reichtum einiger tausend Milliardäre oben ist. Erst bei ein wenig Nachdenken wird klar, dass die sich ihren Reichtum unmöglich selbst erarbeitet haben können sondern genommen haben, wie Johann Wolfgang Goethe das schon für die Verhältnisse zu seiner Zeit – und zwar im Blick auf seinen eigenen Vater, der als der reichste Bürger Frankfurts galt, formuliert hat, ohne deshalb zum Klassenkämpfer zu werden.

^{xxx} Siehe dazu die Veröffentlichungen von Arno Georg und Gerd Peter (2015) sowie Olaf Katenkamp u.a. (2018).

^{xxx}ⁱ Der *literarische Philosoph* und philosophische Literat ist Albert Camus, und das Zitat findet sich im Schlusskapitel *Das mittelmeerische Denken* seiner philosophischen Essays *Der Mensch in der Revolte*, die in Französischer Sprache erstmals 1951 erschienen sind. Wörtlich zitiert lautet der entsprechende Abschnitt: *Aber die Jugend der Welt steht immer am gleichen Ufer. In das gemeinsame Europa geworfen, in dem, der Schönheit und Freundschaft beraubt, die stolzeste aller Rassen stirbt, leben wir im Mittelmeer immer im gleichen Licht. Inmitten der europäischen Nacht erwartet das Sonnendenken, die Kultur mit dem doppelten Gesicht, die Morgendämmerung. Aber sie beleuchtet schon die Wege einer echten Überlegenheit* (a. a. O. 392). Der Gebrauch des Wortes *Rasse* mag heutige aufgeklärte Leser*innen irritieren. Ich denke er zielt hier auf die Griechen der Antike, an deren philosophisches Denken Camus ja u.a. anknüpft.

^{xxx}ⁱⁱ Die Tagung fand 11. Bis 14. April 1972 in Oberhausen statt. In den damals zehn Tagungsbänden finden sich u.a. Bände mit den Titeln: Bd. 1 *Qualität des Lebens*, Bd.3 *Verkehr*, Bd. 4 *Umwelt*, Bd. 5 *Gesundheit*, Bd. 7 *Qualitatives Wachstum* und Bd. 8 *Demokratisierung*. Für die, die heute mit unseren Gewerkschaften in Berührung kommen, könnte es überraschend sein, welche umfassenden gesellschaftspolitischen Gestaltungsansprüche, unsere Gewerkschaften einmal erhoben haben.

^{xxx}ⁱⁱⁱ Aus der ganzen Reihe von Untersuchungen hierzu verweise ich an dieser Stelle auf einen Aufsatz von Roland Roth (2012), der nach dem arabischen Frühling und den sozialen Konflikten in zahlreichen weiteren Ländern erschienen ist und vom *Scheitern und Gelingen von Sozialen Bewegungen* handelt.

^{xxx}^{iv} Siehe dazu insbesondere die jüngste Analyse von Steffen Lehndorff 2020 – und dazu die Rezension von Michael Brie 2021

^{xxx}^v Es ist leicht zu sehen, dass ich mich damit von einem Politikbegriff leiten lasse, der sich eng an das Denken der Politikwissenschaftlerin Hannah Arendt anlehnt, wie er insbesondere in ihrem Buch *Über die Revolution* und in ihren nachgelassenen *Schriften zur Politik* zu finden ist. Siehe zu Arendts Denken im Hinblick auf den *schwierigen Weg zur Demokratie als Lebensform* Martens 2016, 120-149, zu Arendt und Camus Martens 2020, 88-116.

^{xxx}^{vi} Es sei daran erinnert, was Jacques Rancière (2002, 100) in seinem politischen Traktat *Das Unvernehmen* überzeugend dargelegt hat: Der Begriff der (demokratischen) Politik ist bei Marx in problematischer Weise als das Unwahre einer bürgerlichen Ideologie entwickelt, und das Proletariat, das es im soziologischen Sinne empirisch nie gegeben habe, sei der *Name der ‚Klasse, die keine ist‘* und der *in der Meta-Politik als der Name des Wahren der politischen Illusion selbst galt*.

^{xxx}^{vii} Das Zitat findet sich bei Arendt 1974 auf Seite 306, verbunden mit seiner Befürchtung, dass ein „auf Wahl beruhender Despotismus“ sich, so Arendt, *als ein ebenso großes und vielleicht ein größeres Übel erweisen werde als die Monarchie*.

^{xxxviii} Siehe zu Camus als *philosophischem Literaten* meinen literaturwissenschaftlichen Essay (Martens 2020d) zu Albert Camus als philosophischem Literaten. Dass ich Camus als *literarischen Philosophen* für mich wiederholt als Linksnietzscheaner eingeordnet habe (siehe Martens 2020e) setzt selbstverständlich eine intensive Auseinandersetzung mit der Philosophie Friedrich Nietzsches voraus. Siehe dazu Martens 2021, 152-189.

^{xxxix} Siehe dazu c den Artikel von Holger Gertz (2021), der berichtet, das Camus' 1947 in Frankreich veröffentlichter Roman 2020 in Deutschland ca. 150 000 Mal verkauft worden sei. Gertz entdeckt bei seinem *Blick zurück nach vorn*, dass Camus in seinem Roman vor achtzig Jahren schon alles beschrieben habe, was unseren Umgang mit der Corona-Pandemie heute kennzeichne. *Wie oft man im Buch etwas liest und sagt: Genau so ist es auch jetzt. Genau so und nicht anders.* Er ist beeindruckt von dem philosophischen Literaten und dem *Menschenkenner* Camus, der *nachsichtig mit den Menschen* sei. Er hat den literarischen Philosophen nicht mit im Blick, der wenige Jahre nach seinem Roman seine philosophischen Essays *Der Mensch in der Revolte* veröffentlicht hat. Doch man kann beide nicht trennen.